

# GEO EPOCHE

DAS MAGAZIN FÜR GESCHICHTE

DAS KAISERLICHE JAPAN GEO EPOCHIE



Samurai und Shogune, Mönche und Kaiser, Geisha und Kurtisanen:  
Wie sie die Geschicke der ältesten Monarchie der Welt bestimmten

60021  
419487 5508019

The background of the advertisement features a close-up of a woman's face on the left, with her eyes looking directly at the viewer. On the right, there is a view of a cathedral's interior, specifically the nave, with tall columns and arched windows letting in bright light.

# 1000 Reisen und ein Ziel: Intensiverleben

**Studiosus-Reisen** erweitern vom ersten Tag an Ihren Blick auf die Welt und schaffen unvergesslich intensive Eindrücke.

Wählen Sie aus dem größten Studienreise-Angebot Europas. Erleben Sie über 100 Länder in ihrer ganzen Vielfalt: Sehenswürdigkeiten und Kultur, Märkte, Strände und die Menschen.

Fordern Sie jetzt kostenlos  
unsere aktuellen Kataloge an:

Per Telefon **00 800/24 01 24 01**  
(Gebührenfrei für D, A und CH)

Oder Internet [WWW.studiosus.com](http://WWW.studiosus.com)

# Studiosus



## Liebe Leserin, lieber Leser

**E**s gibt nur wenige Kulturen, die westlichen Besuchern so rätselhaft erscheinen wie die japanische.

Wie sind all die Rituale des Alltags zu deuten, die den Fremden häufig verwirren? Etwa die Neigung der Menschen, manchmal „ja“ zu sagen, tatsächlich aber „nein“ zu meinen (Erklärung: weil das Wort *hai* im Japanischen sehr viel mehr Bedeutungen hat als nur „ja“ – auch etwa „wie bitte?“ oder „ich habe verstanden“ –, und weil man den Gesprächspartner mit einem direkten „nein“ nicht vor den Kopf stoßen will).

Oder die Bereitschaft, ein Lächeln aufzusetzen, das in Wirklichkeit alles andere ist als ein Lächeln (Erklärung: weil freundliche Gesichtszüge in Japan nicht unbedingt bedeuten, dass man

Das Rätsel Japan – oder das Prinzip, stets den Schein zu wahren

freundlich gestimmt ist, sondern vielleicht versucht, eine Fassade unverbindlicher Höflichkeit aufrechtzuerhalten).

Oder der Wille vieler Japaner, die Interessen der Gruppe über die Interessen des Individuums zu setzen – mehr noch: ausgeprägte Individualität überhaupt abzulehnen (Erklärung: weil die Fischer und Reisbauern auf den rauen, schwer zu bewirtschaftenden Vulkaninseln jahrtausendelang nur deshalb überleben konnten, weil sie sich bis zur Selbstaufgabe der Dorfgemeinschaft unterwarf).

Dem Rätsel Japan auf die Spur zu kommen – das versuchen die Autoren der 15 historischen Reportagen und Bildessays in diesem Heft. Sie zeichnen die wechselvolle Historie eines Kaiserreichs nach, dessen Kaiser jahrhundertelang nichts zu sagen hatten. Sie beschreiben den Auf-

stieg der Samurai, jenes Kriegeradelns, der trotz aller Loyalitätsbekundungen zum jeweiligen Herrscher das Land mit seinen erbitterten Machtkämpfen immer wieder ins Chaos stürzte. Und sie porträtieren ein Reich, das sich um 1550 europäischen Einflüssen weit öffnete, dann aber abrupt seine Grenzen schloss und sich für mehr als 200 Jahre fast vollkommen vom Rest der Welt isolierte.

Immer wieder wird dabei deutlich, wie stark bestimmte Konstanten im Denken und Handeln die Geschichte Japans geprägt haben. Etwa das Prinzip, stets den Schein zu wahren – was unter anderem dazu führte, dass jene Politiker, die Japan ab 1868 rücksichtslos modernisierten, ihrem Volk gegenüber erklärten, bei dieser sozialen Revolution handele es sich in Wirklichkeit um die Rückkehr zum Kaisertum von einst.

Auch Tokios Außenpolitik nach 1945 war davon bestimmt, über Jahrzehnte eine Fassade des politischen Anstands aufrechtzuerhalten und so zu tun, als hätte es die japanischen Kriegsverbrechen zwischen 1937 und 1945 nie gegeben. Noch heute erfahren japanische Kinder darüber kaum etwas in ihren Schulbüchern. Wird der damals amtierende Tenno nach wie vor als Friedenskaiser verehrt, obwohl sich fast alle Historiker längst einig sind, dass der aggressive japanische Militarismus ohne das Einverständnis Kaiser Hirohitos nicht möglich gewesen wäre.

Auch das gehört zum Rätsel Japan. Wir haben versucht, es für Sie ein wenig zu lüften.

Herzlich Ihr

A handwritten signature in blue ink that reads "Michael Schaper". The signature is fluid and cursive, with "Michael" on top and "Schaper" below it.

Michael Schaper

# INHALT

## ZEITENWENDE

Ende des 19. Jahrhunderts bereisen Fotografen das lange isolierte Kaiserreich. Sie erleben eine Welt der Geisha und der Samurai (rechts), der entlegenen Schreine und geheimnisvollen

Städte: das alte Japan – kurz bevor es im Rausch der Modernisierung vergeht.

Seite 6



## GEBURT EINES REICHES

Um 600 n. Chr. vollzieht sich unter dem Einfluss Chinas eine politische und spirituelle Revolution. An ihrem Ende steht ein geeintes Japan, beherrscht von einem göttlichen Kaiser.

Seite 22



## DER GEIST DER SAMURAI

Gewaltig ist die Flotte, die der Mongolen-Herrscherr Kublai Khan 1274 nach Japan schickt. Der Schwertadel der Samurai, geprägt von Stolz und Kampfesmut, stellt sich den Invasoren entgegen. Vergebens. Bis die Götter eingreifen.

Seite 52



## IM ZENTRUM DES IMPERIUMS

Um 1700 ist Edo, das spätere Tokyo, die gewaltigste Stadt des Inselstaates. Längst hat der Kriegeradel im Schatten des Shogun-Burg nicht mehr die alleinige Macht. Bürger steigen auf – und feiern ihre neue Kultur in Theatern, Teehäusern und Vergnügungsvierteln.

Seite 86



### KUNSTVOLLE ARMUT

Seit jeher wird das Empfinden der Menschen in Japan von der Natur geprägt, so stark wie kaum irgendwo sonst. Beeinflusst von Zen-Buddhismus und der Askese der Samurai, entwickeln sich daraus einzigartige ästhetische Ideale. Sie durchwirken die Kunst – wie diese Theatermaske zeigt –, aber auch den Alltag. Bis heute.

Seite 76



### AUF DER »OSTMEERSTRASSE«

Im Jahr 1832 beginnt der Künstler Utagawa Hiroshige eine Reise. Am Fuße des Vulkans Fuji und an 52 weiteren Stationen der Fernstraße von Edo nach Kyoto zeichnet er alles auf, was er erblickt – und schafft so ein einzigartiges Panorama vom Leben des einfachen Volkes.

Seite 110



### ENDE DER ISOLATION

Als 1853 US-Kriegsschiffe vor Edo kreuzen, löst das eine beispiellose Umwälzung aus: Der Militärherrscher muss abtreten, der Kriegeradel wird entmachtet. Reformpolitiker treiben das Land kompromisslos in die Moderne. Die Anhänger der alten Ordnung rüsten zum Widerstand.

Seite 122

### DER TENNO, DER SEIN SCHWEIGEN BRICHT

Keine 100 Jahre nach seiner Öffnung ist Japan eine Weltmacht, deren Truppen weite Teile Ostasiens beherrschen und millionenfachen Tod bringen. Erst als 1945 Atombomben auf den Archipel fallen, erhebt Kaiser Hirohito (rechts) endlich seine Stimme für den Frieden. Doch die Militärs wollen weiterkämpfen.

Seite 138

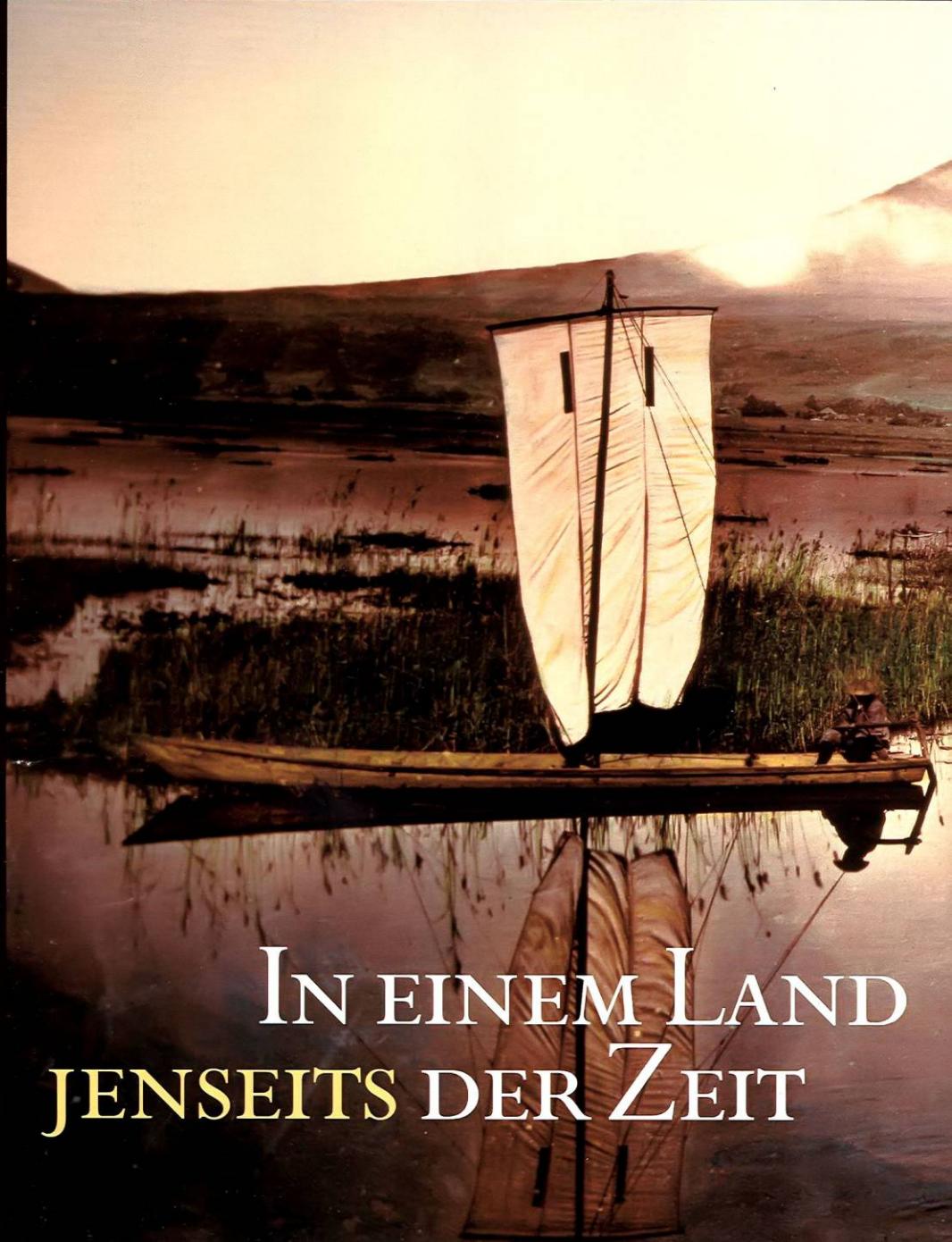


**Bildessay:** In einem Land jenseits der Zeit

6

<b>Die erste Kaiserin, um 600:</b> Machtkampf auf den Götterinseln	22
<b>Schrift:</b> Zeichen aus der Fremde	36
<b>Heian-Zeit, um 1000:</b> Am Hof der Sorglosen	38
<b>Kampf gegen die Mongolen, 1274:</b> Der Geist der Samurai	52
<b>Gartenkunst:</b> Landschaften der Erkenntnis	66
<b>Öffnung für Europa, 1542–1639:</b> Japans christliches Jahrhundert	68
<b>Ästhetik:</b> Die Schönheit des Wesentlichen	76
<b>Lyrik:</b> Ein Augenblick in 17 Silben	84
<b>Edo, um 1700:</b> Stadt der zwei Mächte	86
<b>Holzschnitt-Kunst:</b> Die Suche nach Vollkommenheit	106
<b>Von Edo nach Kyoto, 1832:</b> Im Reich der Tokugawa	110
<b>Meiji-Zeit, 1868–1912:</b> Die »erleuchtete Herrschaft«	122
<b>Kapitulation 1945:</b> Der Tenno erhebt seine Stimme	138
<b>Das Kaiserhaus heute:</b> Menschwerdung der Himmlichen	152
<b>Zeitläufte:</b> Japan – von den frühesten Anfängen bis ins 21. Jahrhundert	160
<b>Vorschau:</b> Die Französische Revolution	170
Fotohinweise	169
Impressum	169
<b>Titelbild:</b> Eine Städterin mit einer Garnspule. Japanischer Holzdruck, wahrscheinlich 18. Jahrhundert.	
Redaktionsschluss: 30. Januar 2006	
<b>Zitate</b> werden in der heutigen Rechtschreibung wiedergegeben. Kürzungen sind nicht kenntlich gemacht. Personennamen sind in japanischer Reihenfolge angegeben, erst der Familien-, dann der Rufname; Ausnahmen gelten bei Künstlern wie Busho oder Hokusai, die unter diesen Namen auch im Westen bekannt sind. Japanische Begriffe werden ohne Plural- oder Genitiv-s sowie ohne Betonungszeichen geschrieben. In allen japanischen Schreibweisen ist ye durch austauschbar, z. B. bei Yedo, das heute in der Regel Edo geschrieben wird. Letztere Form wird im Heft gebraucht. Einzige Ausnahme: Yen. Die Silbe kyo „Hauptstadt“, ist ein Suffix bei Namen von Kapitälen, etwa Heian-kyo, kurz Heian. Außer im Falle Tokios wird darauf verzichtet. Japanische Begriffe werden in der Regel bei der ersten Erwähnung kursiviert – ausgenommen allgemein gebräuchliche wie etwa Geisha.	

JAPAN UM 1890



# IN EINEM LAND JENSEITS DER ZEIT



**Erhaben ragt der Fuji hinter einem der Seen Shizuokas gen Himmel.**

**Der heilige Berg ist Symbol der vulkangekrönten Inseln des Kaiserreiches**

**Japan – eines Europäern generationenlang verschlossenen Landes der**

**Samurai und der Geisha, der entlegenen Schreine und der geheimnisvollen**

**Städte. Erst am Ende des 19. Jahrhunderts öffnet sich die Nation – und**

**modernisiert sich so radikal wie kaum ein anderer Staat in der Geschichte.**

**So reisen einige westliche Fotografen in den Fernen Osten, um Bilder**

**des alten Japan einzufangen, ehe es für immer versinkt**





## S A M U R A I

Lange Zeit verfügt der Kaiser über keine Armee. Ihm zu Diensten verteidigen Landadelige und Bauern die Reichsgrenzen. Um das Jahr 1000 lösen sich diese **Diener** (*samurai*) langsam vom Hof. Ein Schwertadel entsteht, der im 12. Jahrhundert die Herrschaft an sich reißt – der Tenno ist bis ins 19. Jahrhundert ein Staatsoberhaupt ohne Macht. Schon bald kämpfen Samurai-Familien um die Vorherrschaft. Erst um 1600 stiftet eine von ihnen Frieden. Die Samurai bleiben die Elite der Gesellschaft, doch müssen verarmte Angehörige der Kriegerkaste ihren Lebensunterhalt nun oft auf andere Art bestreiten – etwa als Sumo-Ringer



## TAIKA

Japan hat sich zwar jahrhundertelang von seinen Nachbarn isoliert, doch seine Tradition radikaler Reformen ist alt. Schon im Jahr 646 gibt sich eine erfolgreiche Dynastie das Motto **Großer Wandel** – ein Begriff, der auf die Zeit um 1900 erneut zutrifft. Das Dorf Yokohama etwa wächst in wenigen Jahren zur Metropole. Aus Fischern werden Kaufleute, die in ihren Läden (oben links) Kuriositäten und Souvenirs an die Seeleute aus dem Westen verkaufen, die seit der erzwungenen Öffnung des Landes im Jahr 1854 Japan besuchen







## UTSUKUSHISA

Die Geisha, die Verkörperungen der **Schönheit**, sind erotische Unterhalterinnen, anmutig, kultiviert und gewandt in der Konversation. Sie bezaubern die ersten Europäer, die das Land besuchen. Wie die Amüsier-damen schminken sich auch Bürgertöchter ihre Gesichter weiß und färben sich die Zähne schwarz – ein in Japan geschätztes ästhetisches Ideal, das jedoch von Fotografen aus dem Westen nicht abgebildet wird







## INAKA

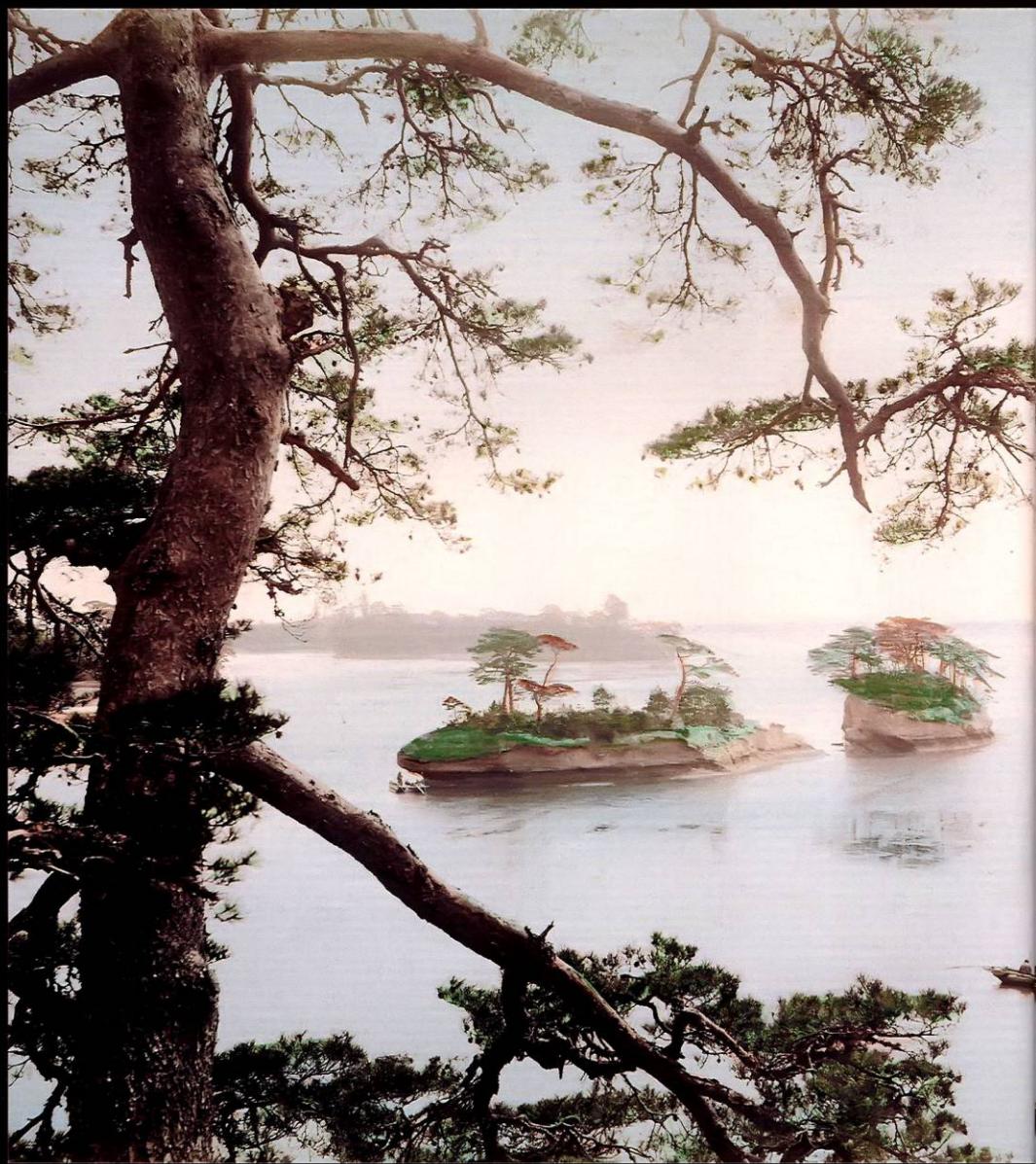
Der Begriff für das **Land** hat im Japanischen einen abwertenden Klang, denn das Wort meint auch »bäuerisch«. Und tatsächlich ist die Meiji-Restauration, die radikale Modernisierung gegen Ende des 19. Jahrhunderts, vor allem eine städtische Umwälzung. Für die Bauern in den Dörfern, zu dieser Zeit noch 80 Prozent der Bevölkerung, ändert sich wenig – bis auf die Steuern, die sich fast unerträglich erhöhen

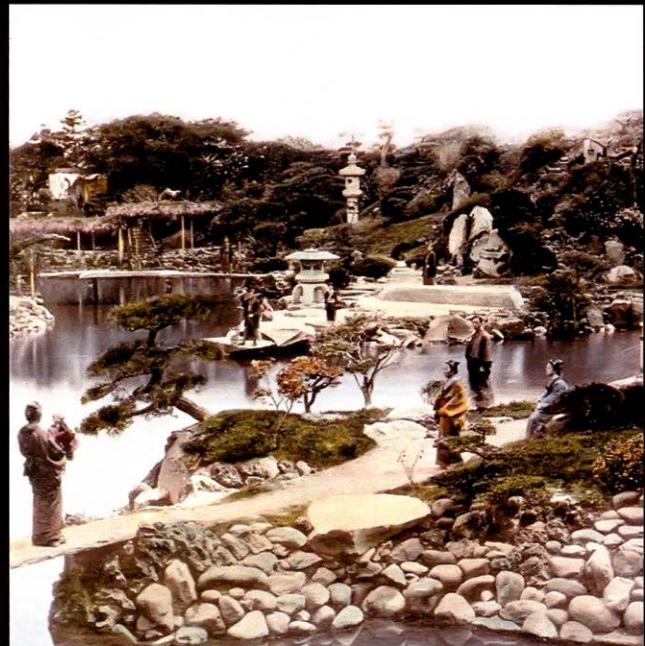


## S H I N T O

Kami sind Götter, deren Zahl niemand kennt. Denn jederzeit können neue entstehen, während alte Gottheiten in Vergessenheit geraten. **Weg der Kami** heißt Japans uralte Religion, deren unzählige Schreine die Inseln zieren. So säumen Tausende Glück verheißender Torbögen den Weg zum Inari-Schrein in Kyoto, wo die Gläubigen den Reisgott verehren. Bei manchen Festen verlassen die Götter ihren heiligen Platz und werden in einer Sänfte durch die Straßen getragen







## S H I Z E N

Die **Natur** ist mancherorts unantastbar. Besondere Plätze, etwa die Matsushima-Inseln, gelten im Shinto-Glauben als von mächtigen Kami bewohnt und sind Stätten der Verehrung. Doch die Natur kann auch verändert werden. In Gärten wie dem des Adelsgeschlechts Hotta in Tokyo wird die Umgestaltung der Welt zur hohen Kunst erhoben



## O K A N E

Reis, der in überfluteten Feldern angebaut wird, ist nicht nur das wichtigste Nahrungsmittel, er ist auch das **Geld** der alten Zeit. Denn in Reis werden Steuern erhoben und Beamte bezahlt. Tagelöhner schützt oft nur ein Strohumhang vor der Witterung. Viele Landarbeiter wandern in die neu gegründeten Fabriken ab – und schuften dort für den phänomenalen Aufstieg Japans □



# Machtkampf auf den Götterinseln



Das Leben auf den japanischen Inseln in den ersten Jahrhunderten nach der Zeitenwende ist rau und gefährlich. Lokale Kriegsherren sind untereinander in lang andauernde Fehden verstrickt, ihre Gefolgsleute einem archaischen Glauben verhaftet. Zwar einigen schließlich die Könige von Yamato das Reich, doch erst unter dem Einfluss der chinesischen Kultur beginnt im 6. Jahrhundert eine politische, geistige und spirituelle Revolution. An ihrem Ende steht ein zentralisiertes Japan, begründet von einem machtbesessenen Krieger, einem gelehrt Prinzen sowie einer Herrscherin, die sich erstmals als Kaiserin verehren lässt. Und als Abkömmling der Götter



Im Angesicht einer Respekt gebietenden Natur sind den Japanern seit alters her unzählige  
landschaftliche Orte heilig – etwa die Insel Miyajima bei Hiroshima, die als Verkörperung der drei Töchter eines  
Sturmgottes gilt. Das hölzerne *torii* davor markiert den Übergang vom weltlichen zum sakralen Bereich

**D**ies ist eine Geschichte, in der Menschen von Göttern abstammen und sich Chroniken mit Mythen vermengen. Es ist eine Geschichte mit einem dunklen Ursprung und mehr als einer Wahrheit. Sie spielt in einer schroffen Inselwelt am Rande Asiens und handelt von geheimnisvollen Einwanderern, von Herrschern, Kriegern, Bauern, Sklaven. Von zwei uralten Religionen, die sich ergänzen, als wären sie füreinander geschaffen. Von einem Reich, das aus der Vorgeschichte aufsteigt zu Größe, Glanz und Macht.

Es ist die Geschichte des Landes der aufgehenden Sonne, seiner ersten Kaiserin und jener Männer, die sie zu ihrem übermenschlichen Rang erhoben haben.

JAPAN IST, SO STEHT ES in einer Legende, das erste Land der Erde, geschaffen von einem göttlichen Geschwisterpaar: „Izanagi und Izanami standen auf der schwebenden Himmelsbrücke und hielten Rat. „Dort unten muss ein Land sein“, sagten sie und warfen den juwelenglitzernen Himmelsspeer nach unten und fanden den Ozean. Sie rührten in den Salzfluten, und die von der Speerspitze herabtropfenden Tropfen erstarnten zu einer Insel, die den Namen Onogorōjima erhielt. Die beiden Gottheiten stiegen herab, ließen sich nieder, und als Mann und Frau zeugten sie von hier aus andere Inseln.“

Doch die Japaner kennen noch weitere Erzählungen, die andere Geschichten von der Entstehung des Landes überliefern. Und so herrscht schon im Mythos das Uneindeutige, der Widerspruch, das Rätsel.

Japan, das ist ein Bogen aus vier großen und fast 4000 kleinen Eilanden, ausgestreckt auf über 2600 Kilometer Länge. Hokkaido, die nördlichste der vier Hauptinseln, ist der Ort dichter Wälder und verschlossener Gebirge. Nur 43 Kilometer trennen sie vom sibirischen Sachalin.

Darauf folgt Honshu, die größte Insel. Auch sie durchzogen von Gebirgen –

der 3776 Meter hohe Kegel des Fuji an der Südostküste ist Japans höchster Berg – und von reißenden Strömen. Eine verschlungene Meeresstraße, die Inlandsee, trennt Honshu von den beiden südlichen Inseln: von Shikoku, einem subtropischen Eiland, und dem kargen Kyushu im Schatten des Vulkans Aso.

Fast 380 000 Quadratkilometer Fläche misst dieser Archipel insgesamt, etwas mehr als Italien. Ein wunderschönes Land: Berge, die dem Ozean entspringen, schäumende Bäche, heiße Quellen, dichte Wälder aus Ahorn, Zedern, Makinobäumen, Kiefern und Bambus.

Eine trügerische, eine gefährliche Schönheit.

Denn obwohl Hokkaido auf dem gleichen Breitengrad liegt wie Südfrankreich, gibt es hier und auf Honshu frostige Winter, sind etwas weiter südlich die Sommer heiß und fast unerträglich feucht.

Das zerklüftete Bergland lässt wenig Platz für Ebenen, auf denen Menschen siedeln und Felder anlegen könnten; nur etwa 15 Prozent Japans bestehen aus Flachland. Kaum Strände, kaum ein schiffbarer Fluss, nur wenige Pässe: Schwierig ist es, über Land oder See von einem Ort zum anderen zu gelangen. Und gefährlich obendrein.

Denn heftige Stürme, Taifune, können vor allem im September und Oktober hereinbrechen. Rund 40 aktive Vulkane bedrohen die Menschen mit Asche, Lava, Feuerregen. Etwa 1500-mal pro Jahr bebte die Erde. Manchmal türmen sich Tsunami auf, riesige Wellen, die das Küstenland verschlingen.

Während der letzten Eiszeit lag der Meeresspiegel niedriger als heute, denn viel Wasser war im Eis der Pole und Gletscher gespeichert. Von Korea, 180 Kilometer von den südlichen Hauptinseln entfernt, und Sachalin führten Landbrücken bis Japan. Erst als sich das Klima erwärmt und das Eis schmolz, versanken diese Verbindungen im Meer.

Vor etwa 12 000 Jahren wurde Japan vom asiatischen Mutterland getrennt, davon jedenfalls gehen die meisten Forscher aus. Einige Wissenschaftler vermuten jedoch, dass die Verbindung nach Sachalin erst vor zwei Jahrtausenden im Meer verschwand – also zu einer Zeit, da in Rom und China bereits Kaiser über Imperien herrschten.

Wie auch immer: Gruppen von Jägern und Sammlern blieb ausreichend Zeit, zu Fuß nach Japan zu gelangen. Vor vielleicht 30 000 oder 50 000 Jahren – oder sogar noch früher – sind die ersten Menschen auf den Archipel gelangt. Im sauren Boden der Inseln haben sich kaum vorzeitliche Skelette erhalten, was Datierungen erschwert.

Wer mögen die Ankömmlinge gewesen sein? Das moderne Japanisch gehört zur Altaischen Sprachfamilie, lässt sich aber nicht eindeutig zuordnen. Wahrscheinlich stammten die Japaner von mehreren zentral- und südostasiatischen Volksstämmen ab, die nach und nach bis zur Peripherie des Kontinents gewandert sind.



Einer der wichtigsten Akteure im historischen Drama um die Gründung des Kaiserreiches ist Prinz Shotoku. Im Jahr 604 formuliert er im Namen seiner Herrscherin »17 Verfüungen«. Dieses Dokument, welches Loyalität gegenüber dem Monarchen einfordert, ist die erste Verfassung Japans

Wälder, wie dieser grün schimmernde Bambushain, aber auch Hügel, Felsen und sogar einzelne Bäume werden in der japanischen Ur-Religion, dem Shinto, verehrt. Die Anhänger des Kultes glauben an *kami*, göttliche Kräfte, die den Naturscheinungen innewohnen. Die können Gesundheit und Wohlstand bringen, aber auch Krankheit und Missernte



## SCHÖN IST DAS LAND UND TRÜGERISCH – DENN DIE IDYLLE VERBIRGT DIE GEWALT SCHLAFENDER VULKANE

Bis heute zumindest lassen sich auf den Inseln wohl zwei Ethnien identifizieren: die modernen Japaner, deren Vorfahren auf den südlichen Hauptinseln und auf Honshu gesiedelt haben – und die Ainu, deren Heimat Hokkaido und das nördliche Honshu gewesen ist. Die Ainu unterscheiden sich in ihrem weniger stark mongolid geprägten Äußeren und in ihrer Sprache von ihren südlichen Nachbarn.

Sicher ist aber selbst diese scheinbar archaische Trennung nicht: Denn die seltenen Schädfunde aus alter Zeit deuten an, dass auch die frühen Japaner weit weniger mongolid Gesichtszüge hatten als heute. Gut möglich, dass es bis ins 16. Jahrhundert dauerte, bis sich die Physiognomie des modernen Japanners herausgebildet hat. Dann aber wä-

ren Japaner und Ainu enger miteinander verwandt, als Forscher lange Zeit geglaubt haben.

Für Jahrtausende leben Menschen in kleinen Gruppen als Jäger und Sammler auf den Inseln. Früh schon lernen sie die Kunst des Töpferns, doch dann scheint ihre kulturelle Entwicklung erlahmt zu sein. Sie bauen gar nicht oder nur in primitiver Form Feldfrüchte an. Sie gründen keine Reiche. Und sie bleiben einem archaischen Glauben verhaftet.

Denn aus ihren frühen Kulten entwickelt sich mit der Zeit die Welt der *kami*.

Kami sind ursprünglich der Natur innewohnende Kräfte, in bestimmten Bäumen, Bergen, Quellen, in Tieren und Menschen. So ist der Fuji Ort eines mächtigen Kami. Gelegentlich schmückt ein *torii* heilige Orte, ein rituelles Tor aus zwei Pfosten und zwei Balken.

Ein Kami kann zürnen und Krankheiten oder Missernten schicken. Er kann Gesundheit und Erfolg schenken. Stets aber ist er begrenzt: Er wirkt nur an einem bestimmten Ort, mancher nur bei bestimmten Anlässen. Priester vermögen mit den Kami zu reden,

ihren Willen zu deuten, ihren Zorn zu beseitigen.

So verbindet sich spirituelle mit weltlicher Macht. Jedes Sippenoberhaupt ist zugleich wichtigster Priester des bedeutendsten Kami der Region: Macht macht heilig.

Werden an verschiedenen Orten ähnliche Naturscheinungen verehrt, können sich die Kulte unterschiedlicher Kami mit der Zeit vermengen. So verschmelzen etwa mehrere Kami der Sonne schließlich zu einem einzigen, zur Sonnengöttin Amaterasu: Die Überlieferung besagt, der Schöpfergott Izanagi

habe die Sonne beim Waschen seines linken Auges hervorgebracht.

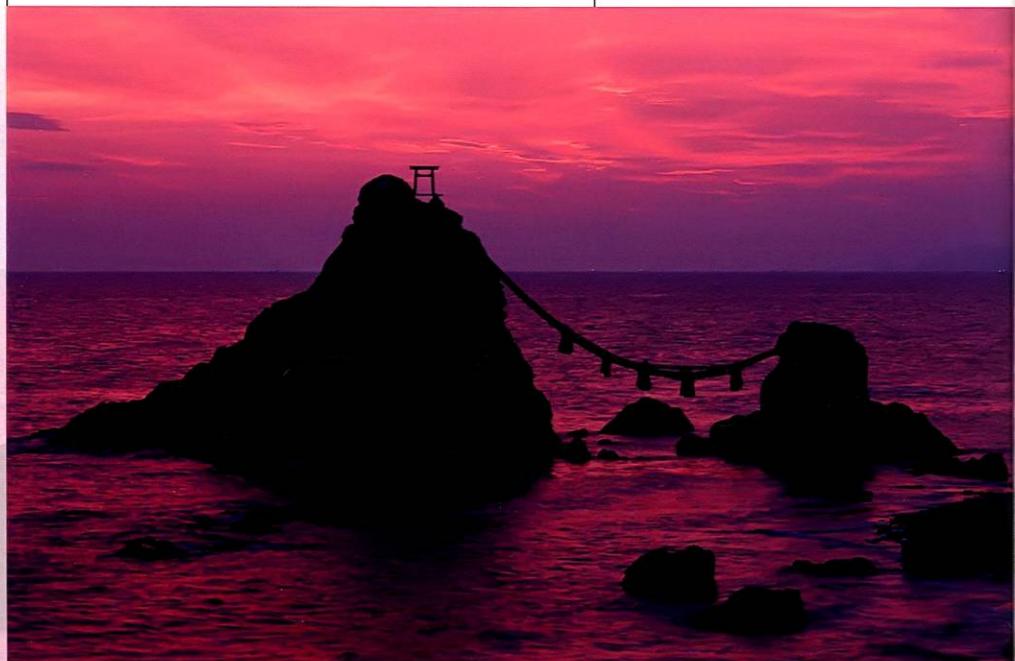
Doch es gibt keinen Religionsstifter, kein Zentralheiligtum und auch keine fest umrissene Glaubenslehre. Über viele Jahrhunderte hat diese Religion nicht einmal einen eigenen Namen und auch keinen einzigen heiligen Text. Shinto werden die Japaner ihren alten Glauben erst um das Jahr 600 n. Chr. nennen: den „Weg der Kami“. Und sie werden zur Niederschrift dieses Namens zwei chinesische Schriftzeichen übernehmen – zwei Zeichen, die für das Übernatürliche und das Mysteriöse stehen.

Denn China reißt Japan aus dem geschichtlichen Dämmer der Steinzeit. Das Reich der Mitte ist schon lange zur Hochkultur geworden: ein Land mit Königen und Künstlern, mit Beamten und einer Schrift, mit Technik und Verwaltung. Auch das kleinere Nachbarland Korea ist von der chinesischen Zivilisation geprägt.

Ab etwa 300 v. Chr. gelangt diese Kultur plötzlich über das Meer. Warum zu dieser Zeit? Niemand vermag dies bis heute zu beantworten. Und wer bringt diese Kultur? Flüchtlinge, vermuten viele Wissenschaftler. Koreaner und Chinesen, die bei einem der unzähligen Kriege, die Chinas Aufstieg zur Großmacht begleiten, übers Meer entkommen.

Jedenfalls bringen die geheimnisvollen Neuankömmlinge die Kunst des Reisanbaus auf gefluteten Feldern mit.

## DER GLAUBE AN DIE KRÄFTE DER NATUR VERLEIHT AUSERWÄHLTEN PRIESTERN GROSSE MACHT



Zwei Felsen vor der Stadt Ise auf der Hauptinsel Honshu symbolisieren zwei der bedeutendsten göttlichen Kräfte des archaischen Shinto-Glaubens: das mythische Geschwisterpaar Izanagi und Izanami, das der Legende nach einst das japanische Inselreich geschaffen hat. Die Felsen sind durch ein schweres, mit Fransen versehenes Reisstrohseil verbunden – das rituelle Band zwischen den alten Gottheiten

Eine ungeheure Revolution! Aus Jägern und Sammlern, die nur zeitweise in primitiven Dörfern hausen, werden binnen weniger Generationen Bauern in festen Siedlungen. Japans Gesicht verändert sich: Hügel werden terrassiert, um Platz zu schaffen für den Reis. Hölzerne, auf Pfählen errichtete Lagerhäuser, befestigte Wege und komplizierte Bewässerungs- und Drainagesysteme prägen die Dörfer. Ackerbaugeräte, Pfeilspitzen und Schwerter aus Eisen bringen die Neueinwanderer mit, Glöckchen, Spiegel, Siegel aus Bronze.

Forscher wissen wenig über die Einzelheiten dieser Jahre, denn es gibt für diese Epoche keine zuverlässige Chronik, kaum eine Inschrift. Die neuen Techniken, so viel ist sicher, verändern das Land sehr rasch – denn Reisbauern können mehr Menschen ernähren als Jäger und Sammler. Aus den Siedlungen an den Feldern werden Hauptorte kleiner Reiche.

Noch vor der Zeitenwende hat sich, so berichtet ein chinesischer Chronist, das Steinzeitland Japan in die über 100 „Reiche von Wa“ verwandelt, die sich um ihre Grenzen streiten. Honshu, Shikoku und Kyushu sind in jener Zeit wahrscheinlich Schlachtfelder, in denen Fürsten schon um einen Pass, ein Feld, eine Bucht kämpfen. Nur der Norden Honshus und Hokkaido, wo es zu kalt ist für den Reisanbau, bleibt das Land der Ainu, die wie ihre Ahnen von Jagd und Fischfang leben.

Einige dieser Kleinststaaten, das ist aus chinesischen Quellen überliefert, schicken Gesandte ins Reich der Mitte. Eisenerz, das in Japan selten ist, tauschen die Fürsten in Korea ein, ebenso Bronze. Sie zahlen wahrscheinlich mit menschlicher Ware: Kriegsgefangene, die sie als Sklaven verkaufen.

Jahrhundertlang währt dieses Ringen. Metallwaffen, Stäbchenpanzer und Reitpferde machen aus den Männern mancher Sippen gefürchtete Krieger. Langsam, wohl durch militärische Triumphreihen ebenso wie durch geschickte Bündnisse, gewinnt ein Reich die Oberhand: Yamato in der Bucht von Osaka.



Noch um etwa 400 v. Chr.  
leben die Japaner in der Steinzeit. Jäger, Sammler und Fischer ziehen in Gruppen umher und fertigen Ritualfiguren oder mit Kordelmuster verzierte Gefäße aus Ton. Ackerbau kennen sie ebenso wenig wie Metallverarbeitung oder eine Schrift. Doch dann erreicht die chinesische Zivilisation den japanischen Archipel

Die Könige von Yamato erringen nach und nach die Herrschaft über ihre Heimatinsel Honshu, dann greifen sie auf die südlichen Hauptinseln und auch kleinere Eilande aus. Irgendwann zwischen 300 und 400 n. Chr. ist Japan – bis auf das unzugängliche Hokkaido – erstmals ein geeintes Reich. Über die Inseln herrschen nun die Könige von Yamato. Sie stützen sich auf Adelssippen, die durch komplexe Verwandtschaftsbeziehungen miteinander verbunden sind.

*Okimi* lässt sich der jeweilige Herrscher von Yamato nennen, „großer König“. Groß ist seine spirituelle Macht, denn er ist nicht nur oberster weltlicher Würdenträger, sondern auch Priester des mächtigsten Kami: Er gilt im Volk als Nachfolger der Sonnengöttin Amaterasu. Und er wiederum sorgt dafür, dass

der Ruhm Amaterasus den aller anderen höheren Wesen überstrahlt.

Mächtige Gräber lassen sich die Priesterkönige von Yamato errichten: wasser- und baumumkränzte Erdhügel in Form kombinierter Rechtecke und Kreise, gelegen am Fuße des heiligen Berges Miwa in der Bucht von Osaka. Das größte dieser Monuments – der Nintoku Kofun – ist 486 Meter lang, 35 Meter hoch und bedeckt 32 Hektar. 1000 Menschen müssen vier Jahre lang pausenlos gearbeitet haben, um es zu vollenden, so moderne Schätzungen. Es ist das größte Monument, das je in Japan geschaffen worden ist.

Weshalb Yamato? Warum ist gerade dieses Fürstentum aufgestiegen? Vielleicht, so spekulieren Wissenschaftler, sind die Herren in der Bucht von Osaka besonders erfolgreich darin, Spezialisten aus China und vor allem aus Korea anzulocken. Diese bringen endlich noch etwas auf die Inseln: die Schrift.

Das Chinesische, längst eine hoch entwickelte Sprache für Poesie und Bürokratie, kommt zu Menschen, die bis dahin noch nicht einmal einfache Bildzeichen entwickelt haben. Bis die Japaner lernen, ihre Sprache in einer eigenen Schrift festzuhalten, wird es noch einige Jahrhunderte dauern (siehe Seite 36).

Aus China und vor allem Korea wandern Waffenschmiede und Kämpfer, Schreiber und Bürokraten ein. Sie können in Yamato Karriere machen. Die *be* genannten Berufsgruppen, in denen das Volk organisiert ist, stehen ihnen offen, manche werden von Immigranten dominiert, wie die *fubitobe*, die Gemeinschaft der Schreiber. Und auch die Adelsränge sind den Neuankömmlingen nicht verschlossen.

Manche Historiker vermuten sogar, dass die Herrscherdynastie selbst aus Korea eingewandert ist und mithilfe ihrer überlegenen Technik – von der Schwertschmiedekunst und dem Einsatz von Reiterkriegern bis zum Wissen, wie man Kanäle baut, um Reisfelder zu bewässern – zunächst Yamato und von dort aus ganz Japan unterworfen hat. Eine Region an der Südspitze Koreas jeden-

Über die Wirren der frühen japanischen Geschichte hinweg – und bis heute – gilt der Fuji als Ort bedeutender spiritueller Naturkräfte. Mehrere durch Torii gekennzeichnete Shinto-Schreine stehen in seiner Umgebung und einer sogar knapp unterhalb des Kraters auf dem 3776 Meter hohen Vulkankegel



## KÜNSTLER UND GELEHRTE AUS CHINA UND KOREA VERWANDELN DAS ANTLITZ DER INSELN

falls gehört noch bis ins 6. Jahrhundert zu Yamato – ob als Provinz oder als Verbündeter, ist allerdings unklar. Beweisen lässt sich die Hypothese von der koreanischen Abstammung der Herrscher bis jetzt nicht.

Noch aber ist Japan nicht wirklich ein Reich. Das Land hat keine feste Hauptstadt – der Herrscher zieht in der Ebene von Osaka von Palast zu Palast. Stets lässt sich ein eben inthronisierter König aus Gründen kultischer Reinheit einen neuen Sitz errichten. Das Land hat kaum Beamte, kein stehendes Heer,

noch nicht einmal eine eigene Schrift. Die wenigen Gelehrten lesen und schreiben Chinesisch.

Doch von 592 an erlebt das Land eine Revolution von oben: Japan wird zum Kaiserreich.

AM ANFANG STEHT EIN MORD: „Fünftes Jahr, Winter, zehnter Monat, vierter Tag“, so hebt eine alte japanische Chronik an. „Die herrscherliche Konkubine Otomo Koteko, zornefüllt, da sie nicht mehr die Gunst des Königs genoss, sandte einen Mann zu Soga no Umako

mit folgender Botschaft: „Vor kurzem wurde dem Herrscher ein wilder Eber präsentiert. Er deutete auf ihn und sagte: Wann wird dem Mann, an den Wir denken, die Kehle so aufgeschlitzt wie diesem Keiler?“

Der Mann, dem der Herrscher Sushun im Jahre 592 christlicher Zeitrechnung eine aufgeschlitzte Kehle wünscht, ist ebener Soga no Umako – was dieser sehr wohl weiß.

Er führt die mächtigste Adelssippe Japans an. Die Soga sind Aufsteiger, die Anfänge ihrer Familiengeschichte liegen im Dunkeln. Gut möglich, dass sie einst aus Korea eingewandert sind. Doch inzwischen stehen sie dem Herrscherhaus so nahe, dass mehrere Töchter der Soga in die Königsdynastie eingeheiratet haben.

Und es ist gefährlich, sich den Soga in den Weg zu stellen.

Soga no Umako ist ein geschickter Krieger und guter Redner. Schon fünf Jahre zuvor, als der damalige König verstarb, setzte Soga no Umako in den Thronwirren den von ihm favorisierten Kandidaten, seinen Neffen, mit mörderischer Konsequenz durch. Zwei herrscherliche Prinzen ließ er töten. Und dem Führer der mächtigsten rivalisierenden Adelssippe lieferte er eine Schlacht; ein Soga-Krieger schoss den Gegner schließlich mit einem Pfeil von dem Baum, auf den dieser während des Kampfes geklettert war.

Seither regiert Soga no Umako das Land – wenn auch aus dem Hintergrund. Niemand vermag heute mehr zu sagen, weshalb er sich nicht selbst zum König aufruft. Vorbilder gäbe es genug: In China haben schon häufiger mächtige Militärführer die alte Kaiserdynastie ausgelöscht und stattdessen sich und ihre Familie eingesetzt.

In China ist allerdings das *Amt* des Herrschers heilig, nicht dessen *Träger*. In Japan dagegen ist der Herrscher zugleich Priester eines mächtvollen Kami – und die Stellung des Priesters ist traditionell an das Blut gebunden. Politische Macht kann usurpiert werden, spirituelle jedoch nicht.

Zudem sind die Soga und die mit ihnen verbündeten Adelssippen zumeist wohl Abkömmlinge von Aufsteigern oder Fremden. Ihre Ländereien liegen in der Bucht von Osaka. Den Rest Japans jedoch teilen sich die alteingesessenen Familien. Die akzeptieren zwar – und heute weiß keiner mehr, ob bereitwillig oder nur murrend – Sogas Dominanz am Hof. Niemals aber würden sie die Auslöschung der Dynastie der Priester-Könige hinnehmen.

So begründet Soga no Umako eine japanische Tradition der Macht, die bis heute Bestand hat: Formal untersteht das Land einem unantastbaren, der Menschenwelt entrückten Herrscher – die wahre Macht jedoch übt der Mann aus, der durch Geschick, Intrigen oder Brutalität die Regierungsgewalt an sich reißt.

Soga führt offiziell den Titel des obersten Staatsministers des Königs Sushun. Im Volk heißt er „Hauptminister von der Insel“, weil er sich auf seinem Anwesen am Ufer des Asuka-Flusses einen Teich hat anlegen lassen, auf dessen in der Mitte aufragender Insel er sich gern aufhält.

Doch im Winter des Jahres 592 scheint der König Sushun seiner zeremoniellen Rolle überdrüssig zu sein. Seine Bemerkung über den getöteten Keiler und jenen, dem er das gleiche Ende wünscht, wird wohl nicht das einzige Zeichen seiner Unzufriedenheit sein.

Soga no Umako jedenfalls ist alarmiert – und handelt ohne Skrupel. Er sammelt einige Verschwörer um sich. Und vier Wochen später büßt König Sushun für seinen leichtfertigen Spruch mit dem Leben: Ein von Soga gedungener Mörder dringt – wie es scheint bei einer vom obersten Minister eigens dafür arrangierten Audienz im Palast – zum Herrscher vor und tötet diesen.



Ab 300 v. Chr. erreicht unter anderem die Kunst des Reisenbaus den Archipel. Die Menschen lernen, Metall zu gießen. So schaffen sie nach chinesischen Vorbildern Schwerter, Spiegel und auch *dōtaku*, rituelle Bronzeglocken (oben). Diese werden in geheimnisvollen Zeremonien vergraben, deren Bedeutung Forscher bislang nicht ergründen konnten

Kurz darauf wird der Mörder seinerseits umgebracht: von Soga no Umako, eigenhändig.

Die Nachfolge entscheidet er nach Gudünken. Denn nirgendwo ist festgeschrieben, dass nur ein Sohn dem König auf den Thron nachfolgen darf. In Japan gelten neben den Söhnen auch Brüder, Gattinnen und Mütter verstorbener Herrscher als legitim. Und so bestimmt Soga no Umako aus den verschiedenen Kandidaten königlichen Geblüts die 38 Jahre alte Witwe eines Königs (die zudem Sogas Nichte ist) zur neuen Herrscherin. Wahrscheinlich hofft der oberste Minister, dass ihr jener Machtwillen fehlt, der König Sushun zum Verhängnis geworden ist.

Die neue Königin erhält den Thronnamen Suiko, was bedeutet: „von der Vergangenheit lernen“. Irreführender könnte dieser Name kaum sein.

DENN UNTER SUIKOS mehr als 35-jähriger Herrschaft wird Japan immens viel Neues lernen, mehr als jemals zuvor. Doch es lernt nicht von der Vergangenheit, sondern um sie zu überwinden. Und kein Bruch mit der Tradition ist so hart wie die Einführung einer neuen Religion – des Buddhismus.

Um 530 v. Chr. hat Fürst Gautama Siddharta in Nordindien den Luxus aufgegeben, um Weisheit und spirituelle Erleuchtung zu finden. Nach Jahren der Askese und der Meditation errang er ebendiese: Als Buddha, „den Erleuchteten“, verehren ihn seine Anhänger seither.

Alles Leben, verkündet Buddha, ist zu Leid und Vergänglichkeit verurteilt, und dazu, in einem ewigen Kreislauf aus Geburt, Tod und Wiedergeburt verhaftet zu sein. Nur wer allen Neigungen entsagt und nach höherer Wahrheit sucht, wird schließlich das Nirwana erreichen: das tiefste Verständnis des Seins und zugleich den Ausbruch aus dem Kreislauf von Tod und Wiedergeburt.

Diese Lehre ist Ursprung einer unüberschaubaren Zahl religiöser, philosophischer, politischer, medizinischer, astronomischer, magischer Schriften.

Wichtige Texte sind die zum Teil Buddha selbst zugeschriebenen Predigten, die Sutren. Besonders gläubige Anhänger entsagen den weltlichen Dingen und leben fortan als Mönche und Nonnen in Klöstern oder in der Einsamkeit.

Von Nordindien aus verbreiten Mönche und Händler die Botschaft Buddhas in Asien. Ein Weg führt sie über Afghanistan und Kirgisistan bis nach China.

Es dauert Generationen, bis sich diese Lehre in China durchsetzt – durch immer neue Schriften ergänzt, aufgespalten in verschiedene Schulen und religiöse Praktiken. Von China aus gelangt der Buddhismus nach Korea. Und von Korea schließlich nach Japan.

Wahrscheinlich entsendet im Jahr 552 der Herrscher eines der drei koreanischen Königreiche mit einigen Diplomaten erstmals buddhistische Texte und Bildnisse nach Japan.

Der Buddhismus ist all das, was der Shintoismus nicht ist: eine bereits 1000 Jahre alte, ungeheuer reichhaltige Religion, die weder an bestimmte Personen noch an bestimmte Orte gebunden ist. Gegründet von einem Stifter, niedergelegt in heiligen Texten, praktiziert von Mönchs- und Nonnenorden nach einer verpflichtenden ethischen Ordnung. Und ebenfalls, da untrennbar verbunden mit der Religion, ein neues Verständnis von Bildhauerei, Architektur, Malerei und Literatur. Sowie magische Bräuche, medizinisches Wissen und astronomische Traktate. Einen geistigen Kosmos, in dem Gläubige von Afghanistan bis Korea, von Tibet bis nach Sri Lanka und Java Wissen und Nachrichten austauschen können. Und schließlich die Versicherung des koreanischen Königs, dass den Mächtigen, die sich Buddhas Lehre unterwerfen, Weisheit und Zaubermacht beschieden sei.

Doch die Adeligen am japanischen Hof lehnen die Verehrung Buddhas ab. Was sollen sie von einer Lehre halten, die nicht in die Welt der Kami passt? Nur ein Adeliger ist damals anderer Meinung: der Vater von Soga no Umako. Japans König erlaubt ihm, Buddha als Familienkami zu verehren.



Im 4. und 5. Jahrhundert erobern die Könige von Yamato in der Bucht von Osaka immer größere Ländereien – die Keimzelle des späteren Kaiserreichs. Ihre Gräber schmücken sie mit kostbaren Gaben wie auf der Rückseite verzierten Bronzespiegeln (im Bild unten) und mit Tonfiguren jener Soldaten, die ihre Macht vermehren

Seither sind die Soga die Hüter des Buddhismus in Japan. Sie haben den ersten Tempel errichtet; sie lassen die ersten Männer und Frauen nach China und Korea reisen, um sie als Mönche und Nonnen auszubilden.

Wahrscheinlich hat ein Mann wie Soga no Umako, der nicht zögert, seine Machinteressen durch Morde und Intrigen durchzusetzen, wenig Interesse an Buddhas Lehren vom Nirvana und von der Vergänglichkeit des irdischen Lebens. (Beweisbar ist dies allerdings nicht: Auch zu anderen Zeiten und in anderen Kulturen vereinigen sich in manchen Herrschern religiöse Hingabe und kalte Brutalität.) Soga interessiert sich wohl eher für Magie und Organisation des Buddhismus.

Magie: buddhistische Rituale und Gebete, mit denen Krankheiten gebannt werden und die dem Land Fruchtbarkeit und Sicherheit versprechen – und damit den Herrschern Ruhm und Dauer.

Organisation: Mönche, die von einem Ort zum anderen geschickt werden, und Klöster, verteilt im Reich. Wäre dies nicht eine Organisation, die über dem zerklüfteten Land mit seinen Hunderten Adelssippen stehen könnte?

Jeder Kami, und sei er noch so mächtig, ist an bestimmte Orte gebunden – und mit ihm dessen Priester, selbst wenn der König sein mag. Buddha wird dagegen in der ganzen asiatischen Welt verehrt. Müsste dann nicht auch der Patron dieser Religion überall einen Abglanz dieser Verehrung für sich beanspruchen können? Soga no Umako beschließt, wie sein Vater, zum Förderer des Buddhismus zu werden.

Nun, im Jahr 593, da die Herrscherin seinem Willen ausgeliefert ist, organisiert er den Triumph der neuen Religion in Japan so gründlich, wie er zuvor wohl seine Intrigen vorbereitet hat.

Er lässt Mönche aus Korea kommen, Baumeister, Metallgiesser, Magier, Maler. Er gründet Klöster, lässt riesige Budhastatuen erschaffen. Suiko verkündet auf seine Weisung hin, dass Buddha zu verehren sei. Die Adeligen wetteifern von diesem Moment an darum, buddhistische Tempel zu errichten.

Die japanischen Städte ändern sich. In einem Land, das bis dahin keine Klöster kannte, entstehen nun Versammlungs- und Gebetshäuser für Mönche. Die ersten Pagoden wachsen in den Himmel, deren ferne Vorbilder die *stupa* sind – jene hoch aufgerichteten Grabmonumente aus Indien, die man über den Gebeinen verehrter buddhistischer Heiliger aufschichtet.

In einem Land, dessen Einwohner nur zögernd eine Schrift für ihre eigene Sprache entwickeln, müssen plötzlich heilige Texte gelesen und zur Vervielfältigung abgeschrieben werden. Binnen eines Jahrhunderts wird Japans buddhistisch inspirierte Adelselite lesen lernen und sich daran machen, der eigenen

Muttersprache endlich auch eine eigene Literatur zu geben.

UND DOCH IST diese geistige Revolution Soga no Umako gar nicht so wichtig, er hat sie möglicherweise nicht einmal vorhergesehen. Es spricht manches dafür – auch wenn, wie so oft, die alten Chroniken da unklar bleiben –, dass ihm der Buddhismus eher eine spirituelle Waffe ist.

Denn er kann die Macht ja nicht offen an sich reißen, solange die Dynastie der Priesterkönige heiliggleich verehrt wird. Die neue Religion, die Soga fördert, ist nun ausdrücklich nicht die der Königin Suiko. Sie bleibt Abkömmling der Sonnengöttin und Hüterin der alten Rituale.

Soga allein ist Patron des Buddhismus. Muss es nicht, wenn sich die neue

Religion über Jahre festsetzt und die alte verblasst, fast wie ein natürlicher Prozess wirken, wenn dann auch irgendwann der Patron des Neuen die heiliggleiche Stellung des Alten einnimmt? Fördert also Soga den Buddhismus deshalb so sehr, weil er hofft, mit seiner Hilfe schließlich doch noch Herrscher zu werden?

Dies wird für immer eine Spekulation bleiben. Denn selbst wenn der oberste Minister einen solchen Plan hat, wird dieser bald vereitelt. Ausgerechnet ein mächtiger Prinz aus dem königlichen Haus wird zu einem der eifrigsten Ade-

ten und glühendsten Förderer, die der Buddhismus je in Japan gehabt hat: 593 ernennt die Herrscherin Suiko ihren erst 19 Jahre alten Neffen Shotoku Taishi zum Prinzregenten. Fortan nimmt sie vor allem an religiösen Zeremonien teil, während der Prinz die weltlichen Geschäfte führt – bei denen allerdings ohne Zweifel Soga no Umako im Hintergrund mitwirkt.

Es ist sicherlich der mächtige Adelige, der den jungen Prinzen zum Regenten ausersehen hat. Möglicherweise glaubt er, mit dem jungen Mann, der zudem sein Schwiegersohn ist, leichtes Spiel

## EINE EHRGEIZIGE KRIEGERSIPPE EROBERT DIE MACHT – UND WENDET SICH AB VON DER ALten RELIGION



In einem Park Tokios gibt ein shintoistisches Torii den Blick frei auf zwei Steinlaternen – religiöse Artefakte des Buddhismus, die im Dank an Heilige errichtet worden sind. Im 6. Jahrhundert gelangt der buddhistische Glaube nach Japan. Seine Lehren spenden Trost im Alltag und vermitteln verpflichtende ethische Grundsätze

Anders als der Naturkult des Shinto ist der komplexere Buddhismus nicht an bestimmte Orte gebunden. Überall dort, wo ein Tempel errichtet wird, können Japaner zu Buddha und seinen Heiligen beten. Prächtige Bauwerke wie die Pagode des im 8. Jahrhundert gegründeten Kiyomizu-Tempels in Kyoto werden zu Wahrzeichen eines Glaubens, der einen nie gekannten geistigen Kosmos mit sich bringt



## DER NEUE KULT GILT KEINER MYSTISCHEN NATUR, SONDERN WEISEN LEHRERN, DIE ERLÖSUNG VERHEISSEN

zu haben und ihn ebenso dominieren zu können wie die Herrscherin Suiko.

Ein Irrtum.

Denn Shotoku Taishi ist erfüllt von tiefer Frömmigkeit. Er ist, zumindest unter den Männern der Macht, wohl derjenige Japaner seiner Generation, der das Wesen des Buddhismus am tiefsten ergründet. Spätere Chroniken werden überliefern, dass er zu mindestens drei Sutren gelehrt Kommentare verfasst hat. Eine uralte Schrift ist bis heute erhalten, angeblich von dem Prinzen eigener Hand.

Shotoku gründet ebenfalls Klöster und schickt Mönche aus. Doch anders als den älteren Soga – den Intriganten, den Mörder, den Finsternen – umgibt ihn wohl schon in jungen Jahren eine besondere Aura. Im Volk jedenfalls wird er verehrt.

Bald schon erzählt man sich Wunderdinge von ihm: Hat ihn seine Mutter nicht schmerzfrei entbunden? Hat er nicht schon als Neugeborener sprechen können? Und später laufen Legenden um, die wahr sein mögen oder nicht, keiner vermag es heute mehr nachzuprüfen.

So soll Shotoku Taishi auf einer Reise einem sterbenden Vagabunden Essen gereicht und ihm später ein würdevolles Grab errichtet haben, denn er habe in ihm einen Weisen erkannt.

Auf diese Weise sichert Shotoku sich und seiner Familie auch unter der buddhistischen Elite des Landes Ruhm und Verehrung. Später hält man ihn gar für eine Reinkarnation Buddhas.

Hat Soga no Umako also je daran gedacht, mithilfe des Buddhismus die Königsfamilie zu verdrängen, so muss er diesen Plan bald aufgeben. Fortan hat er sich darauf zu beschränken, im Hintergrund zu wirken – wie schon zuvor.

MIT SOGAS ERMORDUNG des Königs Suishō 592, der Inthronisierung Suikos und der Regentschaft Shotoku Taishis

beginnt eine Revolution von oben. Doch ist es Historikern bis heute rätselhaft, wo in jenen nun kommenden turbulenten Jahren das Zentrum der Macht liegt: allein bei Soga? Bei Shotoku Taishi? (Ihm werden spätere Historiker vor allem den Ruhm jener Zeit zusprechen.) Und spielt Suiko tatsächlich eine bloß zeremonielle Rolle? Handeln die drei in Harmonie gemeinsam? Fällt mal dieser, mal jener eine Entscheidung?

Sicher ist nur, dass Entscheidungen nun Schlag auf Schlag erfolgen:

Im Jahr 601 beginnt Shotoku mit dem Bau eines eigenen Palastes. Er wird in Ikaruga errichtet, rund 20 Kilometer nördlich der Stadt Asuka (wo die Herrscherin und auch Soga ihre Residenzen haben), am Fuße eines Berges. Und in der unmittelbaren Nähe gründet er das große buddhistische Kloster Ikarugaji. Palast und Kloster liegen inmitten von Ländereien, die von einer anderen Adelssippe als den Soga kontrolliert werden. Mag sein, dass sich der Prinz so dem übermächtigen Einfluss des obersten Ministers entziehen will.

Zwei Jahre später jedenfalls werden in Japan – nach Vorbildern in China und Korea – zwölf Hofräfte eingeführt. Sie haben blumige, dem Konfuzianismus entlehnte Titel wie „Höhere Tugend“ oder „Niedere Gerechtigkeit“. Verschiedenfarbige, prachtvolle Kopfschmucke zeichnen fortan ihre Träger aus. Es werden Männer ernannt, die sich durch besondere Leistungen hervorgehoben haben.

Dies ist der Ansatz zur Schaffung einer Beamtenhierarchie, in der Qualifikation und Loyalität zum Herrscher entscheidend sind und nicht mehr die adelige Abstammung. (Allerdings wird es Japans Herrschern bis ins 19. Jahrhundert hinein nicht gelingen, die Macht des Adels wirklich zu zerschlagen und anstelle der alten Elite eine aus loyalen Beamten zu etablieren.)

Und wieder ein Jahr darauf, 604, wird der chinesische Kalender eingeführt, und Shotoku Taishi verkündet seine „17 Verfügungen“: religiöse und philosophische Ermahnungen zu Loyalität

dem Herrscher gegenüber, zu Gehorsam und Pflichterfüllung. Sie rufen zur Mäßigung auf und zur Selbstdisziplin und vereinen in sich Vorstellungen des Buddhismus und des Konfuzianismus. Jahrhunderte später werden Historiker sie Japans erste Verfassung nennen. Und tatsächlich sind sie so etwas wie das Programm eines Zentralstaates.

Eines kaiserlichen Zentralstaates.

Denn dies ist Shotoku Taishis womöglich folgenreichste Tat: Im Jahr 607 schickt er Gesandte nach China. Den Brief, den er im Namen seiner Herrscherin aufgesetzt hat, überliefern chinesische Chronisten. Er beginnt mit einer Anrede, die der Kaiser von China anma-

bend findet, ja empört: „Das Kind des Himmels aus dem Land, in dem die Sonne aufgeht, grüßt das Kind des Himmels in dem Land, in dem die Sonne untergeht.“

Da wagt es jemand, von gleich zu gleich zum Kaiser von China zu sprechen! Der mag ob dieser Anmaßung indigniert sein. Doch er protestiert nicht gegen den neuen Titel von Japans Herrscher.

Tatsächlich ist dies der letzte, konsequente Schritt hin zu einem neuen Staat. Denn Hofräte hat Shotoku Taishi nach chinesischem Vorbild ja bereits eingeführt; und eine Art Verfassung hat er auch geschrieben. Nun setzt er die japanische Monarchin dem Herrscher von China gleich. Jetzt erst ist Japan wahrhaft ein Kaiserreich.

Im Jahr 670 bestehen japanische Gesandte zudem darauf, dass ihre Nation von den Chinesen nicht länger als „Land von Wa“ bezeichnet wird, denn dies bedeutet „Land der Zwerge“. Sie setzen den Namen Nippon durch, „Land der aufgehenden Sonne“.

IN DEN DARAUF FOLGENDEN Jahrzehnten steigt sich die uralte Heiligkeit des Priesterkönigtums zur Göttlichkeit. Chronisten stellen in herrscherlichen Diensten alte Mythen zusammen und bilden aus ihnen eine scheinbar lückenlose Dynastie-Geschichte:

Demnach wird Jimmu, ein Nachfahre der Sonnengöttin Amaterasu, nach Siegen über menschliche und übernatürliche Feinde im Jahr 660 v. Chr. der erste Herrscher Japans. Ihm folgen, in ununterbrochener Reihenfolge, Blutsverwandte auf den Thron. So beruft sich Japan, Asiens verspätete Nation, nun gegenüber den ehrwürdigen Reichen von China und Korea auf die angeblich älteste Dynastie der Welt – auf eine göttliche zumal.

Der Begriff *tenno*, „Himmlischer Herrscher“, wird in Japan allerdings erst in einem Kodex aus dem Jahr 701 niedergeschrieben – mit zwei chinesischen Zeichen, die Kaiser bedeuten. Dies mag ein letztes, unfreiwilliges Zeugnis dafür



Koreanische Diplomaten stellen 552 n. Chr. den buddhistischen Glauben erstmals am japanischen Hof vor. Sie präsentieren religiöse Kultobjekte und Sutren: heilige Lehrtexte. Einige mächtige Adelige fördern die neue Religion. Bald ahnen einheimische Meister Statuen aus China und Indien nach, die buddhistische Heilige darstellen

sein, dass die angeblich älteste Dynastie der Welt tatsächlich nach dem Vorbild des „Sohnes des Himmels“ gestaltet worden ist.

Erst mit den Reformen von Shotoku Taishi, Soga no Umako und der nun zur Kaiserin erhobenen Suiko gehört Japan zum Kreis fernöstlicher Hochkulturen: mit einem ins Übermenschliche erhöhten Monarchen und einem Beamtenheer, mit Schrift und Malerei, mit buddhistischen Klöstern und Kunstwerken, mit Pagoden und prächtigen Tempeln.

Einzigartig bleibt die Religion. Denn Anfang des 8. Jahrhunderts kommt es

zu einer Vermischung von Buddhismus und Shintoismus, die ohne Parallele in einer anderen Kultur ist. Buddhistische Tempel werden nun neben Shinto-Schreinen errichtet.

Beide Religionen ergänzen sich fortan: Helfen Kami bei den Wünschen nach guter Ernte oder reichem Fischfang, so reichen buddhistische Mönche Heilkräuter bei Krankheiten. Der Glaube an die Kami erfordert eine rituelle Reinigung von Mensch und Land und gibt die Sicherheit einer uralten Tradition. Buddhas Lehre bietet Trost und Hoffnung im Alltag, etwa bei Angst vor

dem Tod. Dazu aber auch magische Rituale, die strenge Askese mönchischer Gemeinschaften, einen geistigen Kosmos für diejenigen, die Antworten suchen in Philosophie und Moral, in Astronomie oder Medizin.

Zugleich sind beide Religionen „Staatsreligionen“ – Priester und Mönche, Schreine und Tempel unterliegen nun der Aufsicht des Kaiserhofes, Gläubige müssen für das Wohl des Herrschers beten. Und im Alltag lassen sich buddhistische Heilige und Kami kaum noch trennen, werden sie ein und dieselbe mächtige Kraft, nur mit unterschiedlichem Namen. Sind die Kami nicht Verkörperungen Buddhas?

So wandelt sich Japan unter dem Einfluss der Fremde und bleibt sich doch zugleich treu. Niemals zuvor ist das Land so rasch, so bewusst und so vollständig

## SCHLIESSSLICH VERSCHMELZEN BUDDHISMUS UND SHINTO-GLAUBEN – UND ERGÄNZEN SICH FORTAN



Im Jahr 645 wird der Kaiser offiziell zum Patron des Buddhismus – und bringt auf diese Weise die mächtigen Mönche und deren Klöster unter seine Kontrolle. Von nun an stehen die Heiligtümer der aus China importierten Religion unter seinem Schutz, auch die später erbaute achteckige Tempelpagode von Kyoto

umgestaltet worden. Aus einem rückständigen Gemeinwesen wird binnen kürzester Zeit ein modernes Reich, nach den Maßstäben jener Zeit.

Mehr als 1200 Jahre werden vergehen, ehe Japan ein ähnlich eindrucksvoller Sprung aus dem Windschatten der Geschichte in ihr Zentrum gelingt: Zur Zeit der „Meiji-Restauration“ im 19. Jahrhundert (siehe Seite 122). Und die wäre möglicherweise nie gelungen, hätte es nicht die Vorbilder von Shotoku Taishi, Soga no Umako und der Kaiserin Suiko gegeben.

WIE AUCH IMMER das Netz der Macht zwischen den drei Protagonisten geknüpft sein mag – die Vollendung ihrer Reformen werden sie alle nicht erleben. Der Jüngste geht zuerst: Im Jahr 621 stirbt Prinz Shotoku. Fünf Jahre darauf – es ist ein Jahr, in dem Unwetter und Plagen das Land heimsuchen und böse Omen – sinkt Soga no Umako ins Grab.

Und 628 liegt auch Suiko auf dem Totenbett. 74 Jahre alt ist Japans erste Kaiserin geworden. Wenig nur haben Chronisten späterer Epochen über sie berichtet, wichtiger waren ihnen die finsternen Taten Sogas und der strahlende Charakter Shotokus. Doch dies immerhin überliefern sie: Die sterbende Kaiserin ruft ihre Minister zusammen und erteilt ihnen ihren letzten Befehl. „Es herrscht großer Hunger im Volk. Lasst deshalb mein Begräbnis nicht zu teuer werden, indem ihr für mich ein eigenes Grabmonument errichtet. Beerdigt mich stattdessen im Monument des kaiserlichen Prinzen Takeda.“

Die Reformen der drei Mächtigen sind so gewaltig, dass sie die Wirren folgender Jahrzehnte überstehen. Die Sippe der Soga bleibt einflussreich am Hofe, doch die Nachfahren Soga no Umakos haben zwar dessen Brutalität nicht aber seine Geschicklichkeit geerbt. Im Jahr 643 zwinge Umakos Enkel den Sohn des legendären Shotoku Taishi und mehr als 20 weitere Angehörige seiner Familie, sich zu erhängen, um sich dieser Rivalen im Machtkampf zu entledigen.



Die Geburt des Zentralstaats ist mit der Gründung der Hauptstadt Heijo im Jahr 710 abgeschlossen. Kaiser und Geistliche lassen buddhistische Statuen aufstellen – als fromme Tat und zum Schutze Japans. Die neue Religion hat die alte nicht verdrängt: Die Japaner ehren die Götter des Shinto ebenso wie die Lehre des Erleuchteten

Nach der Auslöschung der Nachfahren Shotokus verschwören sich der kaiserliche Prinz Naka no Oe und wenige Adelige gegen die Soga. Im Jahr 645 schlagen sie zu – und ermorden während eines Banketts am Hof den Enkel Umakos. Der Anführer der Soga, Umakos Sohn, nimmt sich daraufhin das Leben.

Damit wird der Weg für einen Machtwechsel frei: Naka no Oe führt von nun an für den neuen Kaiser die Staatsgeschäfte, und die Ära *taika*, „große Reform“ wird verkündet. Was Shotoku Taishi mit den „17 Verfügungen“ begonnen hat, wird fortgeführt.

Alles Land, verkündet der neue Tenno, gehöre nun ihm. Er allein kann es an Adelige und verdiente Beamte vergeben. Nur der Kaiser wird zukünftig Steuern einziehen. Er wird die Bürokratie bis in die fernsten Provinzen erweitern und Straßen bauen und kaiserliche Boten in Dienst nehmen. Und der Tenno

wird fortan nicht nur höchster Priester des Shinto sein, sondern auch offiziell oberster Patron des Buddhismus.

Noch eine weitere Generation vergeht, ehe die Reformen vollendet sind. 710 wird, nach einem kurzen, fehlgeschlagenen Versuch an einem anderen Ort, die Hauptstadt Heijo gegründet. Damit erhält Japan nun, nach Jahrhunderten, in denen die Herrscher von Palast zu Palast gezogen sind, eine prachtvolle, permanente Kapitale.

Und ungefähr zu dieser Zeit wird die vom Tenno in Auftrag gegebene Geschichtsschreibung vollendet. Die wichtigste Chronik – das „Nihon shoki“ – gibt ebenso Auskunft über die politischen und militärischen Kämpfe eines Shotoku Taishi und Soga no Umako, wie es die Mythen von der Erschaffung der Welt und dem Ursprung des Kaiserhauses verzeichnet. Es ist bis heute die beste Quelle aus jenen Jahren, da Japan kulturell erwachte.

\*

Die Ordnung, die Shotoku Taishi, Soga no Umako und Kaiserin Suiko geschaffen und ihre Nachfolger vollendet haben, hat über ein Jahrtausend Bestand. Die Stärken und die Fehler des Systems halten sich über Generationen bis ins 19. Jahrhundert, in mancher Hinsicht sogar bis in unsere Tage.

Die Verschmelzung von Buddhismus und Shinto wird erst im 19. Jahrhundert gelockert. Der zentralistisch geführte Staat ist als Idee und Ideal stets gegenwärtig. Die Schwäche des Kaiserhauses gegenüber mächtigen Sippen wird verhängnisvolle Konsequenzen haben. Soga no Umako hat viele Nachfolger.

Trotzdem wird der zwar auf uralte Wurzeln zurückgehende, im wesentlichen aber um das Jahr 600 geformte Glaube an die Göttlichkeit des Tenno immer unantastbar sein. Er übersteht sogar Japans Sprung in die Moderne, zwei Weltkriege, die Atombomben und die Einführung der Demokratie: als Relikt einer anderen, rätselhaften Zeit. □

Cay Rademacher, 40, ist der Geschäftsführende Redakteur von GEOPOCHE.

Uralt ist die Sprache der Japaner, doch eine eigene Schrift haben sie nicht. Bis Gelehrte wie Saeki Mao, der

# Eine Schrift aus der Fremde

von Fenja Mens

**T**oto mono rufen die Eltern angeblich ihren neugeborenen Sohn Mao „teuerster Schatz“. Kein üblicher Kosenname im Japan des Jahres 774, doch die Aristokratengesellschaft Saeki sieht in dem Jungen von Anfang an etwas Besonderes. Ihre Hoffnung täuscht sie nicht: Der Knabe wird zu einem bedeutenden religiösen Lehrmeister heranwachsen, zu einem gefeierten Poeten – und zum ersten Sprachwissenschaftler seines Landes.

Schon als Kind erweist sich Mao als hoch begabt. Mit 15 schicken ihn die Eltern in die ehemalige Residenzstadt Nara, wo er die Lehren des Konfuzius studiert sowie Gedichte lesen und schreiben lernt. An einer Eliteschule für Staatsbeamte setzt er sein Studium der chinesischen Klassiker fort. Aber es sind die buddhistischen Schriften, die ihn begeistern. So sehr, dass er die Schule verlässt und in ein Kloster tritt. Von nun an nennt er sich Kukai – „Himmel und Meer“.

Das Studium der chinesischen Literatur ist damals Sitte in Japan, das zwar eine eigene Sprache, doch bis ins 7. Jahrhundert hinein keine eigene Schrift hervorgebracht hat. Chinesisch ist die Schriftsprache der Politik, der Verwaltung und der Ge-

lehrsamkeit. Wohl schon im 4. Jahrhundert ist diese Schrift aus dem fortschrittlicheren China nach Japan gelangt – und mit ihr kamen die Ideen von Buddhismus und kaiserlichem Herrschaftssystem.

Erst um das Jahr 600 beginnen Schreiber in den staatlichen Kontoren, aus den chinesischen Zeichen eine eigene Schrift zu entwickeln – ein schwieriger Prozess, der Generationen von Gelehrten beschäftigen wird, denn beide Sprachen haben nichts miteinander gemein. So kennt das Chinesische, anders als das Japanische, keine Konjugation. Hinzu kommt, dass es sich bei den chinesischen Zeichen um Ideogramme (Sinnzeichen) handelt, die für ganze, stets einsilbige Wörter stehen, etwa *dao* für „Weg“. Das Japanische dagegen nutzt überwiegend mehrsilbige Wörter.

Die Lösung liegt in der Reduktion der Schriftzeichen auf ihren Lautwert: Die Schreiber wählen einzelne chinesische Zeichen anhand des phonetischen Klangs aus und setzen sie zu japanischen Wörtern zusammen. So ergeben die chinesischen Zeichen *pi* („vergleichen“) und *tau* („Schwert“), hintereinander gestellt und klanglich etwas verschliffen, das altjapanische Wort *pito*, „Mensch“. Ihr tatsächlicher Sinn dagegen wird ignoriert.

Um 760 erscheint die „Manyoshū“, das erste Werk japanischer Dichtkunst, das

in lautmalerisch verwendeten chinesischen Schriftzeichen abgefasst worden ist. Dieser Gebrauch der chinesischen Begriffszeichen als reine Silbenzeichen wird seither *manyogana* genannt.

Noch sind die Manyogana mühsam zu lesen, denn jeder Schreiber darf nach Gefühl entscheiden, welches der sehr ähnlich klingenden Lautzeichen er benutzt. Zudem schreiben viele Autoren kein reines Manyogana, sondern verwenden auch chinesische Zeichen in deren ursprünglichem Sinn; *pi* etwa kann auch weiterhin „vergleichen“ heißen. Deshalb muss der Leser bei jedem Zeichen intuitiv entscheiden, ob es nun phonetisch oder inhaltlich zu verstehen ist.

Dennoch sieht der Hofstaat keinen Anlass, ein einheitliches und einfaches Schriftsystem

entwickeln zu lassen. Die Gebildeten verehren chinesische Dichter, und wer sich zur Poesie berufen fühlt, bringt seine Verse in der Regel auf Chinesisch zu Papier. Die Manyogana taugen aus Sicht der Elite nur dazu, Tagebücher, Notizen oder Liebesbriefe zu verfassen. Diese Meinung ändert sich erst, als der Mönch Kukai eine weite Reise wagt und mit unerhört Neuem nach Japan zurückkehrt.

**K**aizer Kammu erlaubt dem 30-jährigen Kukai im Jahr 804, nach China zu reisen. Der Mönch will die buddhistische Lehre studieren und Sanskrit erlernen, um die Sutren im Original lesen zu können. Er trifft auf zwei Meister aus Indien und bittet sie, ihn in ihrer Sprache zu unterweisen. Sie bringen

Kukai begründet nach seiner Rückkehr aus China im Jahr 806 den Shingon-Buddhismus. Weil sich die Aussprache von Sanskrit-Texten mit den japanischen Lautzeichen besser wiedergeben lässt als mit den chinesischen Ideogrammen, fördert er die Verwendung der heimischen *manyogana*-Silbenschrift



sich Kukai nennt, beginnen, aus den fremden Bildzeichen Chinas die japanische **Silbenschrift** zu formen



Schon zu Zeiten des Mönches Kukai werden chinesische Schriftzeichen (die jeweils ein ganzes Wort bezeichnen) in Japan nicht mehr nur nach ihrer ursprünglichen Bedeutung gebraucht, sondern auch nach ihrem Lautwert. So nutzen Gelehrte beispielsweise das chinesische Zeichen *lei* (»Respekt«, ganz links, oben) nun, um die ähnlich klingende japanische Silbe *re* lautmalerisch darzustellen; die ursprüngliche Bedeutung

des Wortes wird dabei vernachlässigt. Und aus dem chinesischen Wort *liang* (»gut«, ganz links, unten), das die Japaner *ra* aussprechen, wird das Silbenzeichen für diesen Laut. In den folgenden Jahrhunderten kommt es zu einer allmählichen Vereinfachung dieses Schreibstils (jeweils die 2. bis 4. Zeichen von links), und es entstehen die heute in Japan gebräuchlichen runden Zeichen (jeweils ganz rechts)

üblich, als sich die japanische Literatur zunehmend von der chinesischen löst. Die Manyogana werden nun verschliffen, vereinfacht und abgekürzt. Erstmals ändern Schreiber nicht nur die Bedeutung der chinesischen Zeichen, sondern auch deren Form. Die neue Schrift wird später *hiragana* genannt.

Etwa vom 12. Jahrhundert an schreiben die Japaner zentrale Begriffswörter wie Substantiv und Verben mit chinesischen Wortzeichen (*kanji*), drücken jedoch die jeweilige grammatischen Form durch das Anhängen japanischer Lautzeichen aus. Heute besteht ihre Schrift aus einer Mischung von Kanji, Hiragana und *katakana* – einer weiteren Form von verkürzten Silbenzeichen, mit denen etwa Fremdwörter wiedergegeben werden.

Jenen Mann, der ihnen einst zu einer eigenen Schrift verholfen hat, ehren die Japaner noch heute. Sie nennen Kukai *kobo daishi*, den „Großmeister der Lehrverbreitung“. □

es ihm mithilfe ihrer Silbenschrift *siddham* bei.

Nach zwei Jahren intensiven Studiums kehrt Kukai mit etwa 40 in Siddham-Schrift verfassten Sanskrit-Texten zurück. Seine religiösen Erkenntnisse formt der Mönch zu einer Schule, die er *shingon* nennt, „wahres Wort“. Bald ist sie eine der einflussreichsten buddhistischen Strömungen im Land.

Doch darauf lässt es Kukai nicht beruhen. Voll religiösen Ehrgeizes begibt er sich auf die Suche nach einer Schrift, mit der sich die Sanskrit-Texte am besten ins Japanische übertragen lassen. Penibel vergleicht er die chinesische Sprache mit der japanischen und mit Sanskrit, dazu auch die jeweiligen Schriftzeichen.

Bald kann er zeigen, dass sich die Aussprache der Sutren mit den japanischen Lautzeichen besser wiedergeben lässt als mit der chinesischen Umschrift.

Zum Beispiel wählt er den Sanskrit-Begriff *sramana* („Mönch“). Im Chinesischen wird daraus *shamen*, im Japanischen *shamon*. Nun überträgt Kukai das Wort direkt aus dem Sanskrit ins Japanische. Das Ergebnis, *shiramana*, kommt dem Ausgangswort viel näher als die anderen Begriffe.

Von da aus ist es nur ein kleiner Schritt, um die vielen in Japan benutzten Manyogana-Zeichen nach dem Vorbild der indischen Silbenschrift zu systematisieren. Im Laufe der Jahre setzt sich je ein Zeichen für jede Grundsilbe des Japanischen jener Zeit durch. Diese Zeichen werden Mönche im 10. oder 11. Jahrhundert nach dem Vorbild des Sanskrit in einem Alphabet ordnen: der noch heute gebräuchlichen „Fünfzig-Laute-Tafel“.

Kukai macht das Lernen von Sanskrit in Siddham-Zeichen zur Pflicht für die Anhänger des Shingon. Und ebenso langsam auch der Manyogana-Schrift den Weg.

Sein wichtigster Schüler sitzt jedoch nicht im Kloster, sondern im Kaiserpalast. Seit 809 amtiert dort der junge Feingeist Saga. Er ist neugierig auf den Priester, der auch ein begabter Dichter sein soll, und lädt ihn zu sich ein.

Als Kukai 823 die Leitung des Toji-Tempels in der neu gegründeten Hauptstadt Heian übernimmt, besucht er den Kaiser häufiger. In dem Zirkel hoch gebildeter Höflinge um den Tenno ist der weitgereiste Mönch ein beliebter Gast. Acht Jahre lebt Kukai in Heian, bis ihm langsam die Kräfte schwinden. Er zieht sich in das Shingon-Kloster auf dem Berg Koya zurück, wo er 835 stirbt.

Das Schreiben mit den Lautzeichen wird erst um 900

# Am Hof der Sorglosen

Besessen von Schönheit und Kunst – und zugleich voller Verachtung gegen die Natur und alles Nützliche: So lebt die höfische Gesellschaft von Heian, der »Hauptstadt des Friedens«. Kurz nach der Jahrtausendwende verfasst dort eine Hofdame eine monumentale Schrift. Der Held dieses ersten Romans der Geschichte ist ein Kaisersohn namens Genji. Er wird zur Ikone eines glanzvollen, selbstverliebten, melancholischen Zeitalters



Prinz Genji – wegen seines betörenden Aussehens »der Leuchtende« genannt – blickt auf das Meer am Strand von Suma. Ihr Werk über das Leben des feinsinnigen Galan stellt die Hofdame Murasaki Shikibu wohl 1011 fertig. Es ist ein einmaliges Zeugnis seiner Ära. Im Laufe der Zeit wird die »Geschichte vom Prinzen Genji« immer wieder von Japans bedeutendsten Künstlern illustriert. Die Holzschnitte auf diesen Seiten stammen aus dem 19. Jahrhundert und geben den Stil dieser späteren Epoche wieder

**Z**ur Feier des 50. Tages im Leben des kleinen Prinzen strahlt der Hofstaat in vollem Glanz. Die Kaiserin trägt einen Mantel in hellem Purpur mit fünf Aufschlägen; darüber einen dunkelroten Umhang, der erhaben im Licht der Fackeln glänzt. Ärmel und Säume der Hofdamen sind ohne Tadel. Die Frauen der kaiserlichen Entourage sehen aus, als wären sie einem Gemälde entstiegen.

Nur die Herren lassen zu wünschen übrig. Ein alter Minister reißt ein Loch in den Wandschirm. Der Vizekanzler zerrt eine Dame umher. Der Großkanzler macht unfine Geräusche. Schließlich seufzt die Hofdame Murasaki: „Ich sehe keinen Mann wie Genji hier.“

Kein Wunder. Denn Prinz Genji – das ist ein unerreichtes Ideal. Ein Dandy am Ende des ersten Jahrtausends; so schön, dass man ihn den „Leuchtenden Genji“ nennt.

Ein Beau, der Frauenherzen in Serie betrört; der so süß singt wie der Paradiesvogel und so vollendet tanzt, dass der Kaiser in Tränen ausbricht. Der seine Kleider mit selbst komponierten Räucherduften parfümiert. Prinz Genji ist das Abbild einer Gesellschaft, die selbst das Leben

kennen – jetzt heißt sie Heian, „Hauptstadt des Friedens“.

Und als „Heian-Zeit“ wird auch diese goldene, herbstbunte Epoche in die Geschichte eingehen, die erst vier Jahrhunderte später vorüber sein wird, als der Kriegerherr Minamoto no Yoritomo 1183 die Macht an sich reißt und den Regierungssitz nach Kamakura verlegt (siehe Seite 52).

Bis zu jenem schroffen Erwachen aber regiert der Kaiser in Heian über ein Japan der Träume. Über eine Zeit, die zwar noch kein Haiku und kein Ikebana kennt, keine Geisha und keine Teezeremonien, kein Sushi und kein Bonsai – aber dennoch einen derart ausgesuchten Geschmack pflegt, dass der Kunsthistoriker J. Edward Kidder sie „eine der japanischsten der gesamten japanischen Geschichte“ nennen wird. Eine Gesellschaft, die tanzt, die sich nur um die eigene Achse dreht; selbstverliebt und -vergessen.

Und so lebenssprall tritt der Leuchtende Prinz Genji in diese matt schimmernde Welt der Jahrtausendwende, dass spätere Generationen seine Geschichte als ersten Roman der Weltliteratur feiern werden. Sie werden Stammbäume der rund 430 Figuren erstellen und mehr als 10 000

glied der kaiserlichen Garde und so alt wie ihr Vater, starb wenige Jahre nach der Hochzeit. Nach dem Tod des Gatten begann Murasaki zu schreiben. In die „Geschichte vom Prinzen Genji“ ist sie eingetreten wie in eine neue Ehe.

Denn die Prosa ist die einzige Erfüllung der Frauen – und beinahe ihr Monopol. Zwar sind im Heian-Japan Frauen nur zweitklassig, haben nicht einmal Anrecht auf einen Platz im Paradies der Buddhisten – doch bei aller Beschränkung bleibt ihnen immerhin die Freiheit, japanisch zu schreiben. Für das Schrifttum der Männer dagegen ist noch immer Chinesisch Pflicht – vergleichbar dem Latein im europäischen Mittelalter.

Murasaki nutzt diese Freiheit, schreibt Seite um Seite. Und als sie um das Jahr 1005 in den Dienst der Kaiserin Shoshi tritt, hat sie einen großen Teil des gewaltigen Romans bereits verfasst. Eines Romans, der noch auf 54 Bände wachsen und doppelt so umfangreich sein wird wie „Don Quixote“ oder „Krieg und Frieden“.

Es war einmal der Sohn eines Kaisers, erzählt Murasaki. Seine Mutter, die Lieblingsfrau des Monarchen, starb, zermürbt von Palastintrigen. Seitdem hat der Junge versucht, die Mutter zurückzugewinnen,

## Die Elite feiert – und macht sich für den Untergang bereit

eines Dandys führt: elegant, arbeitsscheu und besessen von Form und Geschmack.

So perfekt verkörpert Genji die Sehnsüchte dieser Zeit, dass er nur eine Erfindung sein kann – eine Erfindung der Dame Murasaki selbst, die seine Geschichte schreibt. Und zugleich ein kollektiver Traum dieser melancholischen, schönheitssüchtigen Epoche, die anbrach, als Kaiser Kammu 794 den Kaiserpalast von Nagaoka etwa 15 Kilometer nach Norden verlegte; an jenen gesegneten Ort zwischen dem Katsura- und dem Kamo-Fluss, wo die Nähe des Berges Hiei Schutz vor Dämonen verhielt.

Binnen zehn Jahren ist die Stadt gewachsen, nach strengem Schachbrett-Plan um die Südflanke des Palastes. Später wird man sie unter dem Namen Kyoto

Bände Sekundärliteratur verfassen. Und so mächtig beginnt das Werk schon zu Lebzeiten der Autorin ihr Dasein zu überwuchern, dass die Hofgesellschaft sie bald nur noch mit dem Namen einer ihrer Romanheldinnen ruft – Murasaki, die Veilchenblaue.

**IHNEN URSPRÜNGLICHEN NAMEN** kennt keiner mehr. Als Beinamen trägt sie den einstigen Arbeitsplatz ihres Vaters, *shikibu*, das „Ritenamt“. Der Vater war Sohn einer äußerst unbedeutenden Nebenlinie jenes alles beherrschenden Fujiwara-Geschlechts, das seine Machtstellung mit geschicktem Einheiraten seiner Töchter in die kaiserliche Familie gesichert hat und seit Mitte des 9. Jahrhunderts selbst den Kaiser kontrolliert. Ihr Mann, Mit-

wollte „nur mit Frauen zusammensein, die ihr glichen“. Er verliebt sich in die künftige Kaiserin, die ihr verblüffend ähneln soll, und zeugt ein Kind mit ihr. Er verliebt sich in ihre Nichte Murasaki, die der Tante so gleicht und entflieht sie. Er hofiert blutjunge Prinzessinnen und knapp 60-jährige Damen, berückt die ehemalige Geliebte seines besten Freunden und die Witwe des verstorbenen Kronprinzen.

Doch als er die Frau seines Halbbruders, des neuen Tenno, verführt, zwängt ihn deren mächtige Schwester ins Exil an den Strand von Suma, nahe dem heutigen Kobe – in ein „trübes und eintöniges Leben“ am düsteren Schoß der Natur, fern hauptstädtischer Eleganz. Als der Tenno eines Tages aber erkrankt, holt er Genji



Verwandtschaft und die richtige Heirat zählen viel in der Hofgesellschaft von Heian, wo Geburt alles ist und Leistung fast nichts. In prachtvolle Gewänder gekleidet, nutzt ein Prinz, ein Enkel Genjis, eine winterliche Bootsfahrt, um die Tochter eines hohen Adeligen für sich zu gewinnen

zurück in die Hauptstadt. Kurz darauf übernimmt das Kind, das der Prinz einst mit der Kaiserin gezeugt hat, den Thron.

Genji wird in den Rang eines Kaisers im Ruhestand erhoben, baut einen Palast mit vier Flügeln, von denen jeder eine Frau seines weiten Herzens beherbergt.

Nachdem er jedoch auch noch die Tochter des abgedankten Kaisers geheiratet hat, erkennt er schließlich, dass Murasaki seine wahre Liebe ist. Als sie einige Jahre später stirbt, zieht sich Genji von der Hofgesellschaft zurück. Und bald darauf vergeht auch der Held – „erlauchter und schöner als je“.

**DIES IST KEINE HELDEN SAGE.** Genji, der Kaisersohn, glänzt nicht mit herkulischen Taten, rettet keine Prinzessinnen, erschlägt keine Drachen und verheert keine Feinde. Dafür spielt er voll Zartgefühl Flöte, Zither und Laute, dichtet und malt wie ein Gott. Tanzt so anmutig „Die Wogen der blauen See“, dass selbst die Gewandtesten und Schönsten neben ihm aussehen „wie eine Bergkiefer, die neben einem blühenden Kirschbaum wächst“. Dann fallen auch noch die Strahlen der untergehenden Sonne auf sein Gewand,

die Musik schwillt an, und Prinzen und Edelleute beginnen, laut zu weinen.

„Als das Lied verklangen war und Genji, seine langen Tänzerärmel gläztend, dastand“, schreibt die Hofdame Murasaki „da verdiente er mit seinem vor Eifer glühenden Gesicht fürwahr mehr als je den Namen Genji, der Leuchtende.“ Der Kaiser erklärt Genjis Auftritt zum Wunder und ordnet Andachten in allen Tempeln an. Und die Gemahlin des Herrschers seufzt: „Er ist viel zu schön. Wir werden es bald erleben, dass ein Gott vom Himmel kommt, um ihn zu entführen.“

Rund 900 Jahre später wird der Dichter Charles Baudelaire diesen Typus des radikalen Ästheten in seiner Abhandlung „Der Dandy“ beschreiben: einen Menschen, „dessen einziger Beruf die Eleganz ist“. Auch die Gesellschaft von Heian legt ja mehr Wert auf Schönheit als auf Tüchtigkeit. Nicht Protokolle und Aktenvermerke sind die vornehmsten Pflichten eines Beamten, sondern Anmut im Tanz. Ein erfreulicher Anblick gehört zum Anforderungsprofil für den Intendanten der kaiserlichen Polizei. Auch ein Prediger, so heißt es im „Kopfkissenbuch“ der Hofdame Sei Shonagon, soll vor allem

„ein gut aussehendes Gesicht haben“. Und eine falsche, zu blasse Farbschattierung am Ärmel einer Hofdame kann allen Anwesenden den Tag verderben.

Die Hofdamen sind Zierfische in den schummrigsten Tiefseewelten der Paläste, die Tag und Nacht nicht kennen. Ihr Leben erstickt in zwölfsschichtigen Seidenroben und versteckt sich hinter Wandschirmen, Bambusvorhängen und Fächern, ist Lere- und Langeweile, notdürftig gefüllt mit Go- und Würfelspiel. Auch die Hofdame Murasaki lebt „teilnahmslos von Tag zu Tag“, wie sie ihrem Tagebuch anvertraut. Lässt „die Blumen, den Gesang der Vögel, den Wechsel der Himmel mit den Jahreszeiten, den Frost, den Schnee“ an sich vorbeiziehen. Tut „wenig mehr, als das Vergehen der Zeit wahrzunehmen“.

Doch es ist ein Nächststun, das sie mit der ganzen Elite teilt. Und ist nicht Langeweile, für Baudelaire „Gott meines Lebens“, das Element des Dandys? Und schafft nicht die Müdigkeit, welche die Glieder der Hofleute lähmst, erst den wohligen Nebel, in dem Fantasiegestalten aufscheinen können?

Das Leben am Hof ist ein „Sonnenuntergang“, wie Baudelaire später über das Dantymum sagen wird: „erhaben, ohne Wärme und voll Melancholie“. 1018-mal benutzt Murasaki im „Genji“ das Wort aware, das auf kaum übersetzbare Weise die Schwermut der Schönheit umschreibt.

Die Kunst ist ein Schwanengesang, das Leben eine „Traumbrücke“, wie das letzte Kapitel des „Genji“ heißt. Der Herbst ist die Lieblingsaison des Romans und der Epoche – die fallenden Blätter, der sanfte Regen auf welken Blüten, die Hirschschreie im Nebel. Und die vielen leuchtenden Farben, die das Leben am Hof zu einem Fest für die Augen machen.

Fast ist Prinz Genji so schön für „diese späte, entartete Zeit“, wie die Priester sie nennen. Im Jahr 1052 soll ja gemäß den Sutren des Buddhismus – seit einigen Jahrhunderten die Religion der feineren Schichten – die „Zeit der Wirren“ beginnen.

Das ist die Zeit, in der die Elite Heians ihre Vorbereitungen für den Untergang trifft. Das ist das Jahr, in dem auch Fuji-





Auf einer Terrasse sitzend, schaut die künftige Kaiserin Fujitsubo dem Prinzen Genji hinterher – ihrem Geliebten, der mit einem Begleiter fortgeht. Anders als in dieser späteren Darstellung wiedergegeben, stehen die herrscherlichen Paläste der Heian-Zeit im Landesinneren, auf dem Gebiet des heutigen Kyoto. Und nur selten verlassen die Höflinge die Residenzstadt, denn das ihnen so strapaziöse Reisen gilt als Zumutung; Holzschnitt von 1853

wara no Yorimichi, der Oberste Ratgeber des Kaisers, im südlich der Hauptstadt gelegenen Uji einen Palast seines Vaters in einen Tempel umbauen lässt.

Dieser soll das jenseitige Reich wahrheitsgetreu nachbilden und wird noch fast 1000 Jahre später die Münzen der Japaner schmücken: Vielstöckig wie die himmlischen Häuser der Sutren und angefüllt mit hölzernen, auf Wolken throngenden Bodhisattvas, wirft er sein still

Auf der anderen Seite warten die Fävorten der Prinzessin Akikonomu. Die Kästchen der Bilder sind aus Aloeholz, die Tischdecken aus koreanischem Brokat auf blaugrünem Grund. Die Mädchen tragen blaue Mäntel mit weidengrünen Schärpen; ihre Jacken sind außen braun und innen gelb.

Nun wird Bild um Bild aufgerollt, Werke alter Meister wie neue Arbeiten, und die Nacht bricht schon herein, ohne

Be geboren sind“, können ohnehin sicher sein, „dass die Vorteile vornehmer Geburt genügen werden, sie von ihren Mitmenschen zu unterscheiden“.

Selbst die Jagd und der Ausritt über die Güter – in anderen Zeiten und Welten klassische Prestige-Hobbys der Aristokratie – finden in Heian keinen Anklang: Schön ist, was keinen Zweck hat. Und so trifft sich die Jeunesse dorée zum Wettbewerb um die schönste Iriswurzel, den

## Hunderte ringen in Wettbewerben um das beste Gedicht

zitterndes Spiegelbild in ein künstliches Gewässer, das den Schatzteich des „Reinen Landes“ verkörpert.

**DOCH IN DIESER „ENDZEIT“, wie auch der herrliche Genji sie nennt, führt der Glaube nicht zur Innerlichkeit, sondern an die Oberfläche: Die Vergänglichkeit der Dinge verstärkt deren Reiz. Und so ist die wahre Religion jener Epoche die Kunst, wie der britische Historiker Sir George Sansom später schreiben wird.**

Noch vier Jahrhunderte zuvor haben alle Japaner in Hütten gehaust wie Bauern oder Fischer. Jetzt aber scheint die Höflinge nichts mehr zu interessieren als der Glanz der Erscheinungen.

So ist es wie ein Gottesdienst, wenn im „Genji“-Roman der Kaiser zum Malei-rei-Wettstreit in seinen Palast ruft. Tagelang haben die Hofleute Gemälde zusammen gesucht, sie auf chinesische Seide und Rollstäbe aus Elfenbein, Sandelholz oder gelber Jade aufgezogen. „Die ganze Kraft der Nation“, schreibt Murasaki, „schien darauf gerichtet zu sein.“

In einer Saalhälfte präsentiert die Partei der Dame Chujo ihre Bilder in Kästchen aus purpurnem Sandelholz. Deren Sockel aus Sappanholz, geschmückt mit Decken aus chinesischem Brokat, stehen auf traubensaftfarbenen Seidentepichen. Sechs kleine Mädchen in Mänteln mit weißen, rosa gefütterten Schärpen und scharlachfarbenen Jacken mit blauen und hellgrünen Aufschlägen stehen bereit, beim Öffnen der Kästchen und Bildrollen zu helfen.

dass es zur Entscheidung kommt. Erst als jede Partei nur noch eine einzige Rolle zu zeigen hat, spielt Akikonomu ihren Trumpf aus: Landschaftsskizzen, gemalt von Genji, dem Unvergleichlichen.

Voller Rührung beginnen die Zuschauer zu weinen. Und „unter allgemeiner und neidloser Zustimmung“ erringt die Prinzessin den Sieg.

Das sind Triumphe, die mehr zählen als Erfindungen oder militärische Siege – über die Aufständischen in den Provinzen etwa, die immer wieder gegen die Zentralgewalt rebellieren und deren Niederschlagung man gern Milizen überlässt. Denn wie der Dandy streben die Menschen am Hof nach edler Überflüssigkeit. Ihr Leben: „eine einzige lange Reihe von köstlich abgestimmten Aufzügen und Festlichkeiten“, wie Murasaki begeistert protokolliert.

Alles Nützliche ist nur vulgär: die Wissenschaft, die Bildung, erst recht die Philosophie. Die Höfe der Universitäten, einst beflissenen chinesischen Klassikern in japanische Köpfe pressten, sind mit Gras überwachsen, die Lesesäle leer.

Gelehrte und ihre altmodischen chinesischen Fremdwörter werden verspottet. Auch Murasaki beschreibt indigniert die „unansehnliche Gestalt“ der Professoren, deren „ausgeliehene und schlecht sitzende Kleidung“ das adelige Jungvolk zum Lachen reizt: „Es war ein so komischer Anblick, wie man ihn wohl nur selten erlebt.“

Genjis Vater, der Kaiser, warnt seinen Sohn ausdrücklich vor dem Erwerb des „unseligen Wissens“: Denn „die zur Grö-

sangesfreudigsten Ziervogel, das köstlichste Gedicht.“

Oder zu einem Fußballspiel namens  *kemari*, das nicht einmal einen Sieger kennt: Hier stehen die Herren voll Würde im Kreis, untadelig angetan mit blauen und roten Seidengewändern und schwarz lackierten Kappen, und versuchen, einander den Ball möglichst oft zuzukicken, ohne dass er den Boden berührt. Aktenkundig ist der schöne Erfolg einer Gruppe im Jahr 905, der es gelingt, das Leder 260-mal in die Luft zu treten, bevor es sich der Schwerkraft ergibt.

Der Gipfel der schönen Zwecklosigkeit aber ist die Liebe – für Baudelaires Dandy „die natürliche Beschäftigung der Müßigen“. Die ganze Nacht hindurch hören die Hofdamen das Kommen und Gehen der Männer auf den Korridoren der hellhörigen Paläste, ihr plötzliches Verharren, das leise, verstohlene Klopfen mit dem Finger an eine Tür.

Sie hören das Rascheln der Seidengewänder, mit denen die Frauen anzeigen, dass sie wach sind; das leise Rauschen der Fächer. Dann das Klirren der Eisenstäbchen, mit denen sie für den Besuch Holzkohle im Becken aufschichten.

Auch der „Genji“-Roman ist ein Reigen aus Affären, leicht und zierlich geknüpft wie ein Seidenteppich. Mädchen, die lange Jungfrau bleiben, gelten als von Dämonen besessen, und wenn eine Frau sich weigert, ihren Verehrer zu erhören, können nur böse Geister Schuld sein.

Das Genügen an der Hauptfrau, meist im zarten Kindesalter angetraut, und den

Nebenfrauen, deren Zahl selten zehn übersteigt, ist eines Gentleman nicht würdig: „Männer von gewöhnlicher Geburt“, mahnt die Kaiserin einen ihrer Söhne, „mögen es schwierig finden, nach der Heirat ihre Aufmerksamkeit aufzuteilen. Aber für einen Mann in deiner Position liegen die Dinge anders.“

So reicht ein Hörensagen, ein paar Zitherklänge, ein Rascheln, um auch des prächtigen Genjis Verlangen zu wecken. Nach einem Fest unter den Kirschblüten des Südpalastes ist es der scheue Gesang einer Frau in der Dunkelheit („Dem halb verhüllten Mond kommt nichts auf Erden gleich“), der ihn ermuntert, sie am Ärmel in seine Gemächer zu ziehen: „Außerdem war sie jung und sanft und verstand es nicht, sich viel zu sträuben.“

Als er eines Tages, weil ein Gott seinen Weg versperrt, im Haus eines Edel-

mannes übernachten muss, öffnet er dort aufs Geratewohl eine Schiebewand – „ihm war es schrecklich, die Nacht allein zu verbringen“ – und findet dahinter „eine sehr kleine, liegende Gestalt“, die er ohne Zögern auf den Armen zu seinem Lager trägt: „Und weil er von so unsagbarer Schönheit war, dass selbst Götter und Dämonen ihm nicht hätten zürnen können, brachte sie es auch nicht über sich, laut durchs Haus zu schreien.“

Die Liebe der Heian-Dandys ist ein leichtherziges Spiel; doch wie jedes Spiel gehorcht sie festen Regeln. Meist ist der erste Kontakt ein Blind Date. Der Herr entflammt auf ein Gerücht hin und schickt ein 31-silbiges Gedicht. „Auf ein Liebesgedicht muss man nicht unbedingt antworten“, rät die Hofdame Sei Shonagon in ihrem „Kopfkissenbuch“: „Doch gehört es in diesem Fall zum guten Geschmack, ein unverfängliches Antwortgedicht über die Landschaften oder Jahreszeiten zu verfassen.“

Das Antwortschreiben aber bestimmt den Verlauf der Liebe – das Begehrten des Kavaliers wie auch dessen Ermüchterung. Denn in der Handschrift, das wissen die Liebenden von Heian, zeigt sich Charakter und Rang eines Menschen deutlicher als im gesprochenen Wort.

Selbst der Casanova Genji kühlt ab, als er das „Geschreibsel“ der Safranblüten-Prinzessin empfängt: „Ihre Handschrift war grob und steif, sehr mittelmäßig im Stil, und die Auf- und Abstriche waren von der gleichen Stärke.“

Und als er dann noch die Lyrik der Umworbenen überfliegt – „das unangehmste Silbengeklingel, das ihm je untergekommen war“ –, sinkt die Lust des Leuchtenden auf den Gefrierpunkt.

**DENN DAS GEDICHT** ist der Fetisch dieser Epoche. Eine Sucht, die die elegante Welt verfallen ist. Seit das Silbensystem *manyogana* die chinesische Bilderschrift ergänzt und eine phonetische Wiedergabe der japanischen Sprache ermöglicht, haben sich vor allem für die Frauen, die nur selten Chinesisch können, neue Ausdrucksmöglichkeiten eröffnet. Im Jahr 905 ist auf kaiserlichen Befehl die erste

Anthologie mit mehr als 1000 japanischen Gedichten erschienen. Und schon 951 musste der Kaiserhof ein Dichtamt gründen, um die Flut dieser *waka* in geordnete Bahnen zu lenken.

Hunderte von Gedichten werden in Heian jeden Tag verfasst – nicht nur für die zeremoniellen Wettbewerbe, an denen bisweilen mehr als 1000 Kombattanten teilnehmen, sondern zu jeder Gelegenheit, die einen Ausdruck verlangt.

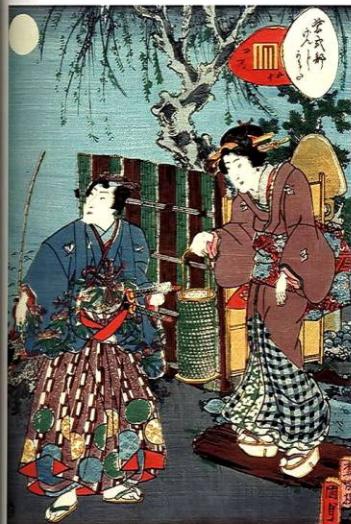
Auch dem beispiellosen Genji fällt spontan Lyrisches ein, wenn er, aus einer Laune heraus, ein kleines Kammerfräulein betören will: „Man soll nicht sagen, dass ich achtlös von Blume zu Blume wand're, doch an der Windenblüte kann ich nicht vorbeiziehen.“

Gedichte begleiten das Leben, zieren Schiebewände und Stellschirme, grüßen die Neugeborenen, fliegen bei Hofzeremonien hin und her und entringen sich als Abschiedsgruß noch dem Sterbenden. Selbst im Dienstbetrieb mahnen Vorgesetzte ihre Untergebenen in Versform ab, formuliert der Gerügte seine Verteidigung, zeigen Beflissene ihre Bildung.

Wem angesichts eines Apfelbaums, einer Landschaft oder des ersten Schnees kein passendes Waka einfällt, macht sich unmöglich. Mangelnde Dichtkunst ist ein Trennungsgrund, und wer eine Ansprache aus dem reichen Zitatenschatz chinesischer oder japanischer Lyrik nicht versteht, ist der Konversation nicht wert.

Mit Gedichten lässt sich schmeicheln, flehen, aber auch ein Korb verteilen: Als eine ältliche, aber lebenslustige Dame dem göttlichen Genji Avancen macht („Kommt Ihr in mein Haus, / will Euer Rosse ich gern / Futter darreichen, / mag es auch nur vergilbtes / Gras unter den Bäumen sein“), dichtet der Umworbene schroff mit dem Hinweis auf die zahlreiche Konkurrenz zurück: „Schreite ich flink durch / das Bambusgras, wird man mir / sicherlich zürnen, / stehen in dem Walde doch / viele Pferde beisammen.“

Wenn aber der Austausch der Verse zufriedenstellend verläuft, meldet der Herr einen Besuch im Haus der Dame an. Zwar darf er zunächst nicht einmal die Veranda betreten – und die Frau hält sich



Liebesaffären sind üblich  
bei Hofe – obwohl selbst geheime  
Treffen komplizierte Rituale  
vorsehen, etwa das Austauschen  
von Versen. Mitten in der Nacht  
macht Prinz Genji einer Edelfrau  
seine Aufwartung. Bereits im  
Alter von 17 Jahren lässt er sich  
mit verheirateten Damen ein





Die höfische Elite gleitet auf Lustbooten über die Seen weitläufiger Gartenlandschaften. Die Natur jenseits dieser künstlichen Welt gilt dagegen als unerträglich. Auch die Menschen außerhalb der Residenzen werden von den Adeligen als unkultiviert und würdelos verachtet – etwa die Bauern, welche die Hofgesellschaft mit ihren Abgaben finanzieren; Holzschnitt um 1850

hinter einem Wandschirm im Inneren des Hauses verborgen. Doch irgendwann bleibt er über Nacht. Und zieht sich beim ersten Hahneneschrei mit geübtem Bedauern zurück – eine Kunst, die das Urteil der Geliebten nachhaltiger prägt als der Rest der Nacht. Denn „gerade beim Abschied stellt es sich heraus, was der Mann für ein Mensch ist“, schreibt Sei Shonagon: Wer sich hier danebenbenimmt – den wird eine Frau „nur noch hassen“.

Der Kavalier kehrt heim, um den „Brief des nächsten Morgens“ zu verfassen, der Sehnsuchtsbezeugungen und ein Gedicht über betauta Blumen oder Zweige enthält. Das ist das Zeichen, dass er die Liaison forsetzen will. Und wenn es dann auch noch zur zweiten und dritten gemeinsamen Nacht kommt, ist die Verbindung besiegt.

Erst der Brief schenkt Gefühlen jene Form, die ihnen gebührt. Und so erlebt die Kunst des Briefeschreibens in Murasakis Japan eine Blüte, die von kaum einer Kultur je übertraffen werden wird.

Boten eilen Tag und Nacht, bei Regen und Schnee hin und her, transportieren die Sehnsucht beim Anblick des Abendhimmls, das Entzücken vor den Blüten des Pflaumenbaums, die Tränen beim Rauschen des Wasserfalls.

Entscheidend ist das richtige Papier in der angemessenen Stärke, Größe und Form; aber auch die Farbe, durch die das zu übermittelnde Gefühl wiedergegeben wird, zudem sind Wetter und Jahreszeiten zu beachten: Der Bogen muss nach modischer Art gefaltet und mit der passenden Blüte, dem passenden Zweig geschmückt sein – Weide etwa für blaues, Eiche für grünes, Ahorn für karmesinrotes und Iriswurzel für weißes Papier.

Es gibt Bambuspapier, mit Muschelkalk präpariert und mit Rankenornamenten bedruckt. Das „Fliegende-Wolken-Papier“ mit seinen zarten Farbschatten. Marmorisiertes oder mit gazeartigem Wellenmuster bedrucktes, mit Blattgold, Silber oder Metallpulver bestreutes Papier.

Es gibt auch abstrakt gemasertes Papier, über das die Zeilen in edlem Zittern abwärts fließen wie Schminktränen über fein gezeichnete Wangen – und sich

In der entrückten Welt des Kaiserhofes wird der Müßiggang zelebriert. Singende Ziervögel sorgen auch im Palast des Prinzen Genji für Abwechslung. Doch es sind vor allem die Künste – Malerei, Dichtung und Musik –, mit denen sich die Höflinge von Heian die Zeit vertreiben. Und in denen Genji brilliert



dennoch zu Schicklichem fügen: „Leute, die es nicht verstehen, Briefe mit den richtigen Höflichkeitsausdrücken zu verfassen“, schreibt die Hofdame Sei Shonagon, „können verachtet werden.“

Denn Distinktion ist alles – die feinen Unterschiede, die dem Dandy die Welt bedeuten und dem Heian-Hof die Stabilität. Zehn Hofräne mit insgesamt 30 Graden sortieren nicht nur Menschen, sondern auch Geister und Katzen; dazu gibt es noch vier Ränge, die den Prinzen der kaiserlichen Familie vorbehalten sind.

Nicht Vermögen noch Verdienste, sondern nur die Geburt ist es, die Status, Einkommen und Privilegien regelt: den Anteil an der Reiserente wie den Zutritt zu Kaiseraudienzen, die Strenge von Gerichtsurteilen oder die Höhe der Steuer – von der die obersten fünf Ränge vollkommen befreit sind.

*Yoki hito* nennen sie sich, die „guten Leute“, und ihre Zahl macht weniger als ein Tausendstel der Bevölkerung aus.

**DER REST DER JAPANER**, der mit seinen Abgaben und seiner Arbeitskraft den Feinsinn der Hofgesellschaft finanziert, ist unsichtbar. Ein formloser Teig, den

die Elite, wenn überhaupt, nur mit Schaudern zur Kenntnis nimmt. Ein dumpfes, unkultiviertes Volk, das im Dunkeln und auf dem Fußboden vegetiert und nur die Sprache strenger Gesetze versteht: „Bauern ist es verboten, Fisch zu essen oder Sake zu trinken.“

*Esemono* oder *esebito* nennt man sie, wenn man schon von ihnen sprechen muss, „zweifelhafte Geschöpfe“. Auch Murasakis Helden kommen sie bisweilen wie „Phantome“ vor. Und die Hofdame Sei Shonagon sieht beim Anblick der einfachen Menschen nur „Massen von Korbwürmern“ in „lächerlichen Kleidern“, wie sie in ihrem „Kopfkissenbuch“ notiert. Schade um den Glanz des Mondes, findet sie, wenn er auf das verschneite Dach „geringer Leute“ fällt.

Bei Hofe trennen nur Nuancen Oben von Unten: das Material der Kleidung; die Länge der Schleppen, die über die Geländer der Veranden hängen; die Zahl der Falten im Fächer, die für die obersten drei Hofräne 25 beträgt, für den vierten und fünften 23 und für die niederen Ränge zwölf.

Entscheidend ist auch der Farbkodex der Obergewänder, der etwa Genjis Sohn

Yugiri mit seiner grünen Robe hadern lässt. Denn sie brandmarkt ihn als Angehörigen des sechsten Ranges und vereilt so die Liebe zu einer höher Gestellten.

Man erkennt und bemisst einander an Stimme, Wortwahl und Gestik, und der formidable Genji zeigt seine noble Geburt schon mit der „geringsten Gebärde“. Selbst ein Husten im Dunkeln verrät, mit Soigniertheit vorgetragen, dem Wissen den Mann von Adel.

Und hier wie überall ist es die Mode, die das Leben regiert und über Wert und Unwert entscheidet: *Imamakashi* zu sein, „auf der Höhe der Zeit“, ist das größte Kompliment für Murasakis Zeitgenossen. Vergangenheit und Geschichte dagegen gelten als *furumekitaru*, als „altnodisch“. Mode ist ja Distanz, ist Sieg über Mutter Erde. Ist, wie Baudelaire schreiben wird, „erhabene Entstellung der Natur“, in der man sonst „nur Abscheuliches“ findet.

Denn die Natur ist grausam und roh – erst in der Kunst wird sie schön. Die Kiefer, der Kranich, der Hirsch, die Heide im Herbst: All das, findet die Hofdame Sei Shonagon, „gewinnt, wenn man es malt“. Sogar ein Reicher, „in jeder Hinsicht abscheulich“ – im Gedicht wird er schließlich „interessant“.

Nicht einmal die Lust an der Liebe ist das Werk der Natur. Denn nicht der Leib ist schön, sondern nur das, was ihn zierte. „Unvergesslich scheußlich ist der nackte

Heian ist ein symmetrisches, streng geometrisches Kunstwerk, wie es im späteren Japan kaum noch einmal entstehen wird – rund fünfthalb mal vierthalb Kilometer groß, zerteilt von der fast 90 Meter breiten „Allee des roten Vogels“. Auf ihr ziehen kaiserliche Prozessionen mit Ochsenwagen und bunt gekleideten Reitern vom Palast durch die Stadt und zurück in jene Stadt in der Stadt, die „Größerer Kaiserpalast“ heißt.

Nur wer in Heian wohnt, gilt als zivilisiert: Schon im Jahr 818 zählt die Kapitäle mehrere hunderttausend Einwohner. Und nicht chinesisch wuchernder Pomp, sondern klares Design ist es, mit dem man sich umgibt – eine Architektur von ausgesuchter Schlichtheit, die leichte, graziose Bauweise der *Shinden*-Häuser auf Pfählen, mit runden Pfeilern aus nacktem Holz und sanft geneigten Dächern, mit polierten Holzfußböden und Schwingtüren.

Die Flügel einer Residenz sind durch schmale, grazile Korridore miteinander verbunden; im Nordflügel wohnt die Hauptfrau. Die Gärten sind Kunstschaften aus zwei parallelen Flüssen, Hügeln und weißem Sand, in dem sich das Mondlicht fängt. Hier sitzen die Adeligen am Sommertagen, trinken Sake aus schwimmenden Bechern und blicken auf die künstlichen Sandbänke im künstlichen See, auf die Pinien, deren Stämme

So dämmert Murasakis Japan in Nabelschau, in nie dagewesener Isolation. Die Jahrzehnte des Lernens, in denen das Land ausländische Einflüsse aufgesogen hat wie ein Schwamm, sind vorbei: Im Jahr 894 hat der japanische Hof seine Kontakte zu China eingestellt. Niemand außer Händlern und Priestern darf jetzt mehr die Inseln verlassen; offizielle Delegationen werden weder entsandt noch empfangen.

Und wer möchte schon reisen: Fahrten außerhalb der Hauptstadt sind beschwerlich und zäh; auf dem rauen Gelände schlagen in den Ochsenwagen die Köpfe der Damen aneinander, sodass die Zierkämme in den Frisuren zerbrechen. Und zur Regenzeit verwandeln sich die wenigen Straßen in Schlammäbäche.

Schon die Fahrt in das 15 Kilometer entfernte Uji ist für Murasakis Helden eine Reise ans Ende der Welt, eine „Zumutung“, die selbst durch ein „tieferes Bündnis der Zuneigung“ nicht zu rechtfertigen ist. Und auch Sei Shonagon ist der Meinung, dass vornehme Menschen „nie eine Seereise machen sollten“. Schlimm genug, „wenn man im Wagen oder zu Fuß eine Reise unternimmt“.

Die Natur ist ja nicht nur unvollkommen, sondern auch gefährlich. Der Tai-fun, der zur Tagundnachtgleiche in einem Herbst über das Land braust, färbt nicht nur den Himmel schwarz, entlaubt Genjis

## Selbst die Art zu husten verrät noble Geburt

Körper“, schreibt Murasaki in ihr Tagebuch. „Er hat wirklich nicht den geringsten Charme.“

Und nicht die bodenständigen, naturbelassenen Genüsse sind es, an denen der Heian-Dandy sich labt, sondern vielmehr die künstlichen Paradiese des Reisweins: Tee, im 8. Jahrhundert aus China eingeführt, findet in Genjis Welt kaum Freunde und wird in die Arzneikisten verbannt. Milch, noch vor einer Generation beliebt, ist den Snobs zum Ekel geworden.

SCHON DIE RECHTECKIGE Hauptstadt ist eine Festung gegen das Organische.

den bizarren Formen bestimmter Bäume nachgekrümmt sind.

In diesen Traumreichen verbringen sie ihr Leben. Denn der Dandy braucht keine Welt, sondern nur sich selbst. Auch Murasaki's Zeitgenossen kümmern sich nicht um das Draußen, um Tag und Nacht: Für einen Dandy spielt Zeit keine Rolle. Nur ein paar Beamte verfolgen die tropfende Arbeit der Wasseruhren – der Rest der Elite lebt ohne Stunde, ohne Rhythmen, ohne Plan. Macht die Nacht zum Tag, um das Leben von den Gestirnen beglänzen zu lassen. Begrüßt den Sonnenaufgang mit Gespräch oder Zitherspiel.

Garten, entwurzelt Wälder, er sorgt auch für die Unordnung der Gefühle. Denn im Angesicht von Genjis Sohn reißt er die Vorhänge hoch, hinter denen der Held seine Lieblingsdamen verbirgt: und weckt so in dem Jungen die verderbliche Liebe zur Geliebten seines Vaters.

Doch dem kultivierten Mann von Heian ziemt es, seine Affekte zu kontrollieren – wie dem Dandy, dessen Schönheit laut Baudelaire darin besteht, „sich nicht bewegen zu lassen“. Man trägt Maske, meidet das offene Wort, die unschickliche Regung. Gefühle sind Schmuck, kein Grund zur Unruhe: Selbst



Prinz Genji stirbt noch vor dem Ende des Romans. Die letzten Kapitel erzählen von den Liebesträumen eines Mannes, der als sein Sohn gilt. Aber auch das sorglose Leben im Palast von Heian wird bald vergehen – im Kampf gegen einen neuen, aggressiven Kriegeradel

nach Schicksalsschlägen trauern die Hofsleute vorzugsweise in Versform.

Als Genjis über alles geliebte Herrsensdame stirbt, erwägt zwar der Held, seinen Gram ins Kloster zu tragen – doch er fragt sich im gleichen Moment, was die Leute dazu sagen würden. „Wenn er sogleich in einen Orden eintritte, würde man glauben, er habe damit aus Schwächlichkeit einer augenblicklichen Regung nachgegeben“, erzählt Murasaki. „Und das war ein Eindruck, den er keineswegs hervorzuufen wünschte.“

Denn schön ist, was die Natur in die Schranken weist. Die Damen von Heian zupfen sich die Augenbrauen aus und zeichnen die Linie ein paar Zentimeter höher wieder nach, schwärzen ihr Gebiss mit einem Sud aus Tee mit eingelegten Eisenspannen. Der Anblick weißer Zähne, den noch die Großeltern zu schätzen

wussten, löst Entsetzen bei den Männern aus und Verachtung bei den Damen, die das schaurig schimmernde Mundinnere an „geschälte Raupen“ erinnert.

Das männliche und das weibliche Ideal von Schönheit kennt kaum noch Unterschiede: Damen wie Herren gefallen durch ihr rundes, weißes Gesicht, den kleinen Mund, die schmalen Augen. Die androgynen Dandys von Heian parfümieren großzügig Haare und Kleidung, weinen über den Abschied von der Geliebten, den Sonnenaufgang oder die Einsamkeit des Nachbarn und pudern ihre Gesichter mit einer Mischung aus Kupferchlorid und weißem Blei. Ein schlecht gepudertes Männerantlitz erinnert die Hofdame Sei Shonagon an dunkle Erde, auf welcher der Schnee zu Flecken geschmolzen ist.

Erlesene Düfte eilen dem Gentleman voraus und zeigen dessen Distinguiertheit. Auch das Nahen des vortrefflichen Genji erkennen die Frauen bereits „an dem üppigen Wohl-

geruch seines Gewandes“, den er selbst komponiert und nach dem Vorbild der alten Kaiser ein Weilchen im Erdboden vergräbt, um das Aroma zu verstärken.

Beim Parfüm-Wettbewerb erringt er für seinen *Jiū*-Duft, den er aus Aloe, Zimt, Muschelschalen, Moschus, Süßpiniene und tropischen Tulpen mixt, den ersten Preis: Obwohl im Garten ein feiner Regen den Duft der roten Pflaumenblüte zu voller Geltung bringt, gelingt es dem famosen Genji wieder einmal, die Natur noch zu übertreffen.

Das Kriegerethos der späteren Samurai ist den Männern von Heian dagegen zutiefst fremd. Der Soldat wird verachtet. Mitleidig beschreibt Murasaki den „vulgären, ungeschliffenen, verbauerten“ Ex-Gouverneur von Hitachi, der trotz Reichtums und tadelloser Geburt nur im Kampfsport zu brillieren weiß. „Er wuss-

te nichts von Musik und den anderen angenehmen Seiten des Lebens“, schreibt sie nicht ohne Süffisanz, „doch er war ein ausgezeichneter Bogenschütze.“

Nein, Murasakis Zeit ist sanft und zivilisiert – vor allem im Vergleich zu den Grausamkeiten, die Japan noch erleben wird. Verbrecher werden vergleichsweise mild bestraft und lieber verbannt als hingerichtet. Heian, „Hauptstadt des Friedens“, heißt nicht nur die Stadt, sondern auch die Philosophie ihrer Bewohner.

**DOCH DIE FRIEDENSTADT** tanzt auf einem Vulkan. Schon schärft der Landadel, der etwa das in den weit entfernten Nordprovinzen lebende Volk der Ainu bekämpft und riesige Güter zusammenrafft, die Schwerter zum Aufstand gegen das schöne, sorglose Leben der Hauptstadt.

Schon flackern Unruhen in den Provinzen auf, denen die höfische Elite von Heian nichts entgegenzusetzen hat: Der Kaiser verfügt nicht einmal über ein stehendes Heer. Bald werden die rauen, kulturulessen „Männer des Ostens“ die Insel übernehmen, werden das Land mit Bürgerkriegen überziehen, aus denen schließlich 1185 die Familie Minamoto siegreich hervorgeht.

Deren Anführer Yoritomo wird als *shogun* in der Stadt Kamakura seine Militärrherrschaft errichten. Fast 700 Jahre lang werden dann die Kriegsherrn Japan regieren, meist am Kaiser vorbei und über ihn hinweg.

So wird es das Land sein, das über die Stadt siegt, die Scholle über den Palast, der Krieger über den Künstler. Doch bis zum letzten Moment schreiben die Dandys von Heian ihre Gedichte, mischen ihre Räucherdufte, schweben leicht von Liebe zu Liebe.

Wie in dem letzten Gedicht, das der Leuchtende Genji vor seinem Tod notiert: „Da ich nicht weiß, ob mein Leben währet noch bis zum Frühling, will ich mit den im Schnee prangenden/Pflaumenblüten mich schmücken.“ □

Jörg-Uwe Albig, 45, Schriftsteller in Berlin, beschreibt und interpretiert für *GEOEPOCHE* regelmäßig das Sittenleben ganzer Zeitalter.



# USA Anders: Kalifornien.

**Hippie:** Flower-Power in neuer Blüte. **High:** Die Jünger vom Zauberberg Mount Shasta. **Happy:** Big-Wave-Surfen im wilden Pazifik. **Hot:** Luxus und Lust in Las Vegas. **Home:** Downtown L.A., die schöne Unbekannte. **Heart:** Aussteigerleben in Venice.

KOELKE/MARIE

No. 1 Februar/März 2006

**GEO Special**  
DIE WELT ENTDECKEN

**Los Angeles**  
Frisch für die Stadt der Engel  
**Warum Marilyn?**  
Sinnsuche am Zauberberg  
**Oh Shrek!**  
Die Trickser von Hollywood  
**Surf-Giganten**  
Ekstase in der Monsterwelle

**KALIFORNIEN**  
& Las Vegas

[www.geo.de](http://www.geo.de) Mit den besten Adressen für die Reise

Im 13. Jahrhundert erobern die Heere der Mongolen nach und nach fast alle Reiche Asiens, selbst China. 1274 entsendet ihr Herrscher Kublai Khan eine gewaltige Flotte, um auch Japan zu unterwerfen.

Den Invasoren stellen sich schwer gepanzerte Samurai entgegen: adelige Krieger, die nach alter Tradition mit Schwert und Bogen den Kampf Mann gegen Mann suchen. Doch gegen die modernen Waffen und die neuartige Taktik der Angreifer haben sie keine Chance. Japans Ritter scheinen verloren zu sein. Da eilen ihnen die Götter zur Hilfe

# Der Geist der Samurai



**S**chon seit Tagen starren die japanischen Wachen hinaus auf den leeren Spiegel der Bucht von Hakata. Schließlich entdecken sie ihn, den kleinen Punkt in der Ferne. Rasch wird er größer, breiter, und mit einem Mal können sie Mastbäume und Segel erkennen. Unzählige Schiffe gleiten an diesem 18. November 1274 in die Bucht an der Westküste der Insel Kyushu. Der Herrscher der Mongolen hat seine Drohung wahr gemacht. Kublai Khan hat seine Krieger geschickt.

Viele Jahrhunderte lang haben sich die Japaner auf den Schutz des stürmischen Meeres vor ihren Inseln verlassen, auf ihre schroffen Küsten und steilen Klippen. So hofften sie, vor Angriffen von außen sicher zu sein. Doch dieser natürliche Schutzhügel ist nicht vollkommen. So bieten etwa die langen Sandstrände von Hakata Eindringlingen gute Landemöglichkeiten. Und eben diese Bucht soll nun zum Tor für Kublai Khan werden, der in Japan einfallen und das Kaiserreich erobern will.

Die Armada wirft Anker. Von Hügeln am Rand der Bucht spähen die Wachtposten hinunter aufs Meer. Etwa 300 große Schiffe zählen sie, glaubt man zeitgenössischen Berichten, und mehr als 400 kleinere: eine Stadt aus Kriegsschiffen und Lastkähnen, bevölkert von Seeleuten und Kämpfern.

Am Tag darauf greifen die Mongolen an. Ihnen stellt sich der japanische Kriegeradel entgegen: die Samurai.

Seit Jahrhunderten sind die gepanzerten Reiterkrieger die „Zähne und Klauen“ des Kaisershofes. Verdingen sich zudem als Palastwache, Leibwächter, Steuereintreiber oder Söldner mächtiger Fürsten. Im Jahr 792 hatte der damalige Herrscher seine Armee aus zwangsrekrutierten Bauern aufgelöst – zu teuer, zu unzuverlässig war sie ihm geworden. An ihre Stelle traten im Laufe vieler Jahrzehnte die Samurai. Sie sind adelige Kämpfer, viele von ihnen besitzen Ländereien. Sie sind lokalen Fürsten loyal ergeben, sie sind stolz, sie halten sich für unbezwingbar.

Denn in all diesen Jahren kämpfen die Samurai zwar in internen Fehden immer wieder gegeneinander, sonst aber gibt es auf japanischem Boden niemanden mehr, der den Reiterkriegern ernsthaft Paroli bieten könnte.

Bis zum 19. November des Jahres 1274.

Tausende Samurai reiten an diesem Morgen den Mongolen in der Bucht von Hakata entgegen – ein jeder gepanzert, bewaffnet mit Pfeil und Bogen, mit Lanze und zwei Schwertern.

Viele Krieger haben ihren Kopf durch Gesichtsmasken und gehörte Helme geschützt. Die Meister des Bogenschießens aus dem Sattel feuern zunächst einen Hagel von Pfeilen gegen die Feinde ab.

Doch die ehrenvollste Form des Krieges ist für den japanischen Schwertadel der Zweikampf. Lau verkündet der ins Gefecht reitende Samurai seinen Namen, seinen Rang und seinen Stammbaum, um die Feinde aufzufordern, ihm einen würdigen Gegner zu stellen. Das ist die Art der Japaner, Krieg zu führen.

Die Truppen der Mongolen dagegen stürmen in geschlossener Formation vorwärts: in langen, gegurteten Mänteln und mit Lanzen. Die Versuche der Samurai, die Front der Feinde in Zweikämpfe aufzulösen, beantworten die kriegserfahrenen Soldaten des Khans mit Giftpfeilen – und Granaten. Wie gigantische Feuerwerkkörper explodieren die archaischen Bomben mitten unter den Samurai, versetzen Pferde und Reiter in Panik. Schwarzpulver als Mittel des Krieges kennen die Japaner nicht.

Neben den Donnerschlägen der Detonationen sind schon bald die Schreie der Verwundeten zu hören. Sand und Erde am Ufer färben sich rot. Unter schweren Verlusten müssen die Japaner, überrumpelt von der Taktik und den Waffen der Eindringlinge, zurückweichen ins Hinterland. Die Angreifer besetzen die Stadt Hakata und plündern sie. Spät in der Nacht nimmt der Himmel einen tiefroten Ton an. Hakata brennt.

Weit haben die Mongolen das Tor zu Japan aufgesprengt. Die Bucht von Hakata ist besetzt, das Heer der Samurai zerstreut, und bald werden die Soldaten des Großkhans wohl ostwärts ziehen. Um erst Heian, das spätere Kyoto, zu



Der Samurai Takezaki Suenaga lässt seine Heldentaten im Kampf gegen die Mongolen von Künstlern festhalten und illustrieren: etwa seine Reiterattacke auf die Invasoren, die mit Pfeilen und Sprengbomben angreifen (Bilderrolle, um 1300)



Die meisten heute noch erhaltenen Rüstungen – wie diese rot lackierte Montur einer mächtigen Familie aus der Edo-Zeit (1600 bis 1868) – sind später gefertigt und leichter als jene aus dem 13. Jahrhundert. Denn in jenen Tagen ziehen die Samurai noch zu Pferd in die Schlacht und suchen den Zweikampf. Nach der ersten Niederlage gegen die mongolischen Infanteristen treten jedoch auch Japans Adelige mehr und mehr als Fußsoldaten in geschlossener Formation an

erobern, wo der Tenno Hof hält, der Kaiser. Und dann die Stadt Kamakura, wo der oberste Befehlshaber der Samurai residiert, der Shogun („General“).

Denn zu jener Zeit hat Japan zwei Zentren der Macht und zwei Herrscher. Nun aber wanken beide: der Tenno und der Shogun. Und das Inselreich ist bedroht wie nie zuvor in seiner Geschichte.

Doch nicht erst die Angst vor Kublai Khan hat den Kaiser dazu bewogen, die Macht mit dem Führer der Samurai zu teilen. Die Ereignisse, die zur Herrschaft der Shogune geführt haben, nahmen schon lange vor der mongolischen Invasion ihren Anfang.

85 JAHRE ZUVOR, IM SPÄTEN JULI 1189, bringen Boten ein schwarz lackiertes, mit Sake gefülltes Holzgefäß nach Kamakura, einer Provinzstadt im Osten der Insel Honshu. In der Flüssigkeit schwimmt ein Kopf. Das abgetrennte und in Reiswein konservierte Haupt ist der Beweis: Minamoto no Yoshitsune ist tot. So endet die bittere Rivalität zwischen dem Volksliebling Yoshitsune und dessen älterem Bruder, dem Machtpolitiker Yoritomo.

Yoshitsune, der kurz zuvor für seine Familie die Vorrherrschaft unter den großen Kriegersippen der Samurai erkämpfen konnte, hat Selbstmord begangen – gejagt von den Häschern seines Bruders. Nun regiert Yoritomo über einen großen Teil des Reichs. Bald schon wird er der mächtigste Mann Japans sein.

Das 12. Jahrhundert ist geprägt von Fehden des Hofadels, von Bürgerkriegen der Samurai-Familien untereinander und Machtkämpfen zwischen amtierenden und abgedankten Kaisern. Es sind gnadenlose Auseinandersetzungen, denn Gefangene werden kaum gemacht: Geraten Samurai in einer Schlacht in aussichtslose Lage, begehen sie Selbstmord, viele durch *seppuku*, das „Aufschlitzen des Bauches“ (auch *harakiri* genannt). Denn die Gefangennahme durch den Feind ist eine unsagbare Schande, die ein Krieger unter allen Umständen vermeiden muss.

Angesichts der chaotischen Verhältnisse im Land ringt sich der Kaiser schließlich zu einem Entschluss durch, der den Hof zu Heian dramatisch und dauerhaft schwächen wird.

Denn mit der Wiederherstellung von Recht und Ordnung in allen Provinzen beauftragt der Tenno 1183 ausgerechnet den machthungrigen Yoritomo. Zum ersten Mal übernimmt so ein einziger Befehlshaber der Samurai die mi-

Eine Samurai-Rüstung besteht aus mindestens 23 Teilen. Bei diesem Schutz aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts – einer Kombination aus Stoff und einer Eisenpanzerung – sind die lackierten Metallplatten durch Schnüre miteinander verbunden. Die Gesichtsmasken der Helme zeigen meistens eine von vier standardisierten Fratzen. Sie heißen »schöne Frau«, »alte Frau«, »gewaltätig« – oder »nobel«, wie bei dieser Montur





Die Samurai lernen aus ihren Niederlagen. Bei der zweiten Invasion der Mongolen 1281 verschanzen sich die japanischen Krieger in der Bucht von Hakata hinter einem Wall aus aufgeschichteten Steinen. Takezaki Suenaga (Mitte) reitet von dieser Befestigung aus los zu einer Gegenattacke

litärische Zuständigkeit für das gesamte Land. Zudem ist mit dieser Führungsrolle auch das Recht verbunden, eigenständig Ämter und Lehen zu vergeben.

Damit hat der Kaiser ein wichtiges Privileg verspielt: Nun kann Yoritomo in den nördlichen und östlichen Provinzen eigene Vasallen als Verwalter einsetzen und sich deren Loyalität durch die Verteilung von Pfründen und Ländereien sichern. Der Tenno hat Einfluss eingebüßt. Fern von Heian beginnt so in Kamakura die Herrschaft der Samurai über Japan.

Im Bewusstsein der eigenen Schwäche vermeidet der Kaiserhof die Konfrontation mit dem neuen Machtinhaber. 1192 wird Minamoto no Yoritomo gar der prestigeträchtige Titel *seii tai shogun* verliehen: „Großer barbarenvertriebenen General“.

Rigoros erweitert der erste Shogun nun seine Machtbasis und baut Kamakura zur prunkvollen Residenz aus. Bis zum Verfolgungswahn misstrauisch, besiegt er alle Rivalen – selbst Yoshitsune, seinen jüngeren Bruder, dessen Kopf am Ende in Sake schwimmt.

Und auch nach Yoritomos Tod bestimmt die Militärregierung der Samurai unter dem neuen Shogun die Zukunft des Landes weitaus mehr als der Kaiser in Heian.

**19. NOVEMBER 1274, ABEND.** Die Bucht von Hakata ist verloren. Aber diesmal begeht keiner der vor den Mongolen zurückweichenden Samurai Selbstmord. Denn die Krieger sind entschlossen, weiterzukämpfen. Trotz der Granaten. Trotz der hohen Verluste.

Auch der Samurai Takezaki Suenaga, der seine Verdienste im Kampf gegen die fremden Horden später aufzeichnet und illustriert lässt, wird schwer verwundet. Und er büßt sein Pferd ein. In den Zeichnungen der von ihm bestellten Chronik leben die Schrecken des Krieges auf: trommelnde

Mongolen, brennende Fahnen, blutende Pferde, Soldaten mit durchschnittenem Kehle, auf Speere gespießte Köpfe. Und da zwischen, wieder und wieder, die Samurai, die Ritter des Fernen Ostens in ihren bizarren Panzern.

Wenigstens 23 Teile zählt die Rüstung eines Samurai. Vom Helm über die Maske und die Beinschienen bis hin zum Kopfsack, der zur Aufbewahrung für das abgetrennte Haupt eines Feindes gedacht ist. Ausladende Schulterplatten schützen die Seiten, mit Eisen verstärkte Matten den Unterleib des Kriegers. Borten verleihen seiner Rüstung Farbe: scharlachrot, purpurfarben, weiß, grün und auch blau. Die Helme sind gehört oder tragen ein fantastisches Geweih.

Jeder der berittenen Kämpfer wird von mindestens einem Fußsoldaten begleitet. Eingesteckt in das breite Gürtelband und mit der Schneide nach oben, trägt der Samurai zwei Schwerter, ein langes und ein kurzes. Dieses Schwerterpaar ist das Zeichen seines Status, das Symbol seiner Ehre.

Nur Samurai oder Hofadelige dürfen die reich verzierten Klingen schmieden. Wieder und wieder wird dabei in einer geradezu religiösen Handlung ein zuvor breit geschlagener Metallstreifen gefalzt, ausgeschmiedet und erneut breit geschlagen, sodass das Schwert am Ende aus Tausenden Lagen hauchfeinen Stahls besteht.

Als der Brand der Hafenstadt Hakata den Nachthimmel über der Bucht rot färbt, haben sich die Samurai mit ihren Verletzten etwa 15 Kilometer ins Landesinnere von Kyushu zurückgezogen.

Kyushu ist die westlichste der großen japanischen Inseln – Korea liegt nur 180 Kilometer entfernt. Von dort sind die Mongolen in See gestochen. Die Passage ist der kürzeste Weg nach Japan. Aber sie ist auch ein gefährlicher Streifen Meer, mit plötzlichen Stürmen und Flutwellen.

Die Samurai verschanzen sich. Boten mit der Nachricht von der Invasion der Mongolen sind unterwegs zum Kaiser

und zum Shogun. Späher überwachen von den Hügeln an der Küste aus jede Bewegung der Feinde.

Doch die Nachrichten, die im Laufe der Nacht auf den 20. November 1274 aus der Bucht von Hakata kommen, sind rätselhaft. Denn die Kundschafter der Samurai melden weder Kampfvorbereitungen der Mongolen noch die Errichtung von Befestigungen an Land. Im Gegenteil, die Vorposten berichten, dass sich der Feind zurückzieht. Außerdem melden sie, dass über dem Meer und in der Bucht ein stürmischer Wind aufgesprungen sei.

Was planen die Invasoren? Wollen sie sich vor nächtlichen Attacken schützen? Vor Angriffen der Samurai, die vertraut sind mit dem Gelände und im Schutz der Dunkelheit den Truppen am Ufer schmerzliche Verluste zufügen können? Oder will die gesamte Armada nach Südwesten segeln – dorthin, wo bereits kleinere Geschwader der Mongolen ankern und Landungstruppen die Küstendorfer in Brand ge-steckt haben?

**HEIAN UND KAMAKURA**, Kaiser und Shogun bestimmen die japanische Politik seit jenem Tag im Jahr 1192, als der Samurai Minamoto no Yoritomo endgültig die Regierungsgewalt übernommen hat. Doch im Detail ist das System der gespaltenen Herrschaft zur Zeit des mongolischen Einfalls gut 80 Jahre später noch viel verwickelter.

Denn der amtierende Tenno ist in diesen Jahren häufig nur eine Galionsfigur und nichts als ein Schatten seiner eis-tigen Macht. Vielmehr regieren in Heian die „Klosterkaiser“. Diese offiziell abgedankten Monarchen überlassen dem Tenno, oft noch ein Kind, das Repräsentieren und lenken die Staatsgeschäfte.

Mit dem Amt des Shogun verhält es sich nicht anders. Zwar bekleidet offiziell ein Prinz vom Kaiserhof in Heian den Rang des obersten Samurai. Aber für diesen Gesandten des Tenno benennt eine einflussreiche Kriegerfamilie einen Militärrherrscher, und nur der regiert wirklich in Kamakura.

Durch diese Art der doppelten Machtübertragung re-präsentieren vor der Kulisse des Hofes ein schwacher Kaiser und ein schwacher Shogun die Staatspolitik. Beide werden von den wahren Herrschern in Heian und Kamakura geführt und gesteuert wie Marionetten.

Die japanische Gesellschaft jener Zeit, das sind der Hofadel, die Priester und Mönche, die Handwerker, die Bauern. Und die Samurai – etwa fünf Prozent der Bevölkerung. Wirtschaftlich lebt das Land von der Kultivierung von Reis und Weizen und vom Handel mit China. Gold, Quecksilber, Edelhölzer, Fächer und Schwertgerüte werden exportiert und dafür chinesische Luxusgüter wie Seide, Brokat, Porzellan und Münzen aus Kupfer eingeführt.

Religiös prägt eine Kombination aus Shintoismus, Buddhismus und konfuzianischen Prinzipien das Land. In ihrem Verständnis der Natur aber sind die Japaner Animisten. Alles ist beseelet: die Berge, die Wälder, die Flüsse. Und die Jahreszeiten spiegeln die Metamorphosen der göttlichen Natur. Die Tempel und Schreine, Holzbauten mit steilen Dächern zumeist, sind häufig von radikaler Schlichtheit – und zugleich Ausdruck raffinierter Feinsinnigkeit.

In der Zeit vor der Invasion der Mongolen steht die vorherrschende Samurai-Familie der Hojo im Zenit ihrer Macht. Viele Schlüsselstellungen im Staat sind mit loyalen Gefolgsmännern besetzt. Die Grundlage ihrer Herr-schaft – die unbedingte militärische Treue der Vasallen – ist

Gegen das überlegene Mongolenheer setzen die Japaner unter anderem auf Guerilla-Taktik. So greifen sie mit kleinen, wendigen Booten einzelne Schiffe der feindlichen Flotte an. Auch Takezaki Suenaga entert eine Dschunke und schneidet einem Gegner die Kehle durch (im Bild links)





---

Der Helm gilt den Samurai als anspruchsvollste Schmiedearbeit ihrer Panzerungen. Vor allem mächtige Kriegsherren lassen ihn häufig mit hörnerartigen Aufsätzen verzieren. Etwa dem *tentsuki* (»den Himmel durchbohren«), dem *takazuno* (»lange Hörner«) oder dem *hangetsu* (»Halbmond«). Nur ranghohe Handwerker dürfen den Kopfschutz fertigen – und diesen sogar mit ihrem Namen signieren

---

durch die Verteilung von Latifundien gesichert. Denn ein Samurai braucht ein Stück fruchtbaren Landes und das Einkommen daraus. Nur so kann er seinem Herrn jederzeit als Kämpfer dienen.

Die Aristokratie in Heian lebt ihr eigenes, verwöhntes Leben. Der Adel intrigiert, schmiedet Ränke, kämpft um Posten und Privilegien. Manch Edler beneidet einen anderen nur wegen dessen vollendetester Handschrift, weil dieser dadurch am Kaiserhof angeblich bei jeder Gelegenheit protegiert werde. Man findet Gefallen an verzierten Schwertern, an Gärten und Blüten im Schnee, an Parfüms, an Seidenbrokat. Vor allem schätzt der Hofstaat alles Chinesische.

Jenseits der Liebe zur chinesischen Kultur aber ist Japan ein abgeschiedener Feudalstaat, in dem sich die Regierung unter dem Militärrherrscher müht, die öffentliche Ordnung gegen die zahlreichen Räuberbanden zu verteidigen. Dazu ist Japan weit mehr als andere Länder ein ganz eigener Kosmos und von den metaphysischen Ideen des Buddhismus und des Shintoismus vollständig durchdrungen.

In dieser abgeschlossenen Welt tauchen Anfang des Jahres 1268 plötzlich koreanische Gesandte auf. Sie führen ein Sendschreiben aus Beijing mit sich. Eine Botschaft von Kublai Khan.

Das Imperium der Mongolen umfasst bereits weite Teile Asiens und Osteuropas. Im Westen haben sie 1258 das Bagdad der Kalifen überrannt und geplündert. Im Osten hat Kublai Khan große Gebiete Chinas besetzt und 1264 seine Hauptstadt nach Beijing verlegt. Kurz zuvor ist auch das koreanische Königreich an die Mongolen gefallen. Nun plant der Großkhan die Eroberung Südhinas. Und die Unterwerfung Japans.

Vordergründig klingt der Tonfall seiner Botschaft so, als ginge es Kublai Khan nur um einen Aufruf zum Frieden und zur Völkerverständigung. Jenseits der diplomatischen Floskeln aber ist das Dokument überheblich und aggressiv. „Herr des Universums“ nennt sich der Großkhan darin. Und das Schreiben endet mit einer kaum verhüllten Drohung. „Lasst uns herzliche Beziehungen pflegen“, heißt es. „Denn wer will schon Zuflucht zu den Waffen nehmen?“

Die „herzlichen Beziehungen“, die Kublai Khan den Japanern in seinem Brief fast wie eine Gnade in Aussicht stellt, sind nichts anderes als die Aufforderung zur Unterwerfung.

Hojo Masamura, der Kopf der Militäregierung in Kamakura, beschließt, die Botschaft des Großkhans zu ignorieren.

In den Friedenszeiten ab etwa 1640 werden die Kriegsmonturen zu Prestigeobjekten, in denen häufig altertümliche Formen verwendet werden. Dieser Panzer imitiert den Stil des 13. Jahrhunderts: Große Platten an Schultern und Hüften schützen die Reiter, behindern aber die Bewegungen beim Schwertkampf zu Fuß. Der einer gehörnten Dämonenfratze nachempfundene Helm ist eine spätere Entwicklung





Der Feldherr Shiroishi führt seine Soldaten in die Schlacht und rettet dem (hier nicht abgebildeten) Samurai Takezaki Suenaga das Leben. Oft jedoch töten die Mongolen die Pferde der Japaner und schlagen so deren Attacken zurück

ren. Mit leeren Händen wird die mongolische Gesandtschaft zurückgeschickt, hinausgeworfen aus Japan. Gleichzeitig ruft die Militärregierung ihre Vasallen und Lehnsmänner zu erhöhter Wachsamkeit auf.

Schon bald nach der gescheiterten Mission seiner Boten bereitet Kublai Khan die Invasion des Inselstaates vor und befiehlt der Regierung des koreanischen Königreichs den Bau einer Flotte. Von 1000 Kriegsschiffen ist die Rede. Auch koreanische Hilfsgruppen fordert der Großkhan für das beabsichtigte Landeunternehmen. Über diese Vorgänge ist der Militärrherrscher in Kamakura vermutlich genau unterrichtet: durch Rebellen aus Korea, die in den Japanern Verbündete gegen die Mongolen sehen.

Im April 1268 übernimmt ein neuer Militärrherrscher die Regentschaft: Der 18-jährige Hojo Tokimune wird zum mächtigsten Mann im Staat. Sein in kriegerischen Angelegenheiten überaus erfahrener Vorgänger Masamura wird zum Stabschef ernannt. Auch in Heian trifft man Vorbereitungen für den Angriffsfall. An den bedeutenden Schreinen und in den großen Tempeln des Landes lässt der Hof Gebete sprechen, die das Kaiserreich vor den mongolischen Barbaren schützen sollen.

Mehrere weitere Gesandtschaften setzt der Großkhan in Marsch. Das offizielle Japan beachtet die Boten nicht – ganz so, als seien sie Geister; lästig zwar, aber unsichtbar. Im Oktober 1272 kommt gar ein hochrangiger mongolischer Diplomat nach Japan und fordert ultimativ binnen zweier Monate eine Antwort auf sein mitgebrachtes Schreiben. Der Gesandte wird ausgewiesen. Das ist nach den Gepflogenheiten der Zeit eine Kriegserklärung.

Die Mongolen verdanken ihren verblüffenden militärischen Erfolg dem rasanten Tempo ihrer Reitertruppen, ihrer unentwegten Mobilität sowie dem Überraschungsmoment. Ihre Kriegszüge gleichen Treibjagden: Der Feind wird eingekreist, gehetzt, niedergemacht. Doch was treibt den Groß-

khan, sich auf das Abenteuer Japan einzulassen? Denn mit der Eroberung des Kaiserreichs begibt er sich auf militärisch ungewohntes Terrain. Er hat es mit Schiffen zu tun und mit Inseln. Mit Gezeiten, Strömungen und Untiefen, mit Wellengang und Winden. Auch an eine Überrumpelung ist nicht zu denken. Denn Kublai Khan, der selbst über ein dichtes Netz von Agenten verfügt, weiß wohl, dass den Japanern der Bau einer Armada von fast 1000 Schiffen an der koreanischen Küste kaum verborgen geblieben sein dürfte.

War also Japan?

Vieelleicht ist es der Wunsch nach absoluter Hegemonie in Asien, der Kublai Khan anstachelt. Vieelleicht aber auch ein Gerücht über japanisches Gold. Oder will sich der Großkhan nur den Rücken freihalten – und mit der Einnahme der Inseln jede antimongolische Allianz aus rebellischen Koreanern, aufständischen Chinesen und japanischen Samurai bereits im Keim ersticken?

Kublai Khan wagt das Seeabenteuer. Und so legt im November 1274, glaubt man Chroniken aus jener Zeit, an der koreanischen Küste eine gewaltige Flotte von etwa 900 Kriegsschiffen ab. Bemannt mit 15 000 mongolischen und chinesischen Soldaten, 8000 Kriegern aus Korea und mehr als 7000 Seeleuten.

Zum ersten Mal in seiner Geschichte ist Japan von Fremden ernsthaft bedroht. Und nichts scheint die aggressivste und erfolgreichste Militärmacht jener Zeit mehr aufzuhalten zu können.

**20. NOVEMBER 1274, FRÜHER MORGEN.** Der Sturm in der Bucht nimmt immer weiter zu. Die Naturgewalten drohen die Boote vom Anker zu reißen und an den Strand zu schmettern. Längst versuchen die Kapitäne der mit Soldaten schwer beladenen mongolischen Schiffe verzweifelt, aus der Bucht aufs offene Meer zu entkommen.

Mühsam schiebt sich die Flotte vorwärts durch aufklatschende Wellen. Sturzseen fluten herein, schlagen die Schiffe gegeneinander, lassen sie stampfen und bebhen. Dann beginnen die Wogen an den Kämmen zu brechen. Schon werden die ersten Schiffe von den riesigen Wellen in die Luft geschleudert, herumgewirbelt und überrollt von der See. Die Schreie der Ertrinkenden gehen unter im Brausen.

Als der Taifun abflaute und die Posten der Samurai hinausspähen in die Bucht von Hakata, ist die mongolische Flotte verschwunden. So als hätte es sie nie gegeben.

Der Hof in Heian jubelt. Der Tenno und die Adeligen sind davon überzeugt, dass ihre Gebete an den Gräbern der kaiserlichen Vorfahren und in den Tempeln und Schreinen das Wunder bewirkt haben. Sie haben *kamikaze* heraufbeschworen, „göttliche Winde“. Den Sturm, der die Mongolen vertrieben hat. Ergriffen danken die Aristokraten an diesen letzten Tagen des Novembers 1274 den japanischen Göttern.

In Kamakura, wo die Nachrichten von der mongolischen Invasion und von ihrem plötzlichen Ende fast zeitgleich eintreffen, bewertet man die Ereignisse dagegen realistischer. Der junge Militärherr Hojo Tokimune ist entschlossen, seine Verteidigungsstrategie zu ändern. Denn die traditionelle Kampfweise der Samurai. Mann gegen Mann, hat sich als verhängnisvoll erwiesen – und die unbefestigte Bucht von Hakata als militärisch nicht haltbar.

Da die Feldherren mit einem erneuten Angriff der Mongolen rechnen, geben sie kleine, wendige Boote in Auftrag, um in Zukunft angreifende Schiffe entern und in Brand setzen zu können. Zudem beschließen sie, die Küste vor Hakata in ein Bollwerk zu verwandeln. 50 Meter landeinwärts vom

Strand beginnt eine gigantische Steinmauer zu wachsen. Sie ist 20 Kilometer lang.

ALS DIE ÜBERRESTE DER MONGOLISCHEN ARMADA nach dem Taifun an der südkoreanischen Küste eintreffen, bilanzieren die Angreifer die Verluste der gescheiterten Invasion: 200 Schiffe sind zerschellt und gesunken, viele weitere schwer beschädigt. Mehr als 13 000 Todesopfer hat das Unternehmen vermutlich gefordert.

Kublai Khan beeindruckt das nicht. Für ihn ist das Desaster nichts weiter als die Folge einer Naturkatastrophe. An seiner Idee, das japanische Inselreich zu erobern, zweifelt er nicht. Zunächst aber und ganz so, als wäre nichts geschehen, setzt er sein Spiel mit den Boten fort. Dieses Mal fordert er den „König“ von Japan auf, sich nach Beijing zu begeben, um ihm – dem Großkhan der Mongolen – zu huldigen.

Jene Gesandte, die diese Provokation im Mai des Jahres 1275 überbringen, kostet ihre Mission den Kopf. Sie werden festgenommen, nach Kamakura gebracht und hingerichtet. Die Exekution der Boten soll Kublai Khan zeigen: Japan scheut den Krieg mit den Mongolen nicht.

Bevollmächtigte der Militärregierung reisen nun nach Kyushu, um den Mauerbau und die Ausbildung der Krieger zu überwachen. Samurai werden mobilisiert und für Wachdienste entlang der Küste eingeteilt. Japan erwartet den Angriff der Mongolen. Nervös und angespannt.

So verstreichen Tage, Wochen, Jahre.

ERST 1279 ERTEILT KUBLAI KHAN dem unterworfenen König von Korea erneut den Befehl, 1000 Schiffe zu bauen. Zudem sind dem Großkhan nach seinem Sieg im südlichen China

Zum Rhythmus großer Trommeln rücken Mongolen vor. Sie kämpfen diszipliniert. Anders die Samurai, die in ihren Schlachten gegen die Eindringlinge anfangs kaum organisiert sind, da jeder hofft, in spektakulären Zweikämpfen Ruhm zu erringen





Im Gegensatz zu vielen anderen Rüstungen aus der Edo-Zeit ist diese nicht übermäßig verziert, sondern eher zweckmäßig gefertigt. Ein schlichtes Kupferwappen schmückt den Helm, der wie der Brustharnisch mit einer braunen Lackschicht überzogen ist. Die Platten des Panzers sind abwechselnd durch Kupfernieten und Seidenknoten miteinander verbunden. Die blauen Schnüre am unteren Ende des Harnischs machen ihn besonders flexibel – so ist er besser für den Schwertkampf zu Fuß geeignet

zahlreiche Lastkähne und Boote in die Hände gefallen. Nun entstehen zwei Kriegsflotten: eine an der südkoreanischen, eine zweite an der südchinesischen Küste.

Fast zwei Jahre dauert es, bis alle Schiffe umgerüstet oder gebaut sind, ehe man sie bemannt, bewaffnet und mit Proviant versorgt hat. Im Frühsommer 1281 stechen die beiden Flotten in See. Zehntausende Soldaten bevölkern die Doppelarmada: Mongolen, Chinesen, Koreaner. Manche Quellen sprechen gar von 140 000 Mann.

Am 23. Juni erreichen die koreanischen Schiffe Hakata – und stoßen auf die japanische Mauer. Die meisten chinesischen Schiffe laufen etwas weiter im Südwesten in einen Fjord ein, setzen dort starke Truppenkontingente ab.

Doch die Japaner haben die Atempause nach dem ersten Angriff gut genutzt. Ihre neu gebauten, wendigen Boote sind ideal für Attacken auf die sperrigen und schwerfälligen Kriegsschiffe. Wie Piraten gleiten die Samurai heran, entern überraschend das Deck eines mongolischen Seglers, greifen die Wachmannschaften an und legen Brände mit Fackeln und Feuerpfeilen.

Der Hauptstoß der Mongolen im Sommer 1281 zielt wie sieben Jahre zuvor auf die Bucht von Hakata. Doch die bis zu 3,50 Meter breite und mehr als zwei Meter hohe Mauer, die der Uferlinie folgt, hält den fortwährenden Attacken stand. Wochenlang rennen die Soldaten von Kublai Khan vergeblich gegen das Bollwerk am Meer an.

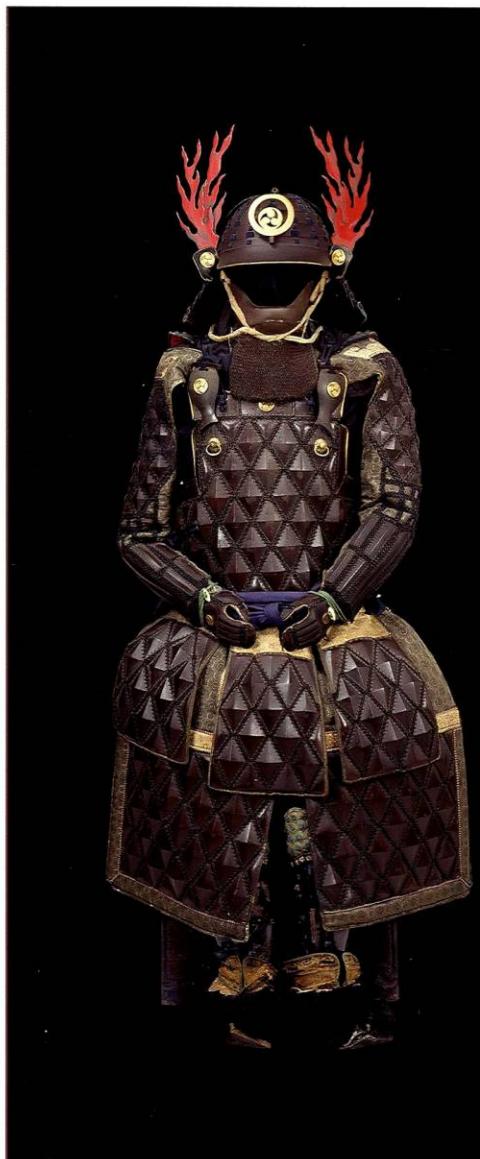
Überall an der Westküste wird erbittert gekämpft. Durchbrüche und Löcher in der Front können die Samurai stets schließen. Die mongolischen Truppen erlangen trotz ihrer Überzahl nie die Oberhand.

Am 15. August 1281 ziehen sich die Angreifer in der Bucht von Hakata plötzlich auf ihre Schiffe zurück – und legen ab. Die koreanischen Kapitäne haben die Zeichen diesmal richtig gedeutet: die Windstille, die Schwüle, die Farbe des Meeres, das Verhalten der Seevögel. Sie wissen, dass ein Taifun heraufzieht und dass sie sich deshalb weit entfernen müssen vom Strand.

Ob dagegen die Kapitäne der chinesischen Flotte, die im Fjord weiter südwestlich ankert, die Gefahr übersehen oder zu spät versuchen, gegen den Sturm und die einlaufende Flut offenes Wasser zu gewinnen, ist nicht bekannt. Jedenfalls wird diese Armada von der Wucht des Taifuns voll getroffen.

Zwei volle Tage tobt das Unwetter. Dann ist fast die gesamte chinesische Flotte sowie ein erheblicher Teil der korea-

Leichte Panzer wie dieser werden etwa 300 Jahre nach der Zeit des Mongolensturmes bei den Samurai beliebt. Da sie sich zusammenfalten lassen, können sie auf Reisen besser transportiert werden. Zudem sind sie relativ preiswert in der Herstellung. Metallösen verbinden die erhabenen, karoförmigen Platten miteinander. Alle Teile sind auf ein blaues, aus Hanf gewebtes Gewand genäht





Die Mongolen, so lässt es Takezaki Suenaga aufzeichnen, weichen vor dem Pfeilhagel der Samurai. In Wahrheit sind die Invasoren überlegen. Erst kamikaze (»göttliche Winde«) retten das Reich des Tenno: Taifune, die zweimal die Flotte des Khans zerschlagen

nischen vernichtet. Zum zweiten Mal haben die „göttlichen Winde“ Japan gerettet.

**DER SIEG IST VOLLKOMMEN.** Doch er kommt die Militärregierung in Kamakura und die dort vorherrschende Samurai-Familie der Hojo teuer zu stehen. Die Kassen sind leer – die Verteidigung des Landes hat alle Mittel verschlungen. Wie soll man jetzt die Krieger entlohnern?

Die Militärregierung weist die Forderungen ihrer Vasallen zurück. Gleichermaßen müssen viele Samurai weiterhin Wachdienste entlang der Küsten leisten. Denn noch Jahre nach dem Tod von Kublai Khan im Februar 1294 ist eine dritte Invasion nicht auszuschließen.

Die Gefolgsmänner der Hojo sind anfangs erstaunt über die feindselige und unerbittliche Ablehnung ihrer Ansprüche, dann verletzt und zornig. Viele von ihnen hat der Krieg gegen die Mongolen wirtschaftlich ruiniert – denn sie mussten ja nicht nur ihre eigene Bewaffnung bezahlen, sondern auch ihre Fußsoldaten entlohnen. Allein das ehrende Prinzip der absoluten Loyalität verhindert einen Aufstand der Samurai gegen die Hojo. Doch die Unzufriedenheit im Schwertadel wächst.

1284 stirbt der Militärherrscher Hojo Tokimune. Das Amt des Regenten von Kamakura fällt an seinen 14-jährigen Sohn. Ausgerechnet jetzt, da eine starke Führung nötig wäre, herrscht ein Kind. Die Machtbasis der Hojo beginnt zu bröckeln. Nach und nach wenden sich in einem Prozess, der mehrere Jahrzehnte andauert, führende Vasallen von ihnen ab. Denn die Familie kann die berechtigten Forderungen ihrer Gefolgsmänner nicht mehr erfüllen. Und verliert so ihre rechtliche und politische Integrität.

Ein kurzzeitiges Erstarken des Kaisertums wird im Jahr 1333 schließlich zum Auslöser eines Aufstands gegen das Hojo-Regime. Eine Koalition aus Gefolgsläuten des Kaisers, unabhängigen Provinzfürsten aus dem Westen Japans und

unzufriedenen Vasallen der Hojo erhebt sich gegen die einst so mächtige Kriegersippe.

Innerhalb kurzer Zeit wird Kamakura erobert, die Lage der Hojo ist aussichtslos. Schließlich zieht sich die Familie auf den Friedhof ihrer Ahnen zurück und begeht dort gemeinsam mit 800 Vasallen Seppuku.

Bald schon wird eine andere Samurai-Sippe die Geschichte des Landes an der Spitze der Militärregierung lenken: die Ashikaga. Und für weitere 500 Jahre werden Militärherrscher und nicht der Tenno das Kaiserreich regieren. Männer, die dem Weg des Samurai folgen. Jenem Weg der absoluten Selbstbeherrschung, der Treue und der Ehre, den spätere Generationen *bushido* nennen werden, den „Weg des Kriegers“.

**GEGEN AUSLÄNDISCHE GEGNER** müssen die Samurai jedoch nicht mehr kämpfen: Japan bleibt bis zum 20. Jahrhundert von Angriffen fremder Mächte verschont. Auch die Mongolen, deren Imperium schon bald in verschiedene Einzelherrschaften zerfällt, versuchen nie wieder, das Inselreich zu erobern.

Ab Mitte des 17. Jahrhunderts lebt Japan in selbst gewählter Isolation. Aber dann zwingt 1853 ein amerikanisches Geschwader den Shogun zum Abschluss eines „Freundschaftsvertrags“ im darauffolgenden Jahr – und löst damit indirekt auch den Niedergang des Shogunats aus (siehe Seite 122). Viele Samurai wehren sich gegen diese erzwungene Öffnung des Landes. Durch Attentate auf die verhassten „Langnasen“.

Doch ihre Attacken sind am Ende vergebens. Ebenso wie die Luftkämpfe jener Piloten, die in den letzten Monaten des Zweiten Weltkriegs mit ihren Kampfflugzeugen Selbstmordangriffe gegen die Flotte der Amerikaner fliegen. Um als Kamikaze die feindlichen Schiffe zu versenken.

Als „göttliche Winde“. □

Walter Saller, 49, Autor in Berlin, schreibt regelmäßig für GEOEPOCHE.

Er ist der mächtigste Zen-Mönch Japans, Berater von Kaiser und Shogunen. Dabei sehnt sich Muso Soseki

# Landschaften der Erkenntnis

von INSA HOLST

**T**ief steht die Abendsonne über den Bergen von Usuba, in denen Muso Soseki Zuflucht gefunden hat vor dem Trubel der Städte. Am Ende eines heißen Tages spendet ein Baum dem Mönch kühlenden Schatten. Als er jedoch den Weg zurück zu seiner Klausur sucht, herrscht bereits dunkelste Nacht. Er strauchelt, er stürzt, fällt, ohne Halt. Nichts trennt jetzt mehr die Dinge voneinander. Und Muso Soseki spürt eine seltsame Kraft – die „eine große Sache“, die Erleuchtung.

„Viele Jahre grub ich die Erde, suchte nach blauem Himmel, / Wie viel mal, wie viel mal, die Brust wurde mir schwer und schwerer. / Eines Nachts nahm ich im Dunkel Steine und Ziegel, / Achtlos zerschlug ich die Gebeine des leeren Himmels“, wird er über diese Nacht des Jahres 1305 dichten. Und mit der Erde und den Steinen wird er bald anderen den Weg zur Wahrheit weisen: Muso Soseki, der Gartenkünstler unter den Zen-Priestern.

Vom asiatischen Festland aus ist der Zen-Buddhismus im 6. Jahrhundert nach Japan vorgedrungen. Seine Anhänger meditieren, um durch „innere Versenkung“ (zen) Erleuchtung zu erlangen. Doch zunächst findet Zen kaum

Beachtung neben den anderen buddhistischen Richtungen. Bis in das 12. Jahrhundert ist der Buddhismus eine Sache der Gelehrten; nichts für den einfachen Mann. In den Mönchsstand treten vor allem Sprösslinge adeliger Familien.

Erst veränderte politische Verhältnisse sorgen dafür, dass sich der Zen-Buddhismus zunehmend auch im Volk verbreitet: Ende des 12. Jahrhunderts haben Kriegerfamilien, deren Stärke sich nicht auf eine hohe Stellung bei Hofe, sondern auf riesigen Landbesitz gründet, die Macht inne; für sie ist das Zen äußerst attraktiv, denn es fordert und fördert Disziplin, ist nicht an Institutionen gebunden und kommt ohne Schriften und Rituale aus.

Muso Soseki ist neun Jahre alt, als er 1284 in ein Kloster eintritt. Er studiert die Lehren verschiedener buddhistischer Sekten, in denen er jedoch keine Antworten auf seine Fragen findet. Dies ändert sich, als er das Zen für sich entdeckt. Als junger Mann geht er bei berühmten Meistern in die Lehre, übt zazen, die Meditation im Lotossitz. Regungslos hocken die Mönche dabei mit untergeschlagenen Beinen auf dem Boden. Die Meditation soll Geist und Verstand frei machen für ein höheres Bewusstsein.

Aber die Klöster halten Muso nicht. Er liebt die Ein-

samkeit und die Natur, lebt und meditiert jahrelang an abgelegenen Orten: „Das, was in der Sicht des Laien als Berg und Fluss, Erde, Gräser und Bäume sowie ausgebreitete Steine erscheint, das alles ist der eigentliche Bereich der Buddha-Natur“, schreibt er später.

Nach seinem Erlebnis 1305 in den Bergen von Usuba verleiht ihm sein Lehrmeister das Siegel der Erleuchtung. Muso, nun 30 Jahre alt, könnte als Priester in einen der bedeutendsten Großtempel eintreten. Doch er will allein sein, versteckt sich vor den Boten der Herrschenden, die ihn in das Amt des Abtes drängen wollen, und vor den

Mönchen, die ihm jetzt folgen. Im Laufe seines Lebens werden sich 13 000 Jünger um ihn scharen, seine Hütten und Tempel belagern, ihn immer wieder in neue Einsiedeleien treiben.

Fast 20 Jahre verbringt Muso Soseki in der Bergwelt. 1325 beruft ihn Kaiser Go-Daigo zum Abt des Zen-Klosters Nanzanji in Heian. Diese Ernennung kann Muso nicht ablehnen. Trotz seiner nur einjährigen Amtszeit wächst sein Ruf unter Adeligen und Intellektuellen.

Er flüchtet wieder, errichtet an verschiedenen Orten Hütten und Tempel, wie 1327 bei Kamakura das einsam gelegene Tempelkloster Zuisenji mit dem „Garten des mit einem Blick in das All schauenden“.

Ein politischer Umsturz bringt ihn 1333 zurück in die Hauptstadt Heian. Kaiser Go-Daigo hat mithilfe mächtiger Kriegerfamilien das Shogunat gestürzt. Sofort lässt er Muso Soseki zu sich holen. Er schätzt den Rat des Priesters seit dessen Zeit als Abt in Heian, erhebt ihn zum *kokushi*, zum „Lehrmeister des Landes“. Nun ist Muso, der die Einsamkeit liebt, Japans ranghöchster Zen-Mönch.

Die absolute Herrschaft von Go-Daigo währt jedoch nur zwei Jahre, dann greift



Von einem seiner insgesamt 13 000 Jünger auf Seide festgehalten: Muso Soseki

nach Stille. Mit seinen Gärten will er Wege zur Erleuchtung schaffen – und begründet so eine neue Tradition



Untrennbar verbindet Muso Soseki Zen und Gartenkunst: Seine Landschaften aus Moos, Kieseln und Steinen sollen durch ihre klare Gestaltung den Wesenskern aller Dinge offenbaren. Noch heute gelten seine Prinzipien – wie hier in einem Teehausgarten des Daitokuji-Tempels in Kyoto

sein ehemaliger Verbündeter Ashikaga Takuaji nach der Macht. Der Kriegsherr setzt einen anderen Kaiser auf den Thron, der nun Ashikaga zum Shogun ernannt. Die Dynastie ist gespalten; Japan wird in den nächsten 50 Jahren zwei Kaiserhöfe haben und unruhige Zeiten erleben.

Ashikaga errichtet ebenfalls einen Regierungssitz. Er wählt die Zen-Priester zu seinen offiziellen Beratern, darunter Muso Soseki. Auf dessen Ratschlag errichtet der neue Shogun in den Provinzen „Tempel zur Befriedung des Landes“. Dass Ashikaga darin auch ein militärisches Kontrollinstrument sieht, ist nicht im Sinne des Priesters, der den Frieden sucht und die Politik meidet.

Fast dankbar übernimmt Muso daher 1339 eine andere Aufgabe: Er soll das verwahrloste Saihoji-Kloster und dessen Garten in einen Zen-Tempel verwandeln.

Schon mehr als 300 Jahre arbeiten buddhistische Mönche auch als Gartenarchitekten. Mit ihren Teichen und Wasserläufen, Pflanzen und Felsen sind diese Palast- und Tempelgärten Miniaturen natürlicher Landschaften, geschaffen nach festgesetzten Regeln, aber vor allem dazu, sich zu vergnügen.

Für Muso Soseki ist die Gartenkunst mehr als Liebhaberei, mehr als ein Ersatz für die verloren gegangene „echte“ Natur. Er sieht in ihr einen geeigneten Weg, um Erleuchtung zu finden, denn, so sagt Muso, „echte Wahrheitssucher lieben die Landschaft“.

Als er mit seiner Arbeit beginnt, spiegelt das bergige Gelände des Saihoji-Klosters noch das Denken einer anderen religiösen Ausprägung, des Amida-Buddhismus, wi-

der: Während unten ein üppiger Teichgarten das Paradies symbolisiert, deutet ein karger Garten den Hang hinauf das hässliche Diessseits an.

Hier türmt Muso Soseki nun große Felsbrocken zu einer eindrucksvollen Berglandschaft auf. Sie soll die Mönche den mühevollen Weg des Zen, aber auch die Kraft der Übung begreifen lassen. Runde, flache Steine dagegen laden den Besucher zur Zazen-Meditation ein. Auch um den Teich setzt der Priester Steingruppen. Bald wuchert überall Moos, weshalb die Anlage später „Moostempel“ genannt wird.

Noch im Jahr 1339 schlägt Muso dem Shogun vor, den kaiserlichen Sommerpalast Kameyama in einen Zen-Tempel umzuwandeln: um die Rachegieriger des gerade verstorbenen Kaisers Go-Daigo zu besiegen. Muso setzt Steine, lässt hinter einer „wilden Felsenküste“ Wasser über Gesteinsbrocken in den

Teich stürzen und mildert den Aufprall durch eine Brücke aus Steinplatten. Der Tenryūji, wie die Anlage nun heißt, wird zum bedeutendsten Zen-Tempel der Hauptstadt.

Muso Soseki will keine Gärten, die äußerlich schön sind; er will mit schlanken Mitteln den Wesenskern der Dinge treffen. „Auch wenn kein Staubkorn errichtet ist, erhebt sich doch die Bergkette. Auch wenn kein Wassertropfen vorhanden ist, fließt dennoch der reißende Bergbach“, dichtet er.

Kurz nach Vollendung des Tenryūji im Spätsommer 1351 erkrankt der 76-Jährige. In einem Tempel wartet er auf den Tod. Nichts treibt ihn mehr. Muso Soseki hat den Weg gesucht und gefunden; dies ist das Ende.

Fortan sind das Zen und die Gartenkunst untrennbar. Etwa 200 Jahre nach Musos Tod erreicht die Verbindung im abstrakten Trockenengarten (*karesansui*) ihre Vollendung. Der Karesansui besteht nur noch aus Sand oder Moos,dürren Pflanzen und Gestein.

Der ganze Kosmos auf kleinster Fläche: Zeichen für das Sein und das Nicht-Sein aller Dinge. □

Insa Holst, 29, ist freie Journalistin in Hamburg.



# Japans christliches Jahrhundert

Ein Taifun treibt um das Jahr 1542 drei Portugiesen an Japans Küste. Sie sind die ersten Europäer im Inselreich, denen bald Kaufleute und Missionare aus dem Abendland folgen. Das von Bürgerkriegen erschütterte Japan heißt sie anfangs willkommen, importiert Feuerwaffen, Spiegel, Glasgeschirr – und sogar den christlichen Glauben. Dann aber beginnen sich die Fremden in die Politik einzumischen. Und verlieren alles



Missionare begrüßen Händler aus Europa. Seit 1549 verkünden Jesuiten in Japan das Wort Gottes. Die Fremden werden von den damaligen Machthabern freundlich aufgenommen, weil sie sich von dem Kontakt mit dem Westen Vorteile erhoffen. Auf diesem Wandschirm aus dem 17. Jahrhundert wird das andersartige Aussehen der Europäer vor allem durch deren Pluderhosen und lange Nasen verdeutlicht

VON ANJA HEROLD

Japan liegt voraus. Jenes Fabelland, von dem sich die Männer in den Hafenschänken Europas erzählen, seit die Portugiesen die Kunde von seinem Reichtum in die Alte Welt getragen haben. William Adams, der Navigator des niederländischen Handelsseglers „Liefde“, hat seine Mission erfüllt und Schiff und Fracht ans Ziel gebracht. Am 19. April 1600 geht die „Liefde“ im Osten der Insel Kyushu vor Anker.

Viel länger hätte die Reise nicht dauern dürfen. Nur 24 von den ursprünglich 110 Mann Besatzung sind noch am Leben, gerade mal sechs können ohne Hilfe gehen, sechs weitere sind dem Tode nah.

Hunger, Ruhr und Skorbut haben ihren Tribut gefordert. Von den fünf Schiffen, die mehr als 20 Monate zuvor mit Aussicht auf eine reiche Handelsfahrt die Niederlande Richtung Südostasien verlassen haben, ist nach Stürmen und Monaten im Eis der Magellan-Straße nur die „Liefde“ angekommen.

Die Seemänner um William Adams sind die ersten Protestanten, die Japan erreichen – die ersten Christen sind sie nicht. Etwa 80 Jahre zuvor haben portugiesische und spanische Seefahrer bereits den Globus umrundet, schon bald darauf den Gewürzhandel mit den Molukken eröffnet und Faktoreien in China gegründet.

Und längst sind den Eroberern und Kaufleuten die Missionare gefolgt, auch nach Japan, wo Jesuiten im Namen des Papstes seit 1549 das Wort Gottes verkünden.

Um 1600 leben mehr als 300 000 Konvertiten im Reich des Tenno, etwa zwei Prozent der Bevölkerung. Dennoch hätte es für die Ankunft der „Liefde“ kaum einen schlechteren Zeitpunkt geben können: Denn die katholischen Spanier und Portugiesen, die sich bereits in Japan etabliert haben, sind erbitterte Feinde der protestantischen Niederländer.

Zudem trägt der scheinbare Frieden unter den Japanern. Zwei mächtige Fraktionen, geführt von Warlords, rüsten zum letzten Kampf um die Vorherrschaft im Land. Und der Sieger wird schon bald als neuer Machthaber über ganz Japan und seine vielen Fürstentümer gebieten. Der Tenno ist in dieser Zeit der Wirren bedeutungslos, das Amt des Shogun, des

Militärrherrschers über das Kaiserreich, gerade unbesetzt.

Und anders als seine Vorgänger, von denen die meisten keine Einwände gegen das Wirken der Missionare hatten, wird der derzeit mächtigste Kriegsherr nach und nach mit wachsendem Misstrauen auf die Kraft des Katholizismus reagieren: jenes fremden Glaubens, der wie wohl kein anderer früher oder später seinen Herrschaftsanspruch untergraben könnte. Denn gibt es für Katholiken eine höhere Instanz auf Erden als den Papst?

Diese Zeit des Umbruchs ist die Zeit der Christen. Am Ende dieser Epoche aber wird das nunmehr gejagte Kaiserreich die Missionare des Landes verweisen und die Katholiken verfolgen – und sich schließlich für mehr als 200 Jahre abwenden von der Welt, sich einkapseln, zu einem Gefängnis werden.

Ein Protestant wird dazu beitragen, dass Japan seine Grenzen schließt: William Adams, der Navigator der „Liefde“, getauft am 24. September 1564 in Gillingham in der englischen Grafschaft Kent, zum Seemann ausgebildet in Limehouse bei London, Ehemann der Mary Hyn und Vater einer Tochter.

ES WAR EIN TAIFUN, der um das Jahr 1542 die ersten Europäer an japanische Gestade verschlug: Drei portugiesische Kaufleute trieben an Bord einer chinesischen Dschunke an die Küste der Insel Tanegashima im Süden Kyushus. Mit ihnen erreichten die ersten Feuerwaffen das Inselreich: Musketen – Vorderlader

mit langem Lauf. Die Japaner erkannten schnell die Macht der neuen Waffen und bauten sie nach. Mit solchen Luntengewehren ausgerüstete Fußsoldaten ersetzten bald Bogenschützen und Schwertkämpfer.

Durch den Kontakt mit den Europäern versprachen sich die Lehnsherren Kyushus Profit und Macht. Die Portugiesen lieferten vor allem chinesische Seide. Sie traten als Zwischenhändler auf, da China wegen der Überfälle japanischer Piraten seine Häfen für die Schiffe des Inselreiches gesperrt hatte. Für die Europäer ein äußerst lukratives Geschäft, denn die Japaner bezahlten die Seide großzügig mit Silber, das wiederum in China gefragt war.

Mit den Kaufleuten kamen auch die Missionare. Schon 1549 begann der Jesuit Francis Xavier die Bekehrung Japans. Schnell gewann Xavier den Respekt führender Lehnsherren, predigte in mehreren Städten und verließ erst drei Jahre später das Inselreich. 1560 gab es sechs Missionare im Land der Götter, zehn Jahre darauf fast viermal so viele.

Bauern konvertierten, weil die Jesuiten sie erstmals als Menschen behandelten. Lehnsherren erhofften sich nach der Bekehrung zumeist Vorteile für den Handel mit den Portugiesen. Etwa Dom Bartolomeu, der erste getaufte Provinzfürst Japans, der den Portugiesen Nagasaki als Stützpunkt ihrer bewaffneten Handelsflotte und als Missionsstandort einrichtete, um deren Schutz zu genießen.

Die Jesuiten eröffneten Priesterseminare, importierten eine Druckerresse und sorgten für die Verbreitung westlicher Literatur. Über die Portugiesen bezog einer der Warlords Materialien zur Herstellung von Schwarzpulver.

Dieser Kriegsherr förderte die Mission aber noch aus einem anderen Grund: Die Mönche wirkten durch ihre Tätigkeit gegen jene militärischen buddhistischen Sектen, die sich seinem Regierungsanspruch widersetzen. Eine Gefahr sah der Kriegsherr im aufblühenden Christentum nicht: Es gebe, so soll er gesagt haben, in Japan 35 religiöse Sektionen – da mache eine 36. keinen großen Unterschied.

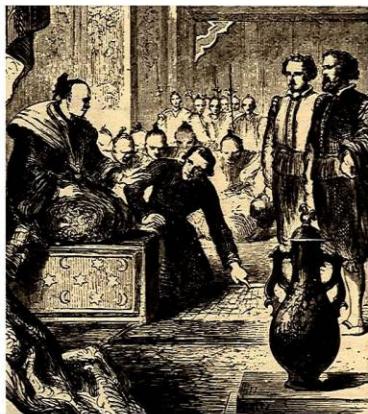
1582 belief sich die Zahl der Konvertiten bereits auf 150 000, die der Kirchen auf 200 – und einige christliche Lehnsherren Kyushus schickten vier getaufte Knaben auf eine Reise zum Papst nach Rom und zum König von Spanien. Sie wurden in Europa freundlich empfangen.

Doch dann kippte die Stimmung in Japan. Anders als die Jesuiten, die sich stets an die Landesgesetze gehalten hatten, brachen die ihnen nachfolgenden Franziskaner sie in ihrem Eifer. Daraufhin ließ ein für seine Grausamkeiten berüchtigter Kriegsherr 1597 sechs Franziskaner, drei japanische Jesuiten und 17 Konvertiten gefangen nehmen, foltern, verstümmeln, von der Kaiserstadt Kyoto in die mittlerweile überwiegend katholische Hafenstadt Nagasaki transportieren und dort kopfüber kreuzigen. Begründung: Sie hatten eine Religion verkündet, deren Predigt er verboten hatte.





Ab 1550 übernehmen Portugiesen einen Teil des inner-asiatischen Warenverkehrs, liefern etwa die begehrte chinesische Seide nach Japan (oben). 1609 dürfen dann auch holländische Kaufleute ihre Handelsniederlassung im Kaiserreich errichten (unten). In dieser von den Kämpfen rivalisierender Provinzherrschern geprägten Zeit setzt sich schließlich ein Kriegerfürst aus dem Osten des Landes durch. Dabei stützt sich Tokugawa Ieyasu unter anderem auf die Kenntnisse und Erfahrungen des Engländer William Adams, den es an seinen Hof verschlagen hat (oben rechts)



Es war eine Warnung. Und ein Vorbot dessen, was die Europäer und die japanischen Christen erwartete.

**AM 12. MAI 1600**, einen Monat nach der Ankunft der „Liefde“, kommt William Adams zum ersten Mal nach Osaka. Die Stadt – prachtvoller als London, mit Brücken, blitzend von gehämmertem Kupfer, und einer Burg, mächtiger als der Tower – muss ihm wie ein Wunder erscheinen. Zwei Gräben und mehr als 36 Meter hohe Wehrmauern schützen die Küstenfestung. Rund 14 Kilometer misst der äußere Verteidigungsring. Hinter den Burgmauern trifft der Besucher auf Teiche und Gärten, auf Teehäuser und den

Wohnpalast, dessen Innenwände mit Gold und Silber beschlagen sind.

Hier wird Adams eine Audienz bei Tokugawa Ieyasu gewährt, dem derzeit mächtigsten Kriegsherren. Tokugawa, ein etwa 60 Jahre alter Mann, ist Japans reichster Großgrundbesitzer – und seinheimerlicher Herrscher.

Ein Übersetzer kommt. Tokugawa fragt, Adams antwortet auf Portugiesisch. Was hat die Mannschaft der „Liefde“ dazu bewogen, aus ihrer Heimat Holland nach Japan zu reisen? Der Wunsch, Handel zu treiben, sagt Adams.

Ob die Niederlande Kriege führten? Ja, gegen die Spanier und Portugiesen.

An was er glaube? An Gott, den Schöpfer von Himmel und Erde.

Welchen Weg sie genommen hätten? Auf einer Karte deutet der Navigator auf die Route durch die Magellan-Straße.

Was die „Liefde“ geladen habe? Adams gibt Auskunft: unter anderem 19 Kanonen, 500 Luntengewehre, 5000 Kanonenkugeln, 300 Kettengeschosse, 5000 Pfund Schwarzpulver und 350 Pfeilspitzen.

Bis Mitternacht dauert dieses Verhör an. Dann wird Adams in den Kerker geworfen.

39 Tage lang bleibt der Navigator im Gefängnis, wird wieder und wieder be-



fragt, während die Jesuiten und Portugiesen bei Tokugawa gegen die Neuankömmlinge intrigieren. Die Katholiken haben die Gefahr für ihre Mission und ihr Handelsmonopol durch die Ankunft der „Ketzer“ sofort erkannt. Die Niederländer seien „protestantische Piraten“ und daher unverzüglich hinzurichten. Adams lebt in ständiger Furcht, wie er sich später erinnert, „gekreuzigt zu werden, wie es üblich ist hier in Japan“. Über das Schicksal der „Liefde“ und ihrer Besatzung erfährt er nichts.

Schließlich entscheidet sich Tokugawa für den Engländer und dessen niederländische Kameraden. Den Portugiesen in Nagasaki lässt er mitteilen, die Mannschaft habe sich nichts zuschulden kommen lassen. Adams kehrt zurück an Bord seines Schiffes, das mittlerweile in der Bucht von Osaka liegt. Frei bewegen aber darf er sich nicht.

Tokugawa, der Strategie, hat mit ihm noch viel vor.

DENN IN DEN FOLGENDEN WOCHEN und Monaten erringt Tokugawa Ieyasu den endgültigen Sieg in einem seit Generationen schwelenden Bürgerkrieg. Es geht um die Vorherrschaft im Land, um die Macht im Kaiserreich. Nach und nach haben Tokugawa und zwei seiner Vorgänger mit ihren Verbündeten alle gegnerischen Lehnsherren niedergegerungen. In einer Feldschlacht am 21. Oktober 1600 besiegt Tokugawa seinen letzten Rivalen. Jetzt steht der Reichseinigung unter seiner Führung nichts mehr im Weg.

Die „Liefde“ ist in der Zwischenzeit auf Befehl Tokugawas zu seinem Regierungssitz weitergesegelt: nach Edo, das später einmal Tokyo heißen wird. Vergeblich bitten Adams und der Kapitän darum, Japan verlassen zu dürfen. Der Fürst bleibt hart. Er braucht für seine weiteren Pläne ihr Wissen, vor allem braucht er Adams.

Immer wieder bittet Tokugawa den Navigator zu sich, lässt sich in Mathematik und Geographie unterrichten. Schließlich fordert er Adams auf, ihm ein Schiff zu bauen wie die „Liefde“. Der Engländer konstruiert ein Hochseeschiff von

80 Tonnen, das erste dieser Art in der Geschichte des Landes, und es gefällt dem Japaner so gut, dass Adams sogleich ein zweites, noch größeres bauen muss.

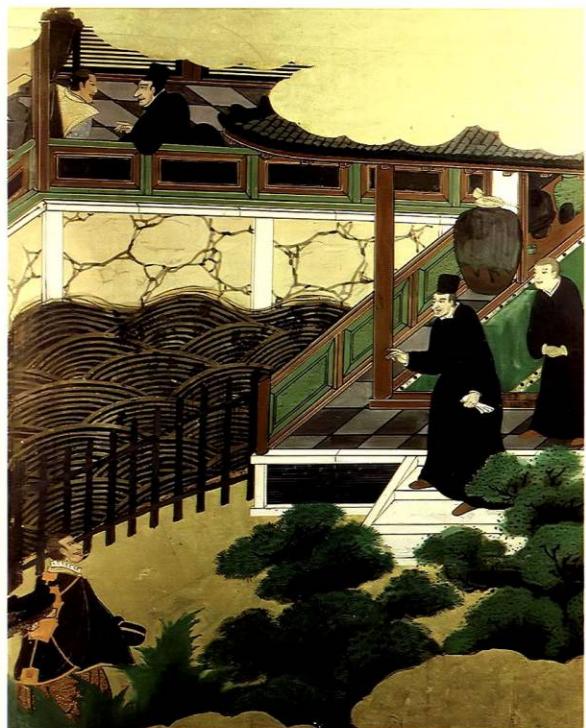
Mit solchen Projekten steigt der Engländer in der Gunst Tokugawas, der sich 1603 vom Kaiser zum obersten Militärrherrscher Japans ernennen lässt: zum Shogun. Adams gehört nun zum inneren Zirkel der Macht. Die Portugiesen verfolgen seine Karriere mit Argwohn. Den Mann aus Limehouse hingegen plagt Heimweh.

„Nach fünf Jahren bat ich den Herrscher nochmals. Ich sehnte mich danach, Frau und Kind wiederzusehen“, notiert er in seinen Erinnerungen. Wiederholt fleht Adams um Gnade. Verspricht, er könne

für Japan den Handel mit Engländern und Niederländern organisieren. Tokugawa antwortet, „dass er mit beiden Ländern gerne handeln würde, doch dass ich dafür nicht gehen müsse. Ich solle einen entsprechenden Brief aufsetzen“.

Der Navigator muss bleiben. Tokugawa, der das Amt des Militärrherrschers mittlerweile seinem Sohn übertragen hat, ernennt Adams zum *hatamoto*, zum Bannerträger im Gefolge des Shogun – und erhebt ihn damit in den Kriegeradel.

Nie zuvor ist ein Ausländer in den Rang eines Samurai aufgestiegen. Nie zuvor hat einer ein Lehen erhalten. William Adams bekommt ein Gebiet mit mehreren Dörfern im Umland von Edo zugesprochen. „Er gab mir etwas, was



Mehr als 700 000 Japaner lassen sich bis 1610 zum Christentum bekehren, die meisten von Jesuiten (oben). Doch dann erkennt der mächtige Tokugawa Ieyasu, dass er den neuen Glauben fürchten muss. Denn den Katholiken gilt der Papst als höchste Instanz auf Erden, nicht der Beherrschter Japans

in England einer Lordschaft entspräche, mit 80 oder 90 Gefolgsläuten als meine Diener oder Sklaven.“

Schließlich gründet Adams eine zweite Familie. Er heiratet Magome Oyuki, die Tochter eines Provinzialbeamten. Das Paar hat schon bald zwei Kinder. In den Straßen Edos ruft man Adams nun *anjin sama*, „Herr Navigator“. Er ist jetzt Tokugawas Berater in europäischen Angelegenheiten und reist sogar zu Verhandlungen mit den Spaniern nach Manila.

Auch die Niederländer erhalten 1609 eine Handelserlaubnis und richten an der Nordwestküste der Insel Kyushu ihre Faktorei ein. Tokugawa schätzt die protestantischen Kaufleute, die ihm Adams empfohlen hat. Denn sie wollen nur Geschäfte machen, keine Politik.

Ganz anders die Spanier. Mehrfach verlangen sie von Tokugawa, die Niederländer des Landes zu verweisen. Die Antwort des Herrschers ist eindeutig: Kein ausländischer Souverän habe ihm etwas zu befehlen. In seinem Land, so lässt Tokugawa dem spanischen Gesandten mitteilen, sei jeder willkommen, der sich an die Gesetze halte.

Auch die Engländer befahren nun Südostasien. Als Adams davon erfährt, lädt er seine Landsleute schriftlich ein, nach Japan zu kommen. Tatsächlich eröffnet die englische East India Company 1613 einen Handelsposten. Und obwohl Tokugawa dem Navigator jetzt erlaubt, in seine alte Heimat zurückzukehren, entscheidet sich Anjin Sama für seine neue Familie; den Angehörigen in England schickt er regelmäßig Briefe und auch Geld.

Die spanischen Franziskaner jedoch werden für Tokugawa immer mehr zum Ärgernis – und das nicht erst, seit Adams ihn darüber informiert hat, dass der spanische König die Weltherrschaft anstrebe. Die machthungrigen Iberer, so erklärt es der Engländer seinem Patron, gingen stets gleichermaßen vor: Zunächst kämmen die Händler in ein ihnen bis dahin fremdes Land, dann die Missionare. Die bekehrten das Volk und riefen auf zur Revolte. Am Ende stünde stets ein Umsturz, und alle Nicht-Katholiken hätten das Nachsehen.



Als die Katholiken immer einflussreicher werden, kommt es unter Japans Mächtigen zu einem dramatischen Kurswechsel: Europäische Missionare und Kaufleute werden des Landes verwiesen, und wer als Konvertit seinem Glauben nicht abschwört, stirbt am Kreuz, wird der Wasserfolter ausgesetzt [Mitte] oder in Stücke gehackt. Wahrscheinlich fallen mehrere zehntausend Menschen den Christen-jagden zum Opfer

Das Dilemma Tokugawas ist das Dilemma Japans: Seit Jahrhunderten konkurrieren die großen Kriegersippen um die Macht im Inselreich. Kaum hat eine Familie gesiegt und das Shogunat errungen, planen ihre Rivalen bereits den Gegenschlag. Will Tokugawa regieren und seine Nachkommen dauerhaft an der Macht etablieren, so muss er sich der Loyalität der Provinzfürsten sicher sein – oder sie erzwingen.

Die Katholiken aber bringen die traditionellen Loyalitäten durcheinander. Christliche Lehnsherren könnten mit ausländischer Hilfe den Aufstand planen. Als sich einige getaufte Samurai 1615 gegen ihn stellen, findet Tokugawa die Worte des Navigators bestätigt.

Im folgenden Jahr stirbt der Reichseiniger nach kurzer Krankheit im Alter von 73 Jahren. Unter seinem Nachfolger

wird Japan seine Politik der Duldung europäischer Einflüsse ins Gegenteil verkehren.

**WILLIAM ADAMS ERFAHRT** vom Tod Tokugawas, als er im Juli 1616 mit reicher Fracht aus Siam zurückkehrt. Gemeinsam mit Richard Cocks, dem Leiter der englischen Faktorei, reist er nach Edo, um sich vom Sohn seines verstorbenen Herrn die Handelserlaubnis erneuern zu lassen. Es dauert allerdings Wochen, bis der Herrscher sie erteilt.

Der zweite Shogun aus der Familie der Tokugawa misstraut den Ausländern mehr als sein Vater. Er verfügt schon bald, dass europäische Schiffe nur noch die Häfen Hirado und Nagasaki anlaufen



Nachdem fast alle Europäer vertrieben sind, schließt Japan 1639 seine Grenzen. Für mehr als 200 Jahre dürfen die Niederländer als einzige Westmacht mit dem Reich Handel treiben: kaserniert auf Dejima, einer Insel vor Nagasaki

dürfen. Gleichzeitig verschärft er aus Sorge um den Einfluss der Europäer die Katholiken-Gesetze. Alle Priester müssen nun das Land verlassen, die Kirchen werden zerstört. Wer einem Missionar oder einem japanischen Katholiken Unterschlupf gewährt, wird zusammen mit Frau und Kind sowie fünf Nachbarsfamilien lebendig verbrannt: alles Hab und Gut wird konfisziert. Als Katholik entdeckt zu werden und dem Glauben nicht abzuschwören, bedeutet nun den Tod.

Mehrfach wird Richard Cocks Zeuge von Hinrichtungen: „Ich sah 55 Märtyrer in Kyoto, darunter waren kleine Kinder von fünf oder sechs Jahren, die in den Armen ihrer Mütter brannten. In Nagasaki wurden 16 hingerichtet. Fünf wurden verbrannt, die anderen geköpft und in Stücke gehackt.“

Die Faktorei der East India Company wird 1623 aufgelöst. Cocks verlässt wenige Monate später Japan an Bord der „Ann Royal“. Seine Heimat sieht er jedoch nicht wieder: Er stirbt einen Monat nach seiner Abfahrt auf offener See.

In den Jahren darauf wird das Land der Götter nach und nach zum Gefängnis. Inzwischen regiert Tokugawas Enkel als dritter Shogun der Familie. Kein Untertan darf nun ohne Erlaubnis das Inselreich verlassen. Ausländische Schiffe können nur noch in Nagasaki vor Anker gehen, das jetzt unter direkter Obhut des Militärrherrschers steht – und keine Religion wird stärker von den Christenjägern

durchsucht als der Westen der erfolgreich missionierten Insel Kyushu. Die Glau**b**ensprüfung ist einfach: Wer sich weigert, ein Bildnis von Jesus oder Maria mit den Füßen zu treten, wird hingerichtet.

Die Angst vor Umsturzversuchen treibt den Shogun zu immer neuen, grausamen Exzessen. Die Drangsal des Volkes wächst. Schließlich verschanzten sich fast 40 000 Aufständische in einer alten Festung; auf ihren Fahnen leuchten christliche Symbole.

Der Shogun lässt die Revolte blutig niederschlagen. In seinem Auftrag kämpft auch das Schiff „Ryp“ der niederländischen Faktorei. Dessen 20 Geschütze verhelfen ihm zum Sieg. Kurz darauf werden die Portugiesen des Landes verwiesen. 1639 schließt Japan seine Grenzen.

Allein die Chinesen sind noch willkommen – und die kooperativen Niederländer, denen William Adams einst das Tor zum Kaiserreich geöffnet hat. Sie dürfen als einzige europäische Macht weiterhin mit Japan Handel treiben, doch nur auf einer im Hafen von Nagasaki aufgeschütteten Insel.

Dort werden die Niederländer kaserniert; das Verlassen des Eilandes und

das Erlernen der japanischen Sprache ist ihnen untersagt. Dolmetscher werden von der Regierung gestellt. Frauen ist der Aufenthalt verboten, nur Prostituierte dürfen Dejima betreten. Japanische Beamte überwachen die Verbindungsbrücke zum Festland, ein Zollamt am Kai die ankommenden Schiffe.

Die Isolation währt 215 Jahre – bis 1854, als die Vereinigten Staaten von Amerika Japan zwingen, ihr Land erneut für den internationalen Handel zu öffnen (siehe Seite 122).

**WILLENTLICH ODER NICHT** – William Adams hat die Weichen für diese Politik der Abschottung gestellt: Er hat das Nachrichtenmonopol der Missionare gebrochen, das Handelsmonopol der Spanier und Portugiesen überwunden und die Japaner vor dem Imperialismus der spanischen Krone gewarnt.

Über die letzten Tage des Navigators im Frühling des Jahres 1620 ist wenig bekannt. Überliefert ist nur sein Testament, dass er am 16. Mai 1620 aufsetzt, wenige Stunden vor seinem Tod. Seine beiden Familien, die in England und die in Japan, erben sein Vermögen von etwa 500 Pfund Sterling zu jeweils gleichen Teilen.

Seine englische Frau Mary Hyn heiratet erneut. Magome Oyuki überlebt ihren Mann um 14 Jahre. Was aus den Kindern des Navigators geworden ist, verliert sich im Strom der Zeit – so wie etliche Briefe und Logbücher von William Adams, von denen nur einige die Jahrhunderte überdauert haben.

Doch möglicherweise liegt das wahre Vermächtnis des englischen Samurai darin, dass seine zweite Heimat in den Jahrhunderten danach dank ihrer selbst gewählten Isolation unabhängig blieb und nicht das Schicksal anderer von den Spaniern missionierter Länder erlitt. Etwa das der Philippinen, die schon bald nach der Landung der ersten Europäer 1521 von Madrid kolonisiert wurden und ihre Unabhängigkeit erst 1946 errangen.

Nach 425 Jahren Fremdherrschaft. □

Dr. Anja Herold, 38, ist Redakteurin von GEOEPOCHE.

# Koffer, Reisetasche und ein Sack Flöhe: Reisen mit Kindern.

**Ene Mene Muh:** Die besten Mittelmeer-Hotels. **Cowboy und Indianer:** Fernreisen mit Kindern. **Knobeln:** Familienurlaub reibungslos planen. **Kissenschlacht:** Cluburlaub, aber richtig. **Puzzeln:** Veranstalter, die sich viel für Familien einfallen lassen. **Tauziehen:** Urlaub mit Teenagern.



Mit Extraheft:  
Die besten  
Spiele für die  
Urlaubsfahrt.

## GEO SAISON Extra

NEU!

EIN HEFT VOLLER IDEEN FÜR  
IHRER FAMILIENFERIEN



# DIE SCHÖNHEIT DES WESENTLICHEN

*In kaum einem anderen Land wird das Empfinden der Menschen seit frühester Zeit so sehr von der Natur, der reichen Flora und Fauna und dem extremen Wechselspiel der Jahreszeiten geprägt wie in Japan. Beeinflusst durch die chinesische Kultur, den Buddhismus sowie die asketische Lebensweise der Samurai, haben sich daraus einzigartige ästhetische Vorstellungen entwickelt, welche die Kunst, aber auch den Alltag des japanischen Inselreichs bis heute durchwirken*

TEXT: ARON WITTFELD



*Sinnbilder, die auf natürliche  
Erscheinungen zurückgehen, spielen  
eine bedeutende Rolle in der  
Kulturgeschichte Japans. Eine stilisierte  
Sonne ziert diesen eisernen  
Kommandofächer aus dem 16. Jahr-  
hundert. Der Legende nach taucht  
hinomaru, die >Sonnenscheibe<,  
erstmals während der Mongoleninva-  
sion von 1274 als Symbol auf. Seit  
1870 schmückt sie – zugleich Anspie-  
lung auf das Reich der aufgehenden  
Sonne und die Sonnengöttin Amate-  
rasu – die japanische Flagge*

# SYMBOL





Verehrt als Verkörperung  
der Götter, respektiert als rauе  
Lebenswelt, inspiriert die  
Natur das ästhetische Schaffen  
der Japaner. Unter dem Ein-  
fluss des Zen-Buddhismus  
bemalten Künstler Wand-  
schirme – so diesen wohl um  
1600 entstandenen – mit  
einfachen, meditativen

Landschaftsbildern, die  
vor allem die Wohnhäuser des  
Schwertadels schmücken.  
Mit den Samurai als Mäzenen  
gelangt diese Kunstform  
gegen Ende des 16. Jahrhun-  
derts zu voller Blüte. Vögel,  
Pflanzen sowie die Übergänge  
von Frühling, Sommer,  
Herbst und Winter zieren die  
Paravents – und sind

ebenso häufig Thema der  
japanischen Lyrik. Gedichte  
auf kostbarem Papier  
werden in fein gearbeiteten  
Lackkästchen wie dem  
hier abgebildeten aus dem  
18. Jahrhundert aufbewahrt,  
dessen Blumendekor aus  
Goldstaub gearbeitet ist

# NATUR







Durch bewusst sparsam eingesetzte Stilmittel entwickelt no, das klassische japanische Theater, seine Wirkung. Ein geübter Schauspieler kann mit den starren Masken – die hier abgebildete stammt aus dem 14. Jahrhundert – je nach Situation und Beleuchtung die unterschiedlichsten Gefühlsregungen ausdrücken. Damit kommt No jenem vom Zen-Buddhismus beeinflussten ästhetischen Ideal nahe, das durch Reduktion auf das Wesentliche und natürliche Einfachheit eine höhere Form von Schönheit anstrebt. In ähnlicher Weise sind bis heute Gärten, die Einrichtung von Häusern und vor allem die Teezeremonie vom schwer zu fassenden Prinzip der »kunstvollen Armut«, der »eleganten Unvollkommenheit« (wabi) geprägt. Teedosen sind teils aus unbehandeltem Holz gefertigt, teils dezent lackiert, wie diese aus dem späten 16. Jahrhundert. Man nennt sie natsume, da ihr schlüchtes Äußeres der Natsume-Frucht ähnelt, einer chinesischen Dattelart

# VERZICHT



PRACHT

Vom 17. Jahrhundert an entsteht neben dem Kult des Kargen eine neue, prunkvollere Ästhetik. Wohlhabende Samurai überbieten einander in der Gestaltung ihrer Schwerter, die in den nun herrschenden Friedenszeiten vor allem Statussymbole

sind. Knäufe (links oben) oder Zwingen für den Schwertgriff (darunter) tragen Muster aus archaischen chinesischen Schriftzeichen, die vor allem dekorative Funktionen erfüllen. In der Stoffkunst prägt das aufstrebende Stadt-

bürgertum um 1750 das Schönheitsideal des iki, des »frivolen Chics« – einer verfeinerten Kombination aus Zurückhaltung und Pracht. Auch Kimono von Kindern (unten) werden mit den oft abstrakten, von starken Farbkontrasten bestimmten Dekors jenes Stils bedruckt, der bis heute einflussreich ist □



Anfangs, im 17. Jahrhundert, sind *haiku* kaum mehr als Auftakte zu spöttisch vorgetragenen Kettenversen

# Ein Augenblick in siebzehn Silben

von MARCUS FRANKEN

**A**m Morgen des Aufbruchs ist der Fuji in leichten Dunst gehüllt. Matsuo Basho hat sich Kügelchen aus gepresstem Beifuß zwei Finger unterhalb der Knie auf die Haut gelegt und zündet sie an. Fünf Monate wird er zu Fuß unterwegs sein: 2400 Kilometer durch die Nordprovinzen der Insel Honshu. Eine beschwerliche Reise, über wenig begangene Pfade und Pässe, von der Hauptstadt Edo, dem heutigen Tokyo, ins entlegene Hinterland – und wieder zurück. Die Glut des Beifußpulvers hinterlässt Wunden auf Bashos Haut. Die chinesische Medizin soll an diesem Morgen des 16. Mai 1689 seine Füße stärken.

Matsuo Basho ist 45 Jahre alt und ein bekannter Mann. Seine Kurzgedichte werden selbst in Japans fernsten Provinzen geschätzt. Es sind *haiku*, Dreizeiler mit genau 17 Silben: jeweils fünf in der ersten und der dritten Zeile, sieben in der zweiten. Ursprünglich waren sie kaum mehr als Auftakte von Kettengedichten, die wohlhabende Bauern oder Kaufleute, Feudalherren oder Samurai bei geselligen Zusammenkünften aus bis zu 100 Strophen zusammengetrugen.

Zwar haben schon Poeten vor Basho das Haiku zu einer eigenständigen literarischen

Gattung gemacht. Doch erst ihm gelingt es, daraus eine Kunstrform zu entwickeln, die mehr ist als bloße Wortspielerei: Er lehrt seine Schüler, in schllichten Bildern des Augenblicks tief Einichten aufzuleuchten zu lassen [die freilich nur unzureichend in andere Sprachen übersetzt werden können]. „Der Frühling scheidet / den Vogeln – selbst den Fischen / kommen die Tränen“, schreibt Basho am Tag seiner Abreise.

Dies ist seine fünfte große Wanderung. Er hat sich einen schwarzen Umhang umgetan, wie ihn buddhistische Priester tragen. Mit seinem langen Gesicht, den leicht auseinander stehenden Augen und den großen Ohren sehe er aus wie eine „Fledermaus“, sagt er von sich, wie „eine Mischung aus einem Vogel und einer Ratte“.

Unterwegs kehrt er in Gasthäusern und bei Bauern ein, bei Verehrern und befreundeten Dichtern, die den Meister bewirken, sein Urteil suchen, seinen Rat hören und mit ihm gemeinsam dichten. Er genießt die Gemeinschaft mit den Freunden und erfreut sich an der Schönheit der Landschaften. Aber als Dichter sucht Basho etwas anderes. Seine Reisen sind Werkzeuge der Erkenntnis.

Der ständige Wechsel der Orte und Menschen soll dem Wanderer nach buddhistischer Tradition helfen, das Flüchtige

als Wesen allen Lebens zu begreifen. „Sonne und Mond, Tage und Monate verweilen nur kurz als Gäste ewiger Zeiten“, beginnt Basho sein Reisetagebuch mit dem Titel „Auf schmalen Pfaden durch das Hinterland“.

Während seiner Wanderung verarbeitet er Beobachtungen und Erfahrungen zu Gedichten: das hübsche Aussehen eines Bauermädchen; ein nistendes Fischadlerpaar; Einsamkeit und Herbststimmung. Seine Themen scheinen alltäglich. Alles passt in drei Zeilen, lässt sich fassen in 17 Silben. Und doch sind seine

Werke vielschichtig; in jedem Gedicht blitzt Universelles auf in den extrem reduzierten Bildern. In Bashos Frühlings-Haiku etwa verbindet sich der Abschiedsschmerz des Dichters beim Verlassen von Edo mit der Trauer der Natur über das Ende der milden Jahreszeit; zugleich liefert es eine Allegorie auf die Vergänglichkeit des Lebens. Mit dieser Art der Komposition gibt Matsuo Basho der Haiku-Dichtung eine neue Richtung.

**G**eboren 1644 als drittes Kind einer verarmten Samurai-Familie, aufgewachsen in einer kleinen Stadt 50 Kilometer südöstlich von Kyoto, kommt er als Jugendlicher in den Dienst des örtlichen Burggrafen und freundet sich mit dessen Sohn Yoshitada an.

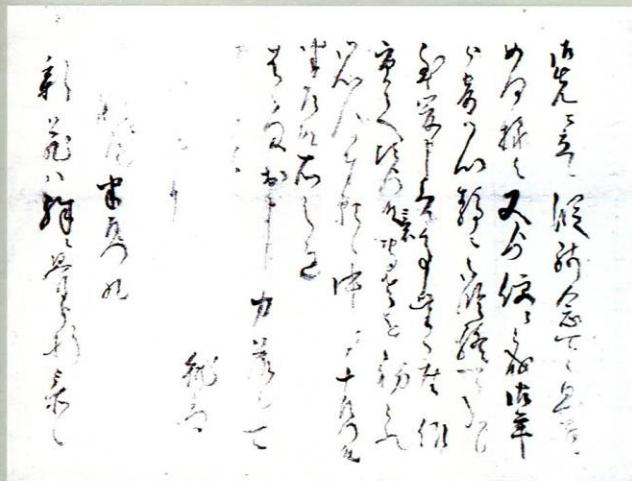
Yoshitada hat, wie viele junge Adelige seiner Zeit, einen Lehrer für *haikai no renga*: verspielte, spöttische Kettenverse. Dabei wirft jemand eine Strophe wie einen Ball in die Runde, der Nächste fängt sie auf, legt eine Strophe nach, gibt sie weiter, es folgt eine dritte, eine vierte und so fort. Die erste Strophe der *Haikai* heißt ursprünglich *hokku*, erst später wird sie *Haiku* genannt.

Diesen Anfang dichtet meist ein besonderer Guest oder ein Meister der Kettenverse. In allen wohlhaben-



Monatlang reist Matsuo Basho durchs Land – auf der Suche nach Momenten, die es festzuhalten lohnt

Erst der Dichter Matsuo Basho erhebt die 17-silbigen Dreizeiler zur Kunstform jenseits der Wortspielerei



Am 26. November 1694 entschuldigt sich Basho bei seinen Schülern schriftlich, dass er sie bald allein lassen muss. Zwei Tage später stirbt der Poet, dessen Gedichte wie »schwarze Tuschezeichnungen« sein sollten - klar und schlicht

den Haushalten sind solche Reimspiele sehr beliebt und Anspielungen auf klassische chinesische und japanische Literatur wie etwa „Die Geschichte des Prinzen Genji“ von Murasaki Shikibu (siehe Seite 38) gern gehört. Vor allem aber sind Schlagfertigkeit und Wortwitz gefragt. Sprachakrobaten wollen unterhalten.

Zusammen mit Yoshitada lernt Basho dichten. Als Yoshitada unerwartet stirbt, verlässt Basho die Burg. Er schlägt sich danach eine Zeit lang wahrscheinlich mit Gelegenheitsarbeiten durch; geht in die Hauptstadt, verdingt sich als Schreiber für andere Dichter und in den Büros der Wasserbaubehörde.

Doch er bleibt auch Dichter: Jahr für Jahr erscheinen in Edo oder Kyoto einige Verse von ihm. Um 1682 findet er über seine Hinwendung zum Zen-Buddhismus jenen scheinbar einfachen, in Wahrheit aber höchst raffinierten Stil, der die

Haiku-Dichtung fortan prägen wird: „Auf kahles Astwerk / die Krähe sich niedersetzt: / des Herbstes Abend.“

So schlicht. Aus einer allherbstlichen Beobachtung steigt für die Leser die ganze Einsamkeit des menschlichen Daseins auf. „Die Gedichte anderer Haiku-Schulen sind wie farbige Bilder; die Gedichte meiner Schüler sollen wie schwarze Tuschezeichnungen sein“, lehrt Basho.

Auf seiner Reise durch das Hinterland hat der Dichter Pinsel und Tusche stets zur Hand. Seine Verse sollen klingen. Die Leichtigkeit des Tons entspricht Bashos Wander- und Lebensideal. Die Wanderrung hilft ihm, sich auf den Moment zu besinnen und diesen Moment in einem Gedicht festzuhalten. Er reist in ausgelassener Stimmung, die ihn auch dann nicht verlässt, als

er wegen schlechten Wetters an einem Pass festgehalten wird. „Drei Tage“, schreibt Basho in sein Tagebuch, „wüteten Sturm und Regen. Es war nichts zu machen: Wir mussten gegen unseren Willen in jener ungastlichen Bergegend verbleiben.“ Er dichtet: „Flöhe und Läuse! / Und bei meinem Kopfkissen / pisst auch noch ein Pferd!“

Drastische Texte mischt er mit meditativen Bildern. Bashos Haiku vom Besuch eines Bergtempels klingt bei nahe wie ein *koan*, einer der oft paradoxen Meditations-Sprüche der Zen-Tradition: „Stille ...! / Das Sirren der Zikaden / bohrt sich in den Fels.“

Nach seiner Rückkehr aus dem Norden im Oktober 1689 beginnt er, intensiv an seinen Notizen zu arbeiten. Er poliert jeden Satz, spielt mit dem Klang der Silben. Wahrscheinlich dauert es vier Jahre, bis er mit seinem Tagebuch zufrieden ist. Erst jetzt klingen auch seine Haiku von der Reise

durch das Hinterland so leicht und selbstverständlich, als hätte Basho sie unterwegs spontan hingeschrieben.

Lange Wanderschaften unternimmt er nun nicht mehr. Er unterweist Schüler, die aus allen Landesteilen zu ihm kommen, und schlichtet Streit unter seinen Verehrern. Aber der alte Meister – wie er jetzt mit seinen 50 Jahren genannt wird – ist immer häufiger krank. Als er im Oktober 1694 zu Fuß von seinem Geburtsort Ueno in das 40 Kilometer entfernte Osaka aufbricht, müssen ihn vier Schüler begleiten. In Osaka angekommen, schüttelt ihn bald hohes Fieber. „Krank auf der Reise – / die Träume streuen herum / auf verblühtem Moor.“

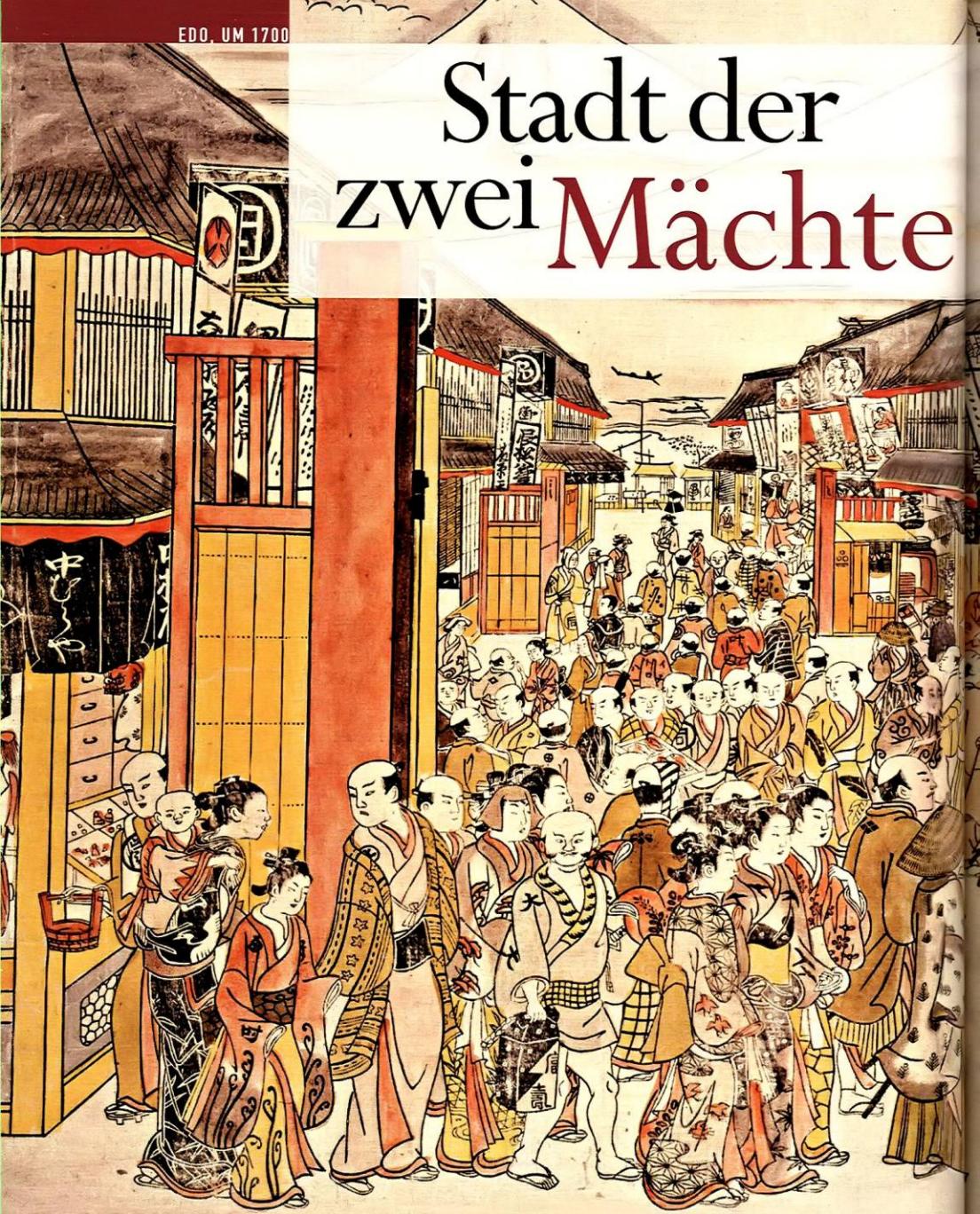
Sein letztes Haiku. Tags darauf hört er zu essen auf und lässt Räucherstäbchen an seinem Bett abbrennen. Am 27. November 1694 verabschiedet er sich von seinen Schülern: „Von diesem Moment an habt ihr keinen Lehrer mehr. Fragt mich nicht mehr um Rat, sei es auch nur wegen eines einzigen Wortes.“

Matsuo Basho, der bis heute in ganz Japan verehrte Meister des Haiku, stirbt am folgenden Abend. □

Marcus Franken, 37, ist Autor in Berlin.

EDO, UM 1700

# Stadt der zwei Mächte



Kaum ein Viertel Edos ist so belebt wie der Theaterbezirk. Zwei der größten Bühnen sind hier auf der rechten Straßenseite zu sehen, ihre Eingänge von Schildern

Nur ein knappes Jahrhundert hat Edo gebraucht, um zur gewaltigsten Metropole des gesamten Inselreichs zu werden. Fast eine Million Menschen leben um das Jahr 1700 im Schatten der Burg des japanischen Militärrherrschers. Doch zusehends schwindet die alleinige Macht des Kriegeradelns in der Stadt, die einmal Tokyo heißen wird. Kaufleute und andere Bürger sind aufgestiegen, feiern in mondänen Vergnügungsvierteln ihren Reichtum – und schaffen zugleich eine neue, dynamische Kultur.



**F**rüher Morgen. Schrilles Glöckengeläut gibt den Beginn der sechsten Tageszeit bekannt. Edo erwacht. Jene Stadt an der Südostküste Honshus, die einmal Tokyo heißen wird. Tausende Kilometer entfernt, in Europa, schreiben Chronisten das Jahr 1705.

Edo ist die größte Stadt Japans, die Kapitale von Politik und Verwaltung, das Machtzentrum des Kriegeradel. Es ist die Hauptstadt der Lüste, Metropole der schönen Künste und des Handels, eine Geburtsstätte des Bürgertums. In Edo wird die Tradition bewahrt und die Neuerrung gefeiert. Nirgendwo im Inselreich sind die Sitten rauer, an kaum einem Ort entspringt so viel kulturelle Raffinesse. Eine eiserne Ordnung regelt den Alltag der Bevölkerung, und doch gibt es keine Stadt, die sich in diesen Jahren tiefer greifend wandelt, die rascher wächst.

Weit erstreckt sich das Auf und Ab der Dächer, Brücken und Türme im Norden der Bucht von Edo. In der Ebene, zu Füßen der herrschaftlichen Burg im Zentrum und der Oberstadt im Westen, liegen Unterstadt und Hafen.

Fast eine Million Menschen leben hier im Mündungsdelta des Sumida-Flusses. Mehr als zwölf Kilometer misst das Stadtgebiet im Durchmesser; es ist von einem Netz parallel verlaufender Straßen durchzogen. Für einen Gang vom südlichsten Quartier bis zu den entlegenen Siedlungen im Norden braucht ein Wandler fast einen halben Tag.

Und hier liegt auch das bekannteste Viertel Edos – ein makelloses, von einem Graben umgebenes Rechteck von 218 mal 326 Metern: Yoshiwara.

Truppen von Bauarbeitern ziehen jeden Morgen an den Ladenfronten der Innenstadt vorüber, bis zu 300 Männer jeweils: Sie sind in einfache Baumwoll-Kimono gekleidet, die Ärmel von der täglichen Arbeit häufig zerschlissen. Jedem Trupp voran gehen die Meister; dann folgen die Lehrlinge mit Sägen, Meißeln und Holzplanken.

Niederglassene Handwerker haben ihre Werkstätten östlich der Burg in der Unterstadt. Dort liegen die Straßen der

Färber und Metallgießer, der Binsenmattenflechter, Böttcher und Kerzenmacher.

Die hoch angesehenen Schwertschmiede – die bedeutendsten Vertreter einer ganzen Riege von Waffen- und Werkzeugmachern – arbeiten in zeremoniellen Gewändern, ihr Arbeitsplatz ist von einem Tau begrenzt, wie es auch Shinto-Schreine umwindet. Andere Handwerker fertigen in ihren Häusern die mit Intarsien und Lack verzierten Schwertscheiden aus Magnolienholz. Die schnell rostenden Klingen werden von ausgebildeten Waffenschleifern geschärf.

Der Lack für das Lasteren der Schwertküllen, aber auch von Tablettis und Geschirr, wird im Frühjahr und Sommer aus dem Saft bestimmter Bäume Nordjapans gewonnen. Aus den Fasern des Maulbeerbaums wird das Papier geschnöpft, mit dem Handwerksmeister verschiebbare Wandschirme bauen.

Die Kolonnen von Zimmerleuten, Dachdeckern, Zusägern und Verputzern in den Straßen sind auf dem Weg in die Oberstadt – dorthin, wo die Adeligen residieren: die *daimyo*, mächtige Provinzfürsten, die *hatamoto*, staatliche Vasallen, sowie der oberste Militärrherrscher Japans, Shogun Tokugawa Tsunayoshi.

## Der Herrscher zwingt die Provinzfürsten Japans in seine neue Stadt

Für diese Kunden werden die Handwerker schadhafte Dächer reparieren oder geräumige Anbauten errichten oder neue prächtige Anwesen. So wie ihre Vorfahren die Stadt vor gerade einmal 100 Jahren wie aus dem Nichts geschaffen haben.

DENN NOCH UM 1600 ist Edo nur wenig mehr als die ehrgeizige Vision eines Siegers. Der Warlord Tokugawa Ieyasu hat nach Jahrhunderten des Bürgerkriegs als letzter von drei Reichseinigern seine Rivalen im Kampf um die Vorherrschaft in Japan geschlagen (siehe Seite 68). Zum Shogun ernannt, will er ein neues

Machtzentrum errichten, einen Mittelpunkt für das geeinte und weitgehend befriedete Reich.

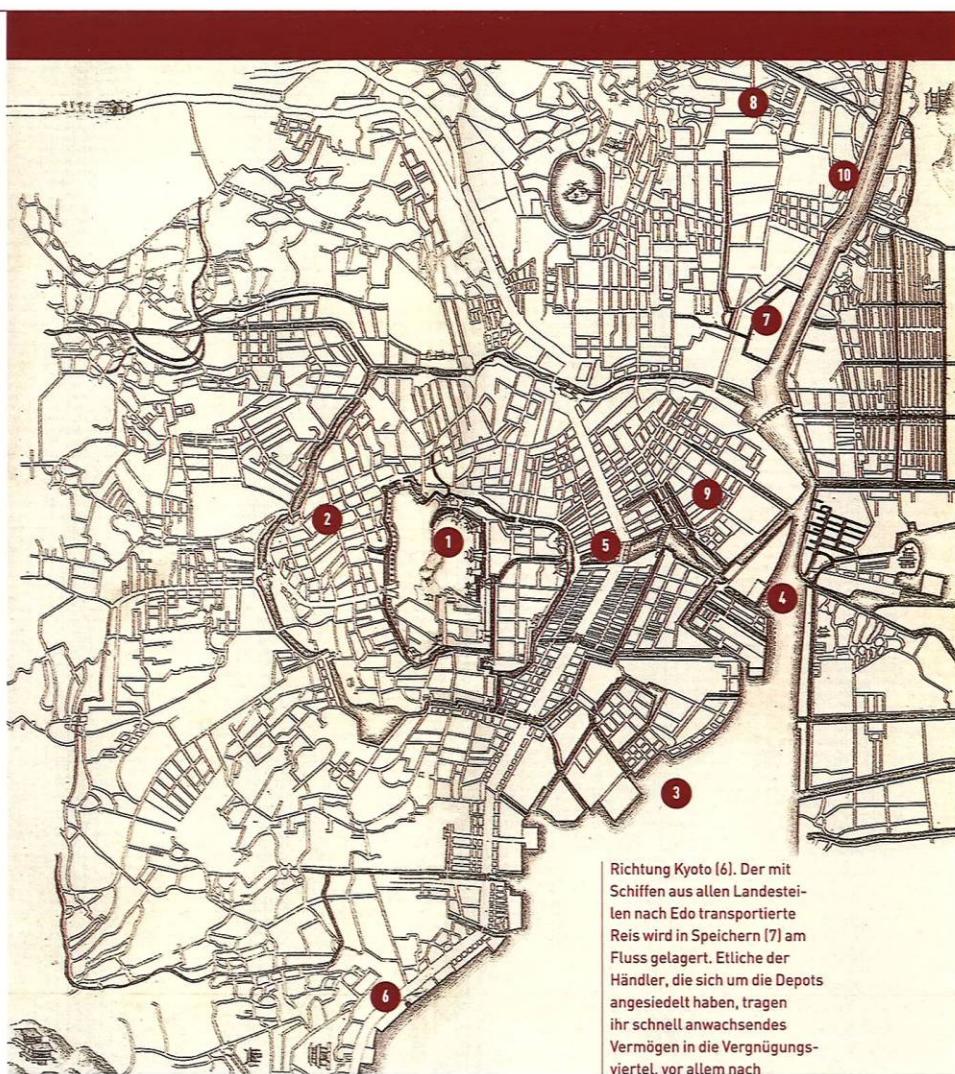
Seine Wahl fällt auf einen unscheinbaren Ort im rauen Südosten der Insel Honshu. Edo, was im Japanischen so viel wie „Flusstor“ bedeutet, besteht zu dieser Zeit aus einer Ansammlung von Fischerhütten und einer baufälligen Befestigungsanlage an der versumpften Mündung des Sumida.

Binnen weniger Jahre entsteht hier das politische Zentrum des Tokugawa-Reiches. Es ist ein Städtebauprojekt von gigantischen Ausmaßen, eines der größten der Geschichte: Mehr als 3000 Schiffe schaffen fast ununterbrochen Steine aus der Provinz Izu und Hölzer aus ganz Japan in diese öde, von scheinbar endlosen Binsenfeldern geprägte Region.

Tausende Arbeiter schichten Steinquader zu einer Festung von mehr als einem Kilometer Durchmesser auf, die bald die äußerste Spitze einer zum Meer hin reichenden Hügelkette begründet. Prunkvolle Paläste wachsen empor, Gebäude für die Landesverwaltung, Wohnhäuser für die Krieger.

Kein Aufwand ist dem neuen Herrn Japans zu groß. Tokugawa Ieyasu lässt den nahen Kanda-Hügel abtragen, um mit den Gesteins- und Erdmassen jenes Sumpfland trocken zu legen, das am Fuße der neuen Burg liegt. Baumeister konzipieren ein kompliziertes System von Wasserwegen, das die Residenzstadt schützen und zugleich mit Wasser und Waren versorgen soll. Ein Hafen wird angelegt. Flüsse werden umgebettet, Kanäle gestochen, Gräben ausgehoben. Wie eine Spirale ziehen sich schon bald Wasserländer durch die Stadt und umfassen, immer enger werdend, in ihrer Mitte die Burg des Shogun.

Der Herrscher hat die etwa 250 Provinzfürsten zum Ausbau seiner Residenzstadt verpflichtet, hat sie angehalten, Arbeiter zur Verfügung zu stellen und die besten Materialien zu liefern. Und er verlangt von den *daimyo*, eigene Residenzen im Schatten der Festung zu errichten – um so die Regionalfürsten besser kontrollieren zu können.



Im frühen 18. Jahrhundert hat sich Edo – wie auf dieser Karte von 1727 erkennbar – weit um die mächtige Shogun-Burg [1] ausgedehnt. In unmittelbarer Nähe zur Festung, besonders im Westen, haben die etwa 250 Provinzfürsten und andere Angehörige des Kriegeradel

ihrer Residenzen errichtet [2]. Zwischen den Hafenanlagen [3], an der Mündung des Sumida-Flusses [4], und der Burg erstrecken sich die zahllosen Häuserblocks der Unterstadt – in ihrer Mitte die »Japan-Brücke« [5]. Das Bauwerk ist der Ausgangspunkt der großen Fernstraßen, etwa jener, die im Süden aus der Stadt führt,

Richtung Kyoto [6]. Der mit Schiffen aus allen Landesteilen nach Edo transportierte Reis wird in Speichern [7] am Fluss gelagert. Etliche der Händler, die sich um die Depots angesiedelt haben, tragen ihr schnell anwachsendes Vermögen in die Vergnügungsstadt, vor allem nach Yoshiwara [8] am Nordrand der Stadt, dem bekanntesten Rotlichtbezirk des Landes. Oder sie besuchen die Kabuki-Bühnen im Theaterviertel [9]. Tausende pilgern regelmäßig zum ältesten Heiligtum der Stadt, dem buddhistischen Kannon-Tempel [10]

Hunderte Herrenhäuser umgeben bald die Burg. Wie fast die gesamte Stadt sind die Anwesen auf einem gleichmäßigen Raster angeordnet, welches das *bakufu*, die Militärgouvernierung des Shogun, vorgegeben hat – in seinem Bestreben, für alles genaue Regeln aufzustellen.

Nach außen hin wirken die Residenzen schlicht: Schmucklose, geweihte Mauern aus verputzten Bambusgittern verschließen die Grundstücke den Blicken Neugieriger. Doch schon die aus Zypressenholz gefertigten Eingangstore geben mit ihren Drachen- oder Rhinoceros-Skulpturen, den vielfarbigigen Ornamenten und dem Blattgoldschmuck eine Ahnung von der Pracht der Anwesen.

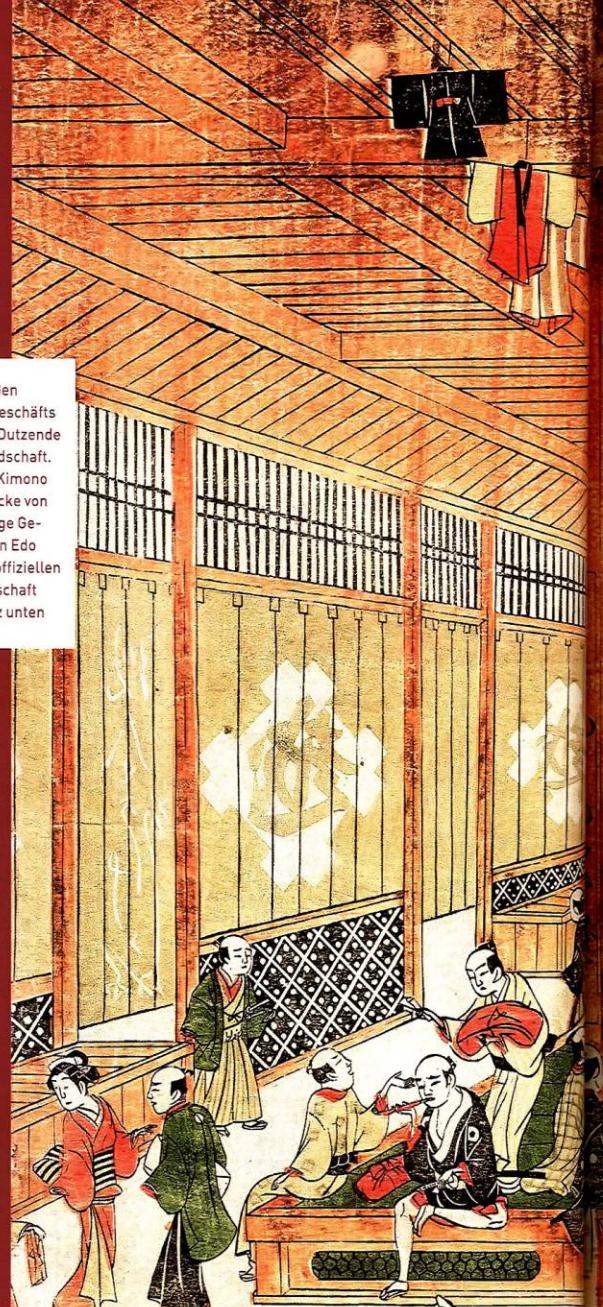
Innen öffnen sich Parkanlagen zwischen Holzpalästen mit kühn geschwungenen Dächern. Gartenbauer haben sie berühmten chinesischen oder japanischen Landschaftsformationen nachgebildet. Die größten dieser Residenzen, so die des mächtigen Daimyo Mori, beherbergen mehrere tausend Menschen, darunter die Fürstensfamilie, das Gefolge, den Gutsverwalter mit seinen Untergebenen, die zahlreichen Bediensteten – Köche, Schreiber, Stallburschen, Serviererinnen – sowie eine eigene Garde von Samurai-Kriegern.

Deutlich kleiner sind die Haushalte der Hatamoto. Diese in der feudalen Hierarchie unter den Provinzfürsten stehenden Vasallen müssen dem Shogun im Ernstfall mit Truppen zu Diensten stehen, je nach der Größe ihres Vermögens: je reicher, desto mehr. Ihre eigenen Häuser liegen zwischen den Anwesen der Daimyo und denen ihrer Soldaten am Rande der Oberstadt.

Und so wird das neu geschaffene Edo zunächst eine Stadt der Samurai: eine Kapitale des Kriegeradels, zu dem sowohl die Daimyo als auch die niederschichtigen Soldaten zählen. Um 1700 ist ihre Zahl in Edo auf fast eine halbe Million angewachsen.

Doch unterhalb der Oberstadt, in den einstmals feuchten Wiesen zwischen

In den Hallen des großen Tuch- und Kleidungsgeschäfts Mitsui kümmern sich Dutzende Verkäufer um die Kundschaft. Fertig geschniderte Kimono hängen als Musterstücke von der Decke. Nicht wenige Geschäftleute machen in Edo ein Vermögen. In der offiziellen Hierarchie der Gesellschaft stehen sie jedoch ganz unten



小判六丁目  
時相場

急行鷹

三郎二郎  
長吉

金場

立房

金屋

金場

五之八

卷七

立房

戴場

卷七

卷八

金

金

金



Burghügel und Bucht, ist längst eine zweite Stadt entstanden, die noch schneller wächst, die dynamischer ist – und der die Zukunft gehört: das Edo der Bürger.

Dort ist der Platz in den Gassen knapp. Ein dichter Strom von Menschen schiebt sich Tag für Tag an den Läden vorbei, welche die Hauptstraße in Richtung Norden säumen. Unterschiedlichste Messer aus Stahl werden hier angeboten, runde Papierfächer, besonders nützlich in der feuchten Hitze des Sommers, farbenreiche Baumwoll- und Seidenstoffe, Teller und Schalen aus Porzellan oder Geschirr aus glänzend schwarz lackiertem Holz, Spielschwerter für Kinder, mundgeblasene Glasgefäß, daneben buddhistische Gebetsketten und Grabbeigaben.

Algenhändler schneiden getrocknete und hauchdünn gepresste Seepflanzen zu handlichen Bögen, in die später mundgerechte Reisportionen gewickelt werden. Anderswo dringt ohrenbetäubendes Geschnatter aus den Räumen eines Geflügelhändlers, dessen Tiere frei herumlauend auf Käufer warten. Einige Läden verströmen den aromatischen Duft von Teeblättern, die es nicht nur getrocknet zu kaufen gibt, sondern auch pulverisiert – so wie sie für die rituelle Teezeremonie verwendet werden.

## Wer einen Samurai missachtet, dem droht der Tod

Zumeist liegen die Verkaufsräume auf einem hölzernen Podest, zwei oder drei Handbreit über der Straße aus gestampftem Lehm. Um hineinzugelangen, müssen die Kunden eine mit Indigo gefärbte, tief herunter hängende Stoffmarkise zur Seite heben. Sie trägt das Zeichen des Ladens und soll Staub und Sommerhitze abhalten. Erst im Inneren beginnt das Feilschen, denn nur wenige Preise sind festgelegt. Vor den Geschäften buhlen fahrende Händler um das Geld der Kundenschaft, rufen, pfeifen oder klappern mit Hölzern um Aufmerksamkeit. Männer sind darunter, die Kameliensamenöl für

Lampions feilbieten, Verkäufer von pflanzlichen Arzneien – sowie Tierhändler, die Goldfische in Krügen sowie Vögel und Schildkröten anpreisen. Durch das Freilassen der Tiere kann sich der Käufer nach buddhistischem Glauben Vorteile im nächsten Leben sichern.

Wer noch im Hier und Jetzt eine kleine Stärkung braucht, kann in einer der vielen Garküchen eine Schale *soba* ersteilen, eine Suppe aus Buchweizenmehl mit gedünstetem Gemüse, oder ein paar Stücke frisches *sushi*. Sparsame haben sich von zu Hause kalte Reisbällchen mitgebracht, gefüllt mit marinierten Pfirsichen.

**EDO IST EINE STADT** des Konsums. In ihr wird wenig hergestellt, dafür aber immer mehr verbraucht. Tausende Vasallen und Beamte des Bakufu samt Dienerschaft sowie Hunderttausende hier stationierte Samurai-Krieger verschiedener Ränge bilden eine weitgehend unproduktive Bürokratie- und Militärelite, die verlangt, gut versorgt zu werden.

Seit den Tagen der Stadtgründung strömen daher Kaufleute nach Edo, mit offiziellem Auftrag oder als Selbstständige. Etliche kommen aus dem etwa 400 Kilometer entfernten Osaka, der „Küche Japans“, wie das wichtigste nationale Handelszentrum genannt wird, richten ihre Filialen in der Unterstadt ein, importieren und verkaufen mit großem Profit Salz, Kohle, Holz, Reiswein.

Geschäftleute wie etwa der Kaufmann Naraya Mozaemon machen ein Vermögen, indem sie Baumaterialien in die rasant wachsende, Menschen und Waren ansaugende Metropole liefern.

Die Kaufmannsfamilie Mitsui eröffnet einen Tuchhandel, der schnell fast 100 Angestellte beschäftigt. In den hohen, weiten, mit Werbebannern geschmückten Räumen kümmern sich Dutzende Fachverkäufer um die Kundschaft; Kimono und andere Kleidungsstücke werden auf Wunsch sofort geschnitten.

Doch so erfolgreich mercantile Dynastien wie die Mitsui auch sein mögen, die Regierung gewährt ihnen kaum Anerkennung – und keine einzige Stimme in den politischen Räten der Stadt.

Denn die Feudalgesellschaft der Shogune ist seit den Tagen des ersten Tokugawa-Herrschers Ieyasu einer strengen Hierarchie unterworfen, in der ein jeder seine Standeszugehörigkeit, seinen Status, seinen Platz genau zu kennen hat. In der Burg von Edo müssen selbst die Bürduren der *tatami* – der geflochtenen Binsenmatratzen, die den Boden der Zimmer bedecken – dem jeweiligen Rang des Beamten entsprechen, der auf ihnen sitzt.

Eine vierstufige Ordnung, die japanische Gelehrte von den Leitsätzen des chinesischen Philosophen Konfuzius ableitet haben, klassifiziert die Menschen.

Ganz oben in dieser Hierarchie stehen die Krieger, die Samurai, angeführt durch den Shogun. Direkt darunter kommen



die Bauern, die Ernährer des Landes, auch wenn sie tatsächlich eine ärmliche Existenz führen; dann die Handwerker, die in verschiedenen Zünften organisiert sind; und schließlich, am Ende der sozialen Rangordnung, die Händler und Kaufleute, die als Parasiten gelten, weil sie ihr Geld mit den Erzeugnissen anderer verdienen.

In den Geschäftsvierteln von Edos Unterstadt treffen die ungleichen Stände Tag für Tag aufeinander. Hier wird das komplizierte Spiel der Etikette gepflegt, das Theater der feinen und nicht so feinen Unterschiede. Samurai flanieren in edlen Seidengewändern von Auslage zu Auslage, während die Bürger nur matte



**Edo ist eine Stadt des Konsums und des verfeinerten Geschmacks. An den Straßenenden bieten einfache Garküchen frisch gegrillten Fisch und andere Köstlichkeiten an. Frauen flanieren in farbenprächtigen Gewändern durch die Unterstadt, wo fliegende Händler unter anderem trüber Sake verkaufen, eine Variante des viel getrunkenen Reisweins ( unten)**

Baumwoll-Kimono tragen dürfen. Bei offiziellen Anlässen ziehen die Krieger über den *kosode*, den kurzärmeligen Kimono, eine besondere Weste, die ihre Schultern respektgebietend ins Majestätische überhöht. Die zwei Schwerter, die allein den Samurai vorbehalten sind, das lange *daito* und das kurze *photo*, stecken links in einem kunstvoll um die Hüften gewundenen Gürtel, dem *obi*.

Die Bürger versuchen, durch besonders aufwendige Stoffmuster im neuen *Yuzen*-Stil dagegenzuhalten. Gerade die Frauen der wohlhabenden Kaufleute wetteifern mit den Gattinnen der Samurai: Ihre Obergewänder, die Bilder von geschwungenen Weidenzweigen oder Liliensblüten in nebligen Berglandschaften zieren, sind meist noch eleganter, noch farbenreicher als die ihrer höher stehenden Konkurrentinnen. Viele Männer imitieren die typische Haartracht der Krieger, haben sich die Oberseite ihres Schädels kahl rasiert und die langen Seitenhaare zu einem speziellen Knoten am Hinterkopf zusammengeführt. Peinlich genau müssen sie jedoch darauf achten, dass ihr Haarknoten sich deutlich von dem eines Samurai unterscheidet. Alles andere würde die traditionelle Ordnung verletzen.

Der Kriegeradel hat auf den Straßen grundsätzlich Vortritt. Wann immer ein einfacher Bürger einem Samurai begegnet, hat der Bürger kurz innezuhalten und sich zu verbeugen, indem er den gesamten Oberkörper nach vorn neigt. Tut er dies nicht, muss er damit rechnen, von der Klinge des Kriegers niedergestreckt zu werden – dazu ist der Samurai durch das alte Recht *kirisute gomen* befugt.

Manchmal jedoch ziehen Prozessionen durch die Stadt, denen auch Samurai den Weg frei machen müssen. Hunderte Krieger mit Speeren und blitzenden Hellebarden marschieren dann vorweg, gefolgt von geschmückten Reitern und Bannerträgern, die Wimpel und bunte Wappentücher an Stangen in die Höhe recken, dahinter Horden von Trägern mit Kisten und Körben, oft mehrere tausend Menschen. Im Zentrum des Zugs: eine prunkvolle Sänfte – ein unter einer dicken Holzstange hängender Kubus aus schwarz lackiertem Holz, der von vier Trägern geschultert wird –, in der ein Daimyo sitzt, auf dem Weg in seine Heimatprovinz.

Seit der Shogun 1635 die Provinzfürsten per Gesetz verpflichtet hat, alle zwei Jahre für zwölf Monate in der Hauptstadt zu weilen, gehören die Züge der ankommenden oder abreisenden Daimyo zu den regelmäßigen Spektakeln im Stadtbild von Edo. Die Familien der Fürsten dürfen allerdings nicht mit zurück in die Heimat. Sie müssen in der Nähe des Shogun bleiben – als politisches Pfand für den stets Aufrühr furchtenden Herrscher.

Die Daimyo-Prozessionen verdrängen viele Passanten in die benachbarten Gassen. Von der Hauptstraße, die für zweieinhalb Kilometer schnurgerade durch die Unterstadt führt, zweigen etwa alle 125 Meter Seitenstraßen ab, die nach weiteren 125 Metern in eine neue Straße münden. Die dadurch gebildeten quadratischen Häuserblocks werden *cho* genannt. Ihre Bewohner heißen *chonin*, was so viel bedeutet wie „Menschen des Blocks“, aber eigentlich alle Städter außer den Samurai und den Geistlichen meint.

Wie viele Menschen in einem dieser Cho leben, die jeweils nur einen Bruchteil der Größe der Daimyo-Residenzen in



So einfach, arbeitsreich und beengt das Leben vieler Stadtbewohner auch ist, Vergnügungen können sich im 18. Jahrhundert immer mehr von ihnen leisten – sei es einen Spaziergang mit Freudemädchen unter blühenden Kirschbäumen, ein Abendessen mit Musik oder die Fahrt mit dem überdachten Lustboot, vorangetrieben von einem am Heck stehenden Ruderer



der Oberstadt ausmachen, ist schwer zu sagen: vielleicht 1000, vielleicht noch mehr. In einigen Gegenden der Unterstadt sind es mehr als 65 000 Menschen auf einem Quadratkilometer. Rund eine halbe Million Chonin, die Hälfte aller Einwohner Edos, drängen sich auf nicht einmal einem Siebtel der Stadtfläche zusammen.

Die Blocks bestehen aus einem Geviert von ein- und zweistöckigen Häusern, zumeist errichtet in grobem Holzfachwerk, das Handwerker mit einer Mischung aus kräftigem Stroh und Lehm gefüllt haben. Die Fenster, mit Holzstangen vergitterte Öffnungen, werden durch papierbespannte Rahmen verschlossen. Weil Stroh leicht entflammbar ist, schützen Giebdächer mit Tonschindeln vor der Witterung.

Das ist nicht immer so gewesen. Zu Beginn des Jahres 1657 hat sich eine infernalische Feuersbrunst durch die damals noch üblichen Strohdächer gefressen. Das Feuer vernichtete fast die Hälfte der Stadt – mehr als 100 000 Menschen kamen in den Flammen um. Seither werden die Dächer mit Schindeln gedeckt.

Die Einrichtung der Häuser ist sehr schlicht. In den Schlafzimmern besteht sie nur aus einem Baumwoll-Futon, der direkt auf den mit Tatami bedeckten Boden gelegt und tagsüber in einem tiefen Wandschrank verstaut wird. Als Kissen dienen konkav geformte Blöcke aus Holz oder Porzellan: Sie sollen den Kopf des Schläfers stützen, damit die mit Fett drapierte Frisur zehn Tage lang hält – so lange wird das Haar nicht gewaschen. Über die Bettstatt spannen viele Stadtbewohner ein Netz aus Baumwolle oder Hanf, um die Scharen von Stechmücken abzuhalten, die überall im Mündungsgebiet des Sumida-Flusses nisten.

In den Wintermonaten spenden große, mit glühender Holzkohle gefüllte Metallschalen Wärme. Ist es draußen dagegen heiß, hängen die Hausherren Käfige mit Grillen auf – in dem Glauben, das Zirpen erzeuge eine kühlere Atmosphäre.

Zu ebener Erde liegt die Küche, in die man direkt von der Straße aus gelangt. Auf dem Lehmboden erhebt sich knie-

hoch der Herd, ein grober, länglicher Quader aus Mörtel mit drei Löchern für Metalltöpfe, die von unten mit Holz befeuert werden. Zweimal am Tag, morgens und am frühen Abend, bereiten die Frauen hier das Essen: immer Reis, meist auch Gemüse, selten Fleisch. Gegessen wird getrennt – zuerst stärken sich die Männer, dann erst dürfen die Frauen zugreifen.

Fisch ist das einzige tierische Eiweiß, das die Bewohner Edos in größeren Mengen verzehren – roh, in Sojasauce getunkt und fangfrisch. Feine Späne getrockneten Tunfischs dienen zum Würzen oder als kleine Zwischenmahlzeit. Ein anderes verbreitetes Gewürz ist *miso*, eine streng riechende Paste aus gekochten Bohnen, Salz und Reishefe, deren Gärprozess Jahre dauert.

## Ein raffiniertes Wasserleitungssystem speist die Stadt

In der Mitte eines jeden Cho, hinter den Häuserreihen, öffnet sich ein rechteckiger Hof. Hier treffen sich tagsüber die Frauen des Blocks, um in großen Holzbottichen die Kimono der Familie zu waschen. Zwischen den Frauen spielen Kinder, sie lassen Drachen steigen, schleudern Jojos oder drehen Kreisel.

Ein einzigartiges Leitungssystem versorgt Edo mit Trinkwasser. Holzaquädukte führen das saubere Wasser aus Seen und Flüssen heran. Unterirdische Holzrohre speisen Brunnen. Fast jeder Block verfügt über eine solche Quelle: zum Waschen dient Kanalwasser.

An einer der vielen Kreuzungen weitet sich die Hauptstraße zu einem Platz – doch das Gedränge nimmt nicht ab. Es nimmt zu. Klobige Pferdewagen behindern den Verkehr. Schwitzende Arbeiter treiben hoch bepackte, zweirädrige Handkarren voran. Mietränten, von denen es in Edo offiziell 300 gibt, schaukeln vorbei, von jeweils zwei kräftigen, tätowierten Männern geschultert. Boten hasten mit Briefen oder Geldpaketen hin und her. Träger haben große Truhen auf

den Rücken geschnallt oder balancieren Stangen auf der Schulter, an deren Enden Körbe voller Waren hängen.

Gelegentlich stolpert jemand über einen der unzähligen Hunde: Sie vermehren sich ungehindert, seit Shogun Tsunayoshi sie per Gesetz unter seinen persönlichen Schutz gestellt hat – weil er im Jahr des Hundes geboren worden ist. Aus Achtung vor der Kreatur hält seine Untertanen sogar an, die Vierbeiner mit *o inu sama* anzusprechen: „Herr Hund“.

**TAGSÜBER STREBT** eine dichte Menge aus Leibern und Karren auf eine gewaltige Brücke zu, die sich gen Norden über einen der vielen Kanäle wölbt: Nihonbashi, die „Japan-Brücke“, die dem Viertel seinen Namen gegeben hat. Nicht wenige halten diesen Ort für den verkehrsreichsten im Land – und in gewisser Weise ist er der Fluchtpunkt des gesamten Inselstaates.

Denn seit ihrer Einweihung im Jahre 1604 dient die 51 Meter lange und acht Meter breite Brücke als Ausgangspunkt für die fünf großen Überlandstraßen, die strahlenförmig in alle Teile Japans führen. Die Regierung hat das Wegenetz ausbauen lassen, um das Land von Edo aus besser verwalteten zu können – und um den Handel zu vereinfachen.

Alle Entfernungen werden seither von der Japan-Brücke aus gemessen: in *ri*, einer etwa vier Kilometern entspregenden Einheit. Auch die rund 122 Ri lange Straße nach Kyoto, der Kaiserstadt, beginnt hier – keine andere Fernroute Japans wird so stark von Händlern und Reisenden genutzt wie die „Tokaido“.

Oben auf der Brücke mischt sich der Geruch von Meer und Algen in die Luft: Auf der anderen Kanalseite findet jeden Tag einer der wichtigsten Märkte Edos statt, der Fischmarkt.

Nur einen Kilometer weiter östlich scheint die Welt des Handels und der Arbeit derweil unendlich weit entfernt. Aus den Blocks von Fukiyacho und Sakaicho dringen die hohen, perlenden Klänge der *shamisen* – jener dreisaitigen Laute aus Holz und Katzenfell, mit kleinem Korpus und langem Hals, die einst aus China

nach Japan gebracht worden ist. Gelegentlich brandet Applaus auf, spitze Schreie sind zu vernehmen und vielstimiges Johlen: Seit vier Uhr morgens werden in den zwei großen *Kabuki*-Theatern dieses Viertels ununterbrochen Vorstellungen gegeben.

Hinter Fassaden voller Lampions und senkrechter Anzeigetafeln, auf denen der Name der jeweiligen Schauspieltruppe bekannt gegeben wird, amüsieren sich Tausende Besucher.

Um das Jahr 1600 hat die Shinto-Priesterin Izumo no Okuni erstmals betörende Tänze in Männerkleidung aufgeführt und so die Bühnenform des Kabuki (von *kabuku*, „bewusst aus dem Rahmen fallen“) begründet. Inzwischen werden auf staatlichen Befehl aus sittlichen Gründen alle

Rollen, auch die der Frauen, von Männern dargestellt. Und die Stücke sind zu opulenten Inszenierungen aus Musik, Tanz und Schauspiel geworden.

Die Bürger von Edo sind dieser Art der Unterhaltung verfallen. Manche Theatergänger verbringen sogar die Nacht in einem der nahe gelegenen Teehäuser, um am nächsten Morgen einen der begehrten Plätze in den Sitzboxen direkt vor der Bühne zu erhalten. Während des langen Theatertages, an dem sich Stück an Stück reiht, werden Tee und Speisen gereicht.

Viele Zuschauer bleiben nur für ein oder zwei Akte, die jeweils etwa eine Stunde dauern; ständig kommen oder gehen Besucher. Kenner beziehen die Plätze im oberen Rang, weil diese eine

Je selbstbewusster und wohlhabender das Bürgertum von Edo wird, desto aufwendiger inszeniert es seine Freizeit. An Straßen und Schreinen offerieren kleine Stände Tee zur Entspannung (rechts). In Teehäusern versammeln sich Kaufleute rauchend um wärmende Holzkohlenbecken (unten). Erst im Laufe des 18. Jahrhunderts öffnen die ersten Restaurants, wie etwa das „Shikian“ am Sumida-Fluss





besonders gute Sicht bieten, und geben während der Vorstellung lauthals Kommentare ab.

Denn ob es in den Theaterstücken nun um die Liebe eines Paares geht, dem die konfuzianische Moral das Zusammenkommen versagt und das daraufhin gemeinsam in den Freitod geht; ob eine berühmte historische Begebenheit dramatisiert wird oder ob ein Heroe mit übermenschlichen Kräften das Volk aus den Fängen böser Mächte errettet: Das Publikum leidet hörbar mit den Helden, feuert sie euphorisch an oder beweint sie hemmungslos.

Die Stars des Kabuki sind die Schauspieler, die bei den alljährlichen *Kaomise*-Vorstellungen dem Publikum bekannt

gemacht werden. Ihre Kostüme, für die sie privat aufkommen müssen, sind so pompos, dass die Regierung sie gelegentlich wegen anmaßendem Luxuszensiert.

Zwar stehen Schauspieler nach der konfuzianischen Gesellschaftsordnung sogar noch unter den Kaufleuten, sind im Grunde also geächtete Paria – doch ihre Verehrung in der Bevölkerung kennt kaum Grenzen. Bürgerfrauen kühlen ihre Stirn mit Fächern, welche die Konterfeis der bekanntesten Schauspieler zieren. Holzdrucke von Bühnenstars in ihren berühmtesten Rollen werden wie Devotionalien gehandelt und zur Dekoration in die Häuser der Unterstadt gehängt.

In Hinterhöfen und Teehäusern gehören die Affären der exzentrischen Künst-

ler zu den wichtigsten Gesprächsthemen – auch deshalb, weil es offiziell verboten ist, über den Shogun und dessen Regierung zu reden. Viele der Schauspieler, die ihre Profession und ihren Namen wie einen Adelstitel an ihre Kinder vererben, sind die Helden des Bürgertums. Denn obwohl auch einzelne Samurai gern in die Theater der Unterstadt gehen: Das Kabuki ist eine Unterhaltung des Volkes, derbe, lebendig, ganz anders als das ehrwürdige No-Theater.

No, dessen Darbietungen von Musik, Tanz und poetischer Sprache leben, ist ruhiger und voller subtiler Verweise auf die japanische Mythologie. Der Shogun lässt es zu zeremoniellen Anlässen und Staatsfeiern in seiner Burg aufführen. Die zum Teil mit Masken verkleideten Schauspieler müssen sich genau an die seit Jahrhunderten überlieferten Formen halten. No ist offizielles Kulturgut, das Theater des herrschenden Kriegeradelns. Und es soll dessen Vormachtstellung widerspiegeln.

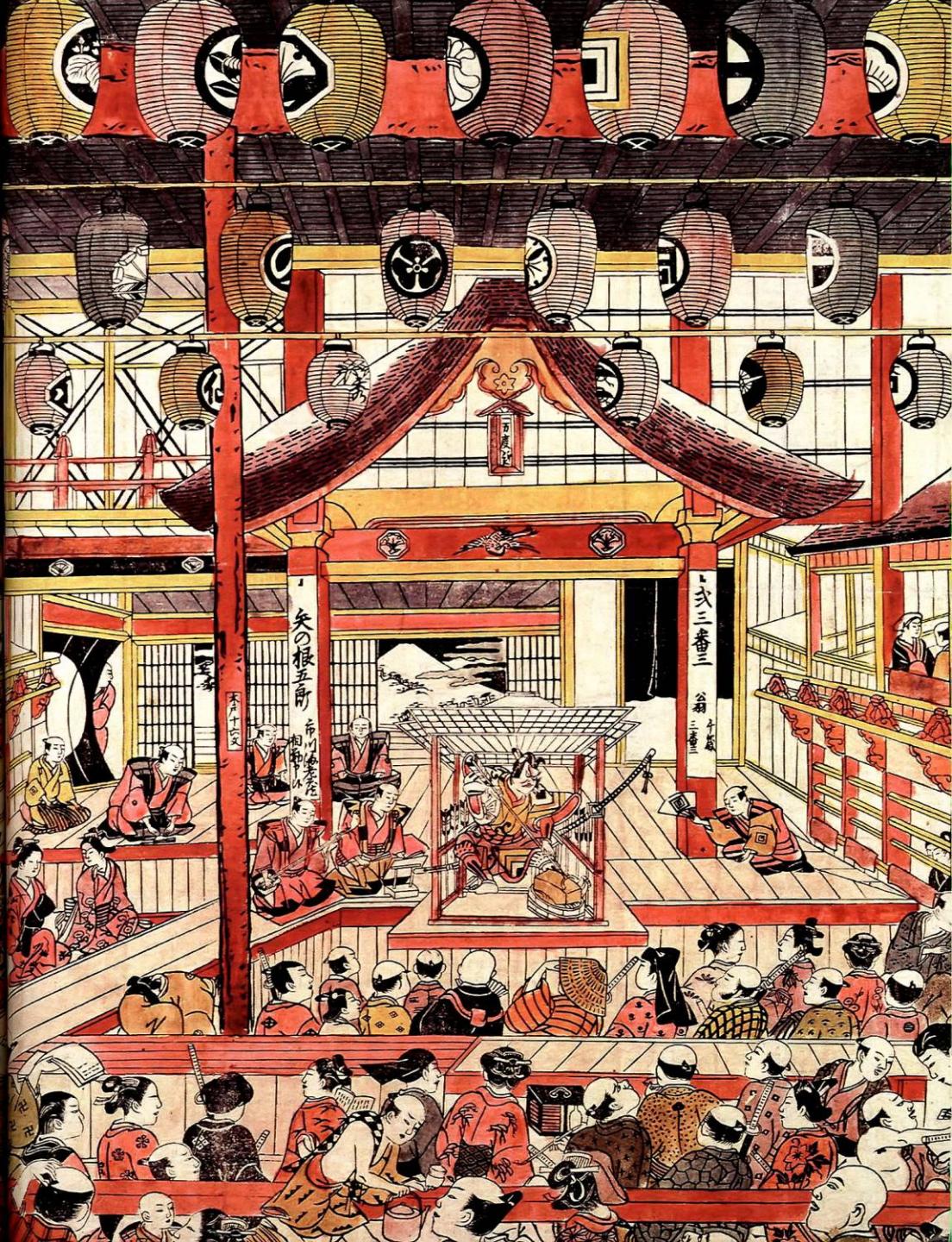
Beim spottlustigen Kabuki hingegen erzeugt nichts mehr Verzückung im Publikum, als wenn der tüchtige Spross einer Kaufmannsfamilie am Ende über einen niederrächtigen Samurai siegt. Der gefeierte Dramatiker Chikamatsu Monzaemon bringt mit seinen Stücken als Erster die einfachen Chonin als Helden auf die Bühne. Die Bürger genießen es, dass die konfuzianische Ordnung an diesem Ort zumindest für ein paar Stunden ausgehebelt wird.

Und nebenbei ist das Theater auch gut fürs Geschäft: Schauspieler machen mitunter mitten im Stück Reklame für Reisegruppen oder Nudelgeschäfte.

In der Gegend um die Kabuki-Theater müssen die Vergnügungssucher allerdings wachsam sein. Seit jeher halten sich dort Halbweltgestalten auf. Denn Edo, die Metropole der vielen Möglichkeiten, ist auch eine Stadt der Gescheiterten. Manche haben sich zu Straßengangs zusammengeschlossen, die ihre Nachbarschaft terrorisieren und Passanten ausrauben.

Zu den beliebtesten Vergnügen gehört Kabuki, das Theater der Bürger. In den vier großen Häusern Edos laufen fast den ganzen Tag über opulente Inszenierungen, die Tanzeinlagen einschließen und von Musikern untermauert werden. Die Stücke behandeln historische Themen, aber auch den Alltag der Städter. Selbst während der Vorstellung versorgen Servierer die Zuschauer mit Tee und kleinen Speisen





Vor allem *ronin* befinden sich darunter – verarmte Samurai, die ohne Herren und Auskommen sind und nun als Kriminelle zu überleben versuchen. Als Krieger werden sie nicht mehr gebraucht, denn seit den Zeiten des Shogun Tokugawa Ieyasu herrscht weitgehend Frieden im Land. Bis zu 200 000 der etwa zwei Millionen Samurai in Japan sind nun ohne Arbeitgeber, die meisten leben in den Städten. Die Regierung versucht recht erfolglos, die entwurzelten Kämpfer unter die Obhut neuer Daimyo zu bringen – oder aufs Land zu vertreiben. Einige nehmen zivile Berufe an, werden Schirmhersteller oder arbeiten als Fechtlehrer.

Doch etliche arbeitslose Kämpfer führen ein regelloses Leben auf den Straßen. Auch wenn die Zeit der großen Banden, etwa der berüchtigten „Horde aller Götter“, bereits vorbei ist, liefern sich Ronin-Gruppen immer wieder Scharmtütze mit den *machi yakko*: Trupps von jungen Städtern, die als rächende Straßenträger umherziehen und nebenbei illegale Glücksspiele organisieren. Die Gewalt hat allerdings nachgelassen, nachdem die Regierung und engagierte Bürger Sicherheitstore in den Straßen errichtet haben, die des Nachts geschlossen und von Wachen kontrolliert werden.

Am späten Nachmittag sind die Vorführungen in der Regel beendet. Auch die Zuschauer aus den nahe gelegenen *Joruri*-Puppentheatern (später *bunraku* genannt) füllen nun die Straßen. Dort erwecken bis zu drei Spieler gut einen Meter hohe Puppen zum Leben, die Kopf, Hände, Augen und sogar Lippen bewegen können. Auf dem Programm stehen komplizierte Dramen, mitunter Stücke, die auch im Kabuki zu sehen sind.

**MANCHE MÄNNER ABER MACHEN** sich auf den Weg zum Sumida-Fluss, und von dort nach Norden – in den berühmtesten Rotlichtbezirk Japans: nach Yoshiwara.

Am Ufer des Sumida besteigen jene Vergnügungssüchtigen, die es sich leisten können, eines der schnellen *choki*, schlanken Boote mit bis zu drei Ruderern. Für jedes andere Boot, welches die Mannschaft überholt, legt der Fahrgast

Viele Kabuki-Schauspieler werden zu Volkshelden, deren Garderoben nach den Vorstellungen oft von Verehrern umlagert sind (rechts). In einigen der Stücke verspotten die Darsteller bewusst die herrschende Samurai-Elite. Auch deshalb hängen sich viele Bürger Holzdrucke ihrer Lieblings-schauspieler an die Wand, die sie in voll geschminkter Bühnenmaske zeigen (rechts unten)



ein Stück Seidenpapier unter einen Feuerstein auf den Planken. Die gesammelten Papiere können später in Trinkgeld eingetauscht werden.

Wenige Kilometer flussaufwärts fahren die Boote an hohen, weiß gekalkten Gebäuden vorüber, die in ebenmäßiger Reihe am Westufer stehen. Hier lagert, in tonnenförmig geschnürten Säcken von jeweils 60 Kilogramm Gewicht, Edos wichtigster Rohstoff: Reis.

Das Getreide ist nicht nur Hauptnahrungsmittel der Einwohner – die Wohlhabenden essen ihn schneeweiß geputzt, die Ärmeren grob geschält –, sondern auch die Basiswährung des Kaiserreichs. Ein Großteil der Steuern in den Provinzen und Lehen wird in Form von Reis eingezogen. Und diesen Steuer-Reis be-

wahrt der Shogun in den zentralen Speichern am Sumida auf.

Doch weil die Wirtschaft in der Stadt längst auf Gold- und Kupfermünzen basiert und die Beamten und Krieger der Regierung ihre Bezahlung lieber in Geldstücken als in Reissäcken heimtragen, haben sich um die Speicher herum Kaufleute angesiedelt, die Reis gegen eine Gebühr in Geld umtauschen. Mittlerweile gehören diese Reishändler zu den reichsten Bürgern der Stadt. Denn der Geldbedarf der Krieger ist groß, und die Reisern oft mager. So geben die Reishändler ihren Kunden Vorschüsse und Kredite und verdienen gut an den Zinsen.

Ein Großteil der Boote auf dem Weg nach Yoshiwara legt bereits am Kannon-Heiligtum am Nordrand der Stadt an. Der

älteste buddhistische Tempelbezirk ist einer der größten in Edo – jener Stadt, in der die Menschen das ganze Jahr über zu Hunderten öffentlicher Tempel und Schreine pilgern. Eine drei- und eine fünfstöckige Pagode flankieren das zentrale Heiligtum, in dem die Gläubigen im Dunst von Räucherstäbchen zu Kannon beten, einem der bedeutendsten buddhistischen Heiligen. In der hinteren Ecke des Areals steht ein Shinto-Schrein, der dem Geist des Stadtgründers Tokugawa Ieyasu gewidmet ist.

Der Kannon-Tempel ist ein beliebtes Ausflugsziel für Familien. An Festtagen gleicht der Platz vor dem Niomon-Tor einem Jahrmarkt. Gelegentlich organi-

sieren Priester Ringkämpfe, deren Eintrittsgelder zur Pflege der Tempelanlage genutzt werden. Die massigen Kämpfer, meist von einem Daimyo oder einem reichen Kaufmann finanziert, ringen in Arenen, die nur durch eine Reihe von Reisstroh-Säcken begrenzt sind (später wird aus solchen Wettbewerben der Sumo-Sport hervorgehen).

Wen es nach Yoshiwara zieht, der hat jetzt noch gute anderthalb Kilometer vor sich. Das letzte Wegstück führt einen 100 Meter langen, mehrmals geschwungenen Pfad entlang, gesäumt von Teehäusern. Dann stehen die Besucher vor dem Großen Tor von Yoshiwara, einem Hort der Verheißung, des Glanzes und der Lüste.

beiden offiziellen Amüsierdistrikten von Osaka und Kyoto zusammen. In der hereinbrechenden Dunkelheit sind Hunderte Freudenhäuser in den unterschiedlichsten Farben erleuchtet. Kirschbäume ziehen den Mittelstreifen eines breiten, von Laternen beschienenen Boulevards.

Wer in Yoshiwara eine der hochklassigen Kurtisanen treffen möchte, muss ein Vermittlungshaus aufsuchen. In einem solchen *ageya*, das in seiner Pracht mit mancher Daimyo-Residenz zu konkurrieren vermag, wartet der Kunde, während ein Laufbursche mit einem versiegelten Brief zu einem der Kurtisanenhäuser in den Seitenstraßen geschickt wird.

In der Zwischenzeit wird der Mann mit Sake und kleinen Speisen bewirtet. Geisha, männliche Alleinunterhalter, reißen Possen oder spielen auf der Shamisen romantische Weisen. (Erst ab Mitte des 18. Jahrhunderts gibt es die ersten weiblichen Geisha – eigentlich „Künstler“ – in Yoshiwara. Und noch einmal etwa 50 Jahre später werden sich die zunächst tanzenden, singenden und musizierenden Geisha zu kultivierten Prostituierten wandeln.)

Erscheint die Kurtisane endlich, lässt sie sich teilnahmslos auf einem Ehrenplatz in der Mitte des Raumes nieder, ohne den Mann direkt anzuschauen. Wortlos nimmt sie einen kurzen Schluck aus einer Tasse mit Sake und überlässt sie daraufhin dem Freier, der ebenfalls daran nippt – eine vereinfachte Form des Hochzeitsrituals. Erst dann beginnt das Gespräch.

Dreimal muss ein Kunde einer Kurtisane seine Aufwartung machen, bevor sie im oberen Stockwerk, dort wo die Bettkammern liegen, vertraulich wird. Zum guten Stil gehört es, Termine beiderseitig platzten zu lassen, um die Spannung zu erhöhen. Erst erklärt der Freier sich unter Entschuldigungen für unpässlich und zahlt eine Entschädigung. Dann legt die Kurtisane die neue Verabredung so, dass ein weiterer Herr zum gleichen Zeitpunkt auftaucht und der erste großzügig verzichtet.

Stammgäste tauschen mit ihren Damen schriftliche Liebesbezeugungen aus, die mit Blut besiegelt werden. Die Män-

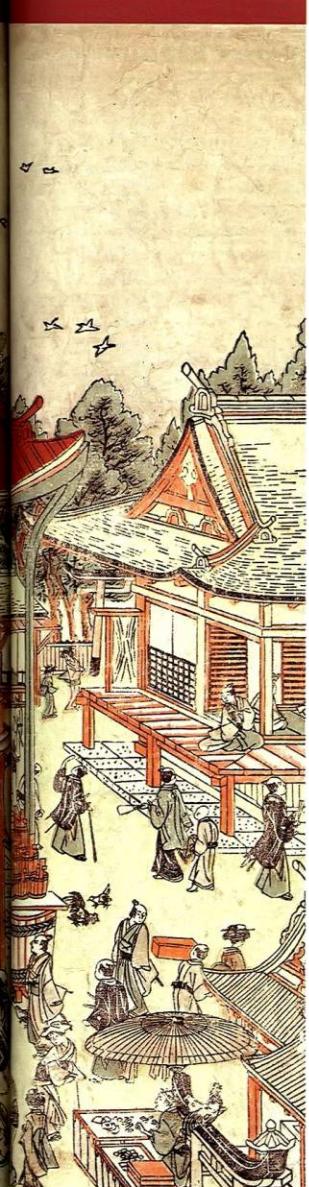


Doppelt so viele männliche wie weibliche Einwohner leben in Edo, der Krieger- und Händlerstadt; etwa ein Viertel der Bevölkerung sind Junggesellen. Von Beginn der Stadtgründung an hat es hier daher Prostitution gegeben – und in ihrem Gefolge auch Verbrechen. Dann aber hat sich die Militärregierung mit den Bordellbesitzern geeinigt und ein officielles Rotlichtviertel einrichten lassen: Yoshiwara.

Rund 1700 Kurtisanen bieten hier ihre Dienste an, weit mehr als in den anderen



Gläubige betreten einen alten Shinto-Schrein, dessen Portal von zwei löwenähnlichen Steinfiguren flankiert wird – mythischen Bestien, die Böses fern halten sollen. Hunderte solcher sakraler Bezirke gibt es im Stadtgebiet von Edo. Sie dienen nicht nur der Heiligenverehrung, sondern sind, mit Ständen, Wahrsagern und Akrobaten, auch Ausflugsziele für Familien



ner sammeln sie wie Trophäen. Als letzter Beweis der Hingabe gilt es, einen Finger für den Kunden zu opfern. Bettler vermitteln Leichenteile, damit die Liebessdienerinnen den schmerzhaften Akt umgehen können – und den Mann zumindest bis zum nächsten Besuch zufrieden stellen.

Die Gefahr für einen Freier, sich zu blamieren, gar als *yabo* – „Bauernölpel“ – bezeichnet zu werden, ist groß. Neulinge können Ratgeberbücher konsultieren, etwa „*Shikido okagami*“, den „Großen Spiegel der erotischen Wege“, der kaum etwas über Liebe, aber viel über die passende Frisur, das richtige Maß bei Trinkgeldern oder über die idealen Geschenke für eine Kurtisane verrät.

Nicht selten beginnen die Vorbereitungen für den Besuch in Yoshiwara bereits ein halbes Jahr im voraus. Denn es gibt viel zu tun: Ein repräsentables Schwert muss angeschwärzt werden – auch wohlhabende Kaufleute dürfen seit einiger Zeit eine kurze Klinge mit sich führen –, möglichst von einem haushohen Schmied. Kleidung in der neuesten Mode wird in Auftrag gegeben und mithilfe kostbarer Räucherwaren parfümiert. Unerlässlich sind Instruktionen eines Experten, der den Unerfahrenen schließlich zu der Dame seiner Wahl begleitet.

Wie die übrige Gesellschaft, so ist auch das Rotlichtviertel von strenger Hierarchie geprägt. Es gibt fünf offizielle Klassen von Kurtisanen. Regelmäßig erscheinen Listen, welche die Frauen nach „Qualität“ und Preis klassifizieren. Der höchste Rang, der einer Prostituierten verliehen werden kann, ist der einer *tayu*.

Die Tayu sind nicht nur im Liebesspiel versiert. Tatsächlich zählen gesellschaftliche und künstlerische Fähigkeiten fast mehr. Diese Kurtisanen können Lauta oder Flöte spielen, sind vorzügliche Sängerinnen, beherrschen den schwierigen Ablauf der Teezeremonie, schreiben eigene *Haiku*-Verse in geschwungener Kalligraphie, sind Meisterinnen im Go- oder Ballspiel.

Eines der größten Spektakel in Yoshiwara ist die Parade einer Tayu auf dem Weg zum Vermittlungshaus, wo sie ihren

Freier trifft. Sofort sammeln sich Schaulustige, um den anmutigen Figur-8-Gang zu bestaunen, bei dem die Frau ihre Füße bei jedem Schritt einen Halbkreis nach außen beschreiben lässt.

Die Tayu geht selbst im kältesten Winter barfuß in ihren Holzsandalen; ihre Füße, die in den Augen der Männer als besonders sinnlich gelten, sind mit Schminke aus Bleipulver geweißt, die Nägel mit Blumenextrakt rötlich gefärbt. Auch das Gesicht hat jene Blässe, die ein Zeichen von Verfeinerung ist. Erzeugt wird sie allerdings nicht mehr wie früher durch eine Bleichpaste aus Reiskleie, Nachtigallenkot und dem Saft von Flaschenkürbissen, sondern ebenfalls durch weiße Schminke. Im Kontrast zur hellen Haut hat die Kurtisane ihre Zähne – wie es verheiratete Frauen tun – geschwärtzt, mit einer Tinttur aus in Sake oxidierten Eisenspänen.

### Im Freudenviertel herrscht Luxus wie sonst nur am Kaiserhof

Nie geht eine Tayu ohne Entourage. Stets wird sie begleitet von der *yarite*, einer matronenhaften Aufseherin, von der *kamuro*, ihrer Schülerin, von zwei *shinzo* genannten Jung-Kurtisanen und von mindestens einem männlichen Angestellten, der Bettzeug, Kleider sowie ihre lange, dünne Tabakpfeife samt Zubehör in einer großen Kiste auf dem Rücken schleppt.

Doch auch wenn die Tayu hofiert wird wie eine Adelige, wenn sich mitunter vier Personen um ihre Morgentoilette kümmern, das lange Haar mit Kämmen drapiert: Für die Bordellbesitzer, oft gebildete Bürger oder ehemalige Samurai, sind sie in erster Linie eine Investition. Bereits als Kind werden sie für eine feste Summe den Eltern abgekauft, meist armen Bauern, die sich eine glanzvolle Zukunft für ihre Tochter erhoffen. Im Alter von 14 Jahren beginnen die Mädchen ihre Arbeit. Mit 27 endet ihre aktive Zeit bereits; sie heiraten dann oder bleiben als Aufseherinnen in den Bordellen.

Zwar schlagen die Besitzer ihre Kurtisanen nur selten, doch die Frauen werden gezwungen, ohne Unterlass zu arbeiten, das ganze Jahr – außer an drei Feiertagen. Da sie ihr großes Gefolge selbst finanzieren müssen, sind sie zudem permanent verschuldet. Und gefangen. Denn die Frauen dürfen das Geviert von Yoshiwara nur im äußersten Notfall verlassen. Ihre einzige Hoffnung bleibt, dass ein wohlhabender Kunde sie irgendwann freikauf.

Schon ein einziger Abend mit einer Tayu kostet ein Vermögen. Rechnet man die diversen Trinkgelder, unter anderem für den Vermittler und dessen Frau, die Gagen für die Unterhalter, die Anreise und die Ausgaben für Freunde hinzu, so muss der Kunde für einen Besuch mindestens zehn Ryo in Goldmünzen aufbringen (ein Tischler muss seine Familie ein ganzes Jahr von etwa 25 Ryo ernähren).

Prasserei und Luxus sind die Maximen dieses Viertels, wo der Duft der teuersten Räucherstäbchen die Luft erfüllt, die seltesten Speisen aufgetafelt werden und der Komfort gelegentlich den des Kaiserhofs übertrifft. Ein Sprichwort der Zeit besagt: „Warum überhaupt nach Yoshiwara gehen, wenn man kein Geld verschwenden will?“ Und am freigebigsten sind die Kaufleute, allen voran die wohlhabenden Reishändler.

Denn während die Finanzlage der Samurais und Daimyos in den Jahren zuvor immer schlechter geworden ist, tragen die Bürger ihre wachsenden Münzvorräte ins Freudenviertel. In Yoshiwara ist Geld und nicht Status das entscheidende Kriterium für Anerkennung; die konfuzianische Ordnung ist hier gleichsam außer Kraft gesetzt.

Wohlhabende Bürger sind so längst die Könige einer glitzernden Welt geworden, in der es weit weniger um körperliche Lust als um Freiheit von gesellschaftlichen Zwängen, um Selbstdarstellung und um Reichtum geht. Händler überbieben einander in offener Verschwendungs sucht: Der schillernde Holzspekulant Kinokuniya Bunzaemon etwa hat – so erzählt man sich in der Stadt – mehr als einmal das gesamte Viertel gemietet, für 2300 Ryo pro Nacht (der Kaufkraft ent-

sprechend, wären das heute mehr als eine Million Euro). Nicht selten führen solche Abenteuer in den Ruin. Und manchmal ist die Ehefrau daheim gezwungen, eisern zu sparen, um die Besuche ihres Mannes im Freudenviertel finanziert zu können, die sie still erdulden muss.

**YOSHIWARA ÜBERSTRÄHLT ALLES.** Die Bürger von Edo nennen den Kosmos ihrer Freuden- und Theaterviertel *ukiyo* – „die vergängliche Welt“. Ukiyo ist das flüchtige Reich des Vergnügens und des Genusses, des Kabuki und der Kurtisanen. Und es inspiriert die Städter zu ganz neuen kulturellen Schöpfungen: Der Dichter Ihara Saikaku hat bereits im Jahr 1682 den Roman „Yonosuke, der dreitausendfache Liebhaber“ verfasst – ein Buch, in dem der Sohn eines Kaufmanns und einer Kurtisane amouröse Abenteuer in den

Bordellbezirken des Landes durchlebt. Saikaku hat mit diesem ebenso schlüpfrigen wie hintergründigen Werk ein neues Genre begründet, das die Bürger von Edo lieben und *ukiyo zoshi* nennen, „Geschichten aus der vergänglichen Welt“.

Mittlerweile ist eine beachtliche Zahl von solchen Erzählungen und Romanen erschienen, die Verleger in etwa 20 Buchläden in der Unterstadt vertreiben. Es ist, im Gegensatz zur höfischen Tradition, eine Literatur aus dem Volk für das Volk, die auch den Alltag der Chonin nicht aus spart. Und das Publikum wächst stetig, denn eine immer größere Zahl von Bürgern hat genug Geld, um sich von Ge lehrten Lesen und Schreibern beibringen zu lassen.

Die Hefte und Bücher, die sie kaufen können, sind mit Holzdrucken oder Zeichnungen illustriert, mit *ukiyo-e*, den



Das Stadtviertel Yoshiwara ist mit seinen prächtigen Kurtisanenhäusern das größte Rotlichtquartier Japans. Dieser Ort der Lust inspirierte die Schöpfer der in der Stadt kursierenden »Frühlingsbildchen« (unten). Künstler machen ihn zum Mittelpunkt einer Bürgerkultur, die neue Literatur- und Musikstile prägt – und an der auch Kurtisanen teilhaben (ganz rechts)



„Bildern der vergänglichen Welt“. Kunsthändler wie Hishikawa Moronobu porträtieren darin schöne Kurtisanen, die belebten Straßen Yoshiwaras, ausgelassene Festtagsausflüge oder die Werkstätten der Handwerker – realistisch und lebensnah. In hohen Auflagen hergestellte Holzdrucke dienen auch als Reklamezettel für Bordelle, Teehäuser und Theater. Oder sie werden als günstige Souvenirs verkauft: als Erinnerungen an den letzten Theaterbesuch oder die unvergessliche Nacht in Yoshiwara.



Bürger beauftragen Künstler, ihre Häuser mit Wandschirmen und Bildrollen zu verschönern, welche die Welt des Amusements feiern. Unter den Ladenischen werden pornografische *shunga*, „Frühlingsbildchen“, gehandelt. Weniger anstößige Holzdrucke mit Kurtisanen in ihren neuesten Kleidern dienen zur Inspiration: Eifrig ahnen die Bürgerfrauen Edos die glamouröse Mode und die Haartracht der Liebesdienerinnen nach.

Wer als Bürger – Frau oder Mann – wissen will, wie man sich am stilvollsten gewandet und am vollendetsten verhält und welche Redewendungen die originellsten sind, der schaut auf Yoshiwara.

Das Freudenviertel wird zum Treffpunkt der Intellektuellen. Literatenzirkel versammeln sich regelmäßig in den Festräumen von gefeierten Kurtisanenhäusern wie dem „Großen Miura“. Dichter nutzen die kreative Atmosphäre der Teehäuser, um die allseits beliebte Form der *senryū*, der kurzen Spottgedichte, zu verfeinern. Kalligraphen und Maler begleiten reiche Lebemänner wie Kinokuni Bunzaemon auf ihren Touren durch das Viertel.

Einige der Bordellbesitzer gehören zu den bekanntesten japanischen Musikern und Komponisten ihrer Zeit. Sie erschaffen neue, überaus erfolgreiche Stile der Lauten-Musik, etwa das erzählerische *katobushi*. Längst ist Edo nicht mehr nur das politische Zentrum des Reiches – es wird auch zur Kapitale einer neuen Kultur. Neben den Samurai und Daimyo, den traditionellen Eliten, sind die Bürger zur zweiten Macht geworden.

**ZEHN UHR ABENDS.** Im Zentrum ertönt das durchdringende Signal der Zeitglocken. Wächter schließen die Sicherheitstore in den Straßen. Niemand kann sich jetzt noch mehr als einige hundert Meter von seinem Haus entfernen. Die Sonne ist bereits vor mehr als drei Stunden hinter der Burg untergegangen. In vielen Gassen ist es stockfinster, denn das Öl für die Straßenbeleuchtung ist teuer.

Das einzige Tor, das in Edo auch jetzt noch offen bleibt, ist das Große Tor von Yoshiwara. Rötlich schimmernd leuchtet „die nachtlose Stadt“ am nördlichen Horizont. Der Schein von abertausend Lampions steht als Zeichen für den stetig wachsenden Einfluss des Bürgertums. Einer neuen Gesellschaftsschicht, in der Gedichte wie dieses kursieren: „Im Dunkel der Welt steht nur das Yoshiwara / im hellen Mondlicht.“

Und erst wenn die Gäste der Kurtisanen um sechs Uhr in der Früh gebeten werden, für ihren weiteren Aufenthalt ein zweites Mal zu bezahlen, werden sie bemerken, dass ein neuer Tag anbricht. In Edo, an der Südostküste Honshus. □

Jens-Rainer Berg, 32, ist Historiker und Redakteur von *GEOPOCHE*

# Gebeco

LÄNDER ERLEBEN



## Mehr Japan – mehr erleben



**Unser Top-Tipp:**  
Japan zum Kennenlernen  
**9-Tage-Erlebnisreise**  
ab € 1.895,-

Erleben Sie Japan mit dem Länderexperten Gebeco: intensiver, beeindruckender – einfach näher dran. Reisen Sie abseits touristischer Pfade und begegnen Sie anderen Kulturen hautnah. Erlebnisreisen von Gebeco sind die ideale Verbindung aus perfekter Reiseplanung und hoher Flexibilität – kombinierbar mit individuellen Verlängerungsmöglichkeiten nach Wahl. So wird Ihre Reise einzigartig.

Mehr Details über unsere Reisen erhalten Sie in unseren Länderkatalogen. Zu bestellen unter **0431/5 44 60** und **www.Gebeco.de** – Beratung und Buchung in Ihrem Reisebüro.

Sieben Jahrzehnte währt die Karriere von Japans wohl größtem Künstler. Katsushika Hokusai zeichnet

# Suche nach Vollkommenheit

VON NINA DAEBEL

**A**uf dem Sterbebett bittet Gakyo rojin, „der vom Malen besessene Alte“, die Götter, sie mögen ihm einen Aufschub gewähren. Zehn weitere Jahre müsse er noch leben, mindestens aber fünf. Es wäre ein Frevel, ihn jetzt schon zu holen. Denn seine Bilder seien unvollkommen, sein Pinselstrich noch fehlerhaft. Doch sein Wunsch erfüllt sich nicht. Katsushika Hokusai stirbt am 10. Mai 1849 im Alter von 88 Jahren.

Damit verliert Japan einen seiner produktivsten und viel-

seitigsten Maler. Hokusai selbst erkennt seine Meisterschaft jedoch nicht an. Mit allem, was er vor dem 70. Lebensjahr geschaffen hat, ist er unzufrieden. Erst mit 100 Jahren, schreibt Hokusai einige Zeit vor seinem Tod, werde er ein großartiges Niveau erlangt haben. „Und habe ich erst 110 erreicht, so wird alles – jeder Punkt, jede Linie – von Leben erfüllt sein.“

Ende des 17. Jahrhunderts erblüht in den aufstrebenden Städten um die alten Adelsburgen das Bürgertum. Eine neue Kultur bildet sich heraus, lässt die Vergnügungsviertel der Metropolen entstehen.

Den neuen Zeitgeist porträtieren Japans Künstler in ihren *ukiyo-e*, den „Bildern der fließenden, vergänglichen Welt“: in Holzschnitten, die neben Ansichten berühmter Orte und Alltagsszenen Blumen und Tiere, vor allem aber Kurtisanen und Geisha aus dem Freudenviertel von Edo zeigen, der Residenzstadt des Shogun.

Hokusai steht in der rund 100 Jahre alten Tradition der japanischen Holzschnitt-Kunst, die zur wohl wichtigsten Ausdrucksform der neuen bürgerlichen Kultur wird. Da die Drucke preiswert und in großen Auflagen hergestellt werden können, ist es den Künstlern nun leicht möglich, die steigende Nachfrage zu bedienen. Unverzichtbar ist der Holzschnitt für die

Illustration von Romanen und Gedichten. Außerdem tauschen die Bürger Edos untereinander Kalenderblätter. Und die Kabuki-Theater werben mit den bunten Bildern für ihre Aufführungen.

Als Hokusai stirbt, hinterlässt er rund 30 000 Einzelblätter sowie Illustrationen für etwa 500 Bücher – ein Lebenswerk, in dem sich die ganze Vorstellungskraft Japans widerspiegelt.

**H**okusai wird im Jahr des Drachen, 1760, in Katsushika geboren, einem Vorort der Millionenstadt Edo, dem heutigen Tokyo. Die Eltern: unbekannt. Nakajima Ise, ein Spiegelmacher am Hofe des Shogun, adoptiert ihn, als er drei Jahre alt ist. Mit zwölf Jahren arbeitet der Junge in einer öffentlichen Bibliothek. Bald darauf beginnt er eine Lehre als Graveur und Druckstockschnitzer. 1778 nimmt ihn der Künstler Katsukawa Shunsho in seine Schule auf.

Shunsho lehrt Hokusai, die Damen des irdischen Paradieses und die Stars der Kabuki-Theater nicht auf Stereotypen zu reduzieren, sondern ihnen individuelle Züge zu verleihen. Hokusai kopiert den Stil seines Meisters perfekt. Seine ersten noch erhaltenen Blätter aus

dem Jahr 1779, gedruckt auf billigem Papier, sind Porträts zweitklassiger Schauspieler.

Dann lernt er das ungeschriebene Gesetz der Schule kennen: Es gibt nur ein Vorbild – und das ist Shunsho. Hokusai aber lernt heimlich bei anderen Künstlern. Als das bekannt wird, muss er gehen. Fortan wechselt er häufig die Lehrer und Schulen. Experimentiert, sucht.

An der Herstellung der *Ukiyo-e* sind viele beteiligt: Künstler, Holzschnieder, Drucker und Verleger. Der Künstler zeichnet zunächst die Vorlagen mit Tusche auf dünnes, durchsichtiges Papier. Denn das Holz erfordert klare Konturen, klare Farbaufteilungen, belebt durch die Dramatik der Linien, mit ihren Strömungen, Schwingungen und Verschlingungen.

Mit der Bildseite legt der Holzschnieder sodann den Entwurf auf die Druckplatte. Hokusai weiß, wie es sich anhört, wenn dieser nun das scharfe Konturenmesser durch das Papier hindurch auf das harte, fein gemaserte Kirschholz aufsetzt und entlang der Linien führt: Alles, was nicht schwarz gedruckt werden soll, entfernt der Holzschnieder mit einem feinen Meißel. Nur die Linien und Flächen der Zeichnung lässt er als Grate und Inseln stehen. Mit dem Basisblock stellt der

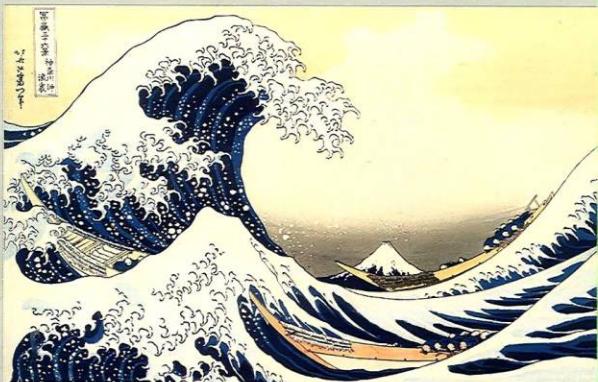


Ein Selbstporträt des 82-jährigen Meisters. Noch als Greis arbeitet Hokusai an einem utopischen Ziel: dem vollkommenen Kunstwerk



Vor allem farbige Drucke mit Szenen aus Vergnügungsvierteln und Porträts von Schauspielern fertigen Japans Holzschnitt-Künstler. Erst Hokusai bricht mit dieser Tradition. Er zeichnet zerklüftete Landschaften, etwa den Wasserfall von Amida, die Hängebrücke zwischen Hida und Etchu – und, immer wieder, den heiligen Berg Fuji

Drucker nun schwarz-weiße Probeabzüge her. Auf ihnen markiert der Künstler schließlich, welche Farbe auf welcher Fläche verteilt werden soll. Nach diesen Entwürfen wird für jede Farbe eine eigene Druckplatte geschnitten. Mit einem Pinsel trägt der Drucker die mit Reispaste vermischte Wasserfarbe auf. Danach presst er das befeuchtete Papier auf den Block, wobei ihm Passmarken helfen, den Papierbogen bei jeder



neuen Platte in der richtigen Position anzulegen.

Rastlos lebt Hokusai, unruhig. 30-mal ändert er seinen Namen, mehr als 90-mal sucht er sich im Laufe seines Lebens einen neuen Wohnsitz. Stillstand und Einseitigkeit sind ihm verhasst. Es gibt bald kein Format, keine Schultradition, kein Thema, das er nicht beherrscht, kein Motiv, das er auslässt – von erotischen Szenen bis zu kämpfenden Samurai, von einzelnen Pflanzen bis zur heroischen

Landschaft, von burlesker Karikatur bis zur Spukgestalt.

Seine Kunst soll nicht erstarrnen – und so beschließt Hokusai, sich von allen Lehrern unabhängig zu machen und ganz er selbst zu sein. Er löst sich von der klassischen Tradition, findet zu seinem eigenen Stil: Während viele Ukiyo-e-Meister seiner Zeit sich weiterhin den weiblichen Schönheiten und Schauspielern widmen, wendet er

sich der Natur und den Landschaften zu. Er sucht nach Zeichen, die ihm das Göttliche in Bäumen, Bergen, Felsen und im Wasser offenbaren.

Ab 1798 ist er ein Meister, hat eigene Schüler. Und erst jetzt gibt er sich den Namen, unter dem er weltweit bekannt werden wird: Hokusai, in Anlehnung an den Polarstern, nach dem er auch sein Atelier benennt.

In allem entdeckt er Geist und Seele. Blumen porträtiert er nun, als wären es Männer und Frauen. Den Tieren gibt er menschliche Charakterzüge: dem Hahn einen stolzen und selbstverliebten Blick, dem Tiger ein erhabenes Lächeln – ein Selbstporträt.

Zwischen 1814 und 1819 veröffentlicht er die ersten zehn der insgesamt 15 Bände seiner „Manga“ – Lehrbücher für den Zeichenunterricht. Die Vielfalt seiner Motive ist beeindruckend: Porträts, Gruppen, religiöse und mythische Bilder, Handwerker bei der Arbeit, Gaukler, Gepäckträger, Angler, Tänzer, Samurai, badende Frauen. Dann Vögel, Reptilien, Insekten, Pflanzen.

Die „Manga“ sind ein Kompendium des Lebens, der Gesellschaft, der Bräuche und Sitten des Japans zur Edo-Zeit. Und sie mehren Hokusais Ruhm. Übertrumpft werden sie nur durch seine



Hokusais Werk ist vielseitig. Es reicht von subtilen Landschaftsstudien, etwa »Der Sumida-Fluss« (oben), bis zu fast surrealenErotika (»Die Taucherin und die Oktopusse«, 1842, unten). Vollkommene künstlerische Freiheit hat er jedoch nicht: Selbst ein Idyll wie jene Darstellung eines Frosches zwischen Blüten (Mitte) wird von einem Regierungszensor geprüft und gestempelt

„36 Ansichten des Fuji“, mit denen Hokusai eine wohl bis heute unübertroffene Serie von Landschaftsbildern erschafft; das Bild einer mächtigen, von Schaum bekrönten Welle, die sich vor dem Berg auftürmt, wird später weltweit zu einem Symbol für Japan.

Es ist eine Zeit des Umbruchs. Seit mehr als 200 Jahren herrschen die Shogune aus der Familie der Tokugawa. Und seit sie 1639 die Häfen geschlossen haben, genügt Japan sich selbst. Die einzige Verbindung nach außen sind einige Chinesen und Niederländer, die unter strenger Kontrolle über die Hafenstadt Nagasaki Handel mit dem Kaiserreich treiben. Von dort aus gelangen westliche Bilder in die Hände japanischer Künstler.

Vor allem einer von ihnen, Shiba Kokan (1747–1818), ahmt in seinen Werken die Formensprache und Perspektive europäischer Kupferstiche meisterhaft nach. Mit ihm zum Vorbild gibt Hokusai seinen eigenen Drucken räumliche Tiefe. Doch anders als Kokan verbindet er die westliche Sichtweise mit dem traditionellen japanischen Stil. Einzigartiges entsteht.

Auf den Schiffen der Holländer gelangen seine Bilder außer Landes. In Europa werden sie die Impressionisten inspirieren und die modernen Maler wie eine Offenbarung



treffen, etwa Vincent van Gogh, Paul Gauguin, Henri de Toulouse-Lautrec, Gustav Klimt und Egon Schiele.

Der Rastlose arbeitet weiterhin ohne Unterlass. Von 1830 bis 1836 fertigt Hokusai 250 Entwürfe an, darunter seine berühmtesten Werke; nicht hinzugerechnet die Buchillustrationen.

Als jedoch Missernten zu Hungersnöten, Aufständen, einer Regierungskrise und dem Zusammenbruch des

Der »Südwind in klarer Dämmerung« gehört zur Serie der »36 Ansichten des Fuji«, dem wohl bekanntesten Opus in dem mehr als 30 000 Blätter umfassenden Lebenswerk des Künstlers

Druck- und Verlegergewerbes führen, verliert auch Hokusai alles. Der „vom Malen besessene Alte“ muss seine Bilder auf der Straße feilbieten.

Zwar bessert sich bald darauf seine Lage, aber die staatliche Zensur nimmt mehr und mehr Einfluss auf sein grafisches Werk. Er flüchtet sich in die Malerei, arbeitet

auf Seide für reiche Kundenschaft – und skizziert ein Jahr lang täglich einen chinesischen Löwenhund: als Exorzismus seiner Leidenschaft.

Doch selbst das wirkt nicht, kann nicht wirken: Hokusai lebt auch danach ausschließlich für seine Kunst. Bis zum 18. Tag des 4. Monats im zweiten Jahr der Kaei-Periode, dem 10. Mai 1849.

Seinem letzten.

Die Historikerin Nina Daebel, 31, arbeitet als Journalistin in Erding.



# Durch das Reich



An der Nihon-Brücke von Edo beginnen alle fünf großen Überlandstraßen Japans. Sie ist das Zentrum des Militärstaats unter der Herrschaft der Tokugawa-Shogune. Auch die Reise des legendären Holzschnittkünstlers Utagawa Hiroshige 1832 in die Kaiserstadt Kyoto beginnt dort, wo eine Samurai-Eskorte ihrem Herrn schon am frühen Morgen den Weg durch das Gedränge aus Händlern und Fischern bahnt. Hiroshige begleitet eine Gesandtschaft des Shogun Tokugawa Ienari von Edo – dem späteren Tokyo – über die rund 500 Kilometer lange »Ostmeerstraße« nach Kyoto. An jeder der 53 Kontrollstationen hält er kurz inne und zeichnet alles, was er vor sich sieht, genau auf. So entsteht ein einzigartiges Kaleidoskop vom Leben des einfachen Volkes

# der Tokugawa



**S**hinagawa, Kilometer 8:  
Frachtsegler ankern vor Shina-  
gawa, die Eskorte eines  
Provinzfürsten passiert die erste  
Kontrollstation auf dem Weg  
von Edo nach Kyoto. Samurai  
mit Langbögen und dem Reise-  
gepäck des Lehnsherrn

bilden das Ende des Begleit-  
trupps. Zuvor schon haben Sän-  
tenträger die Straße geräumt  
und warten demütig [im Bild  
rechts], bis der Tross vorüberge-  
zogen ist. Auch die Damen in  
den Teehäusern trauen sich nur  
zaghaft wieder hinaus. Selbst  
Vergnügungsviertel werden still,  
wenn ein Fürst mit seinem oft

mehr als 100 Mann starken  
Gefolge naht. Denn eine falsche  
Bewegung, eine unterlassene  
Respektsbezeugung kann jeden  
einfachen Untertan den  
Kopf kosten. So will es das  
Recht des Schwertadels



# T

otsuka, Kilometer 41:  
Ungelenk steigt ein Samurai  
vom Pferd, ein Wanderer  
beobachtet, wie er fast einem  
Herbergsmädchen in die  
Arme fällt. Zwar steht *komeya*,  
»Reisladen«, auf dem Schild,  
tatsächlich aber handelt es

sich um eine Raststätte. Vom  
regen Betrieb zeugen die übrigen  
Schilder. Sie tun kund, dass  
Pilgergemeinschaften (*ko*) die  
Herberge nutzen. Da der Shogun  
den Bauern – rund 80 Prozent  
der Untertanen – Vergnügungs-  
reisen untersagt, nicht jedoch  
das Pilgern, entstehen auf dem  
Lande unter dem Vorwand

der Frömmigkeit zahlreiche  
Ko. Meist sammelt ein Dorf  
Geld, um einige Bewohner auf  
die Reise zu schicken. Die  
Ausflügler amüsieren sich dann  
in Teestuben, Bädern und  
Gasthäusern. Zum Dank bringen  
sie den Daheimgebliebenen  
Andenken mit

# F

ujisawa, Kilometer 49:

Hinter der Kontrollstation am Fluss erhebt sich der Haupttempel einer buddhistischen Sekte. Die Wanderer auf der Brücke und davor sind dagegen Pilger auf dem Weg zu einem berühmten Shinto-Schrein – der Torbogen weist ihnen den Weg zu dem heiligen Ort. Es heißt, der große Akupunkteur Sugiyama Waichi habe dort einst eine Eingebung gehabt. Seither ist der Platz ein wichtiger Wallfahrtsort der *todza* – einer Art Berufsverband von Blinden, die traditionell als Masseure oder Akupunkteure arbeiten. Manche der Männer haben lange Holzscherwerter geschultert: Wer die an einem Schrein darbietet, dem werden, so hoffen die Menschen, die auf den Waffen verzeichneten Wünsche in Erfüllung gehen







Hara, Kilometer 124:  
Während sich die junge Dame  
(Mitte) kaum vom Anblick  
des Fuji lösen kann, mahnt ihre  
ältere Begleiterin zur Eile,  
um vor Einbruch der Dunkelheit  
am Ziel zu sein. Denn trotz

der strengen Herrschaft des  
Shogun, die selbst für kleinere  
Vergehen die Todesstrafe  
vorsieht, lauern auf den Straßen  
häufig Räuber und Wegelagerer.  
Frauen ist das Reisen ohne  
männliche Begleitung daher  
nicht gestattet. Der Diener  
der beiden Damen ist deshalb  
Gepäckträger und Leibwäch-

ter zugleich. Als Vorsichts-  
maßnahme ist es bei Mädchen  
zudem üblich, sich den  
Kimonogürtel nach Art älterer  
Frauen zu binden und sich  
das Gesicht mit Salbe ein-  
zureiben, um Hautausschlag  
vorzutäuschen



# O

kitsu, Kilometer 160:

Aus strategischen Gründen gestattet der Shogun den Brückenbau nur an ausgewählten Plätzen. Reisende müssen daher zahlreiche Flüsse zu Fuß überqueren – oder sich in einer Sänfte tragen lassen, wie die beiden

Sumo-Ringer am Okitsu-Fluss.

Die Träger heißen *kumosuke*, was sich sowohl mit den Zeichen für »Wolke« als auch mit denen für »Spinne« schreiben lässt. Denn zum einen ziehen sie auf der Suche nach Arbeit flüchtig wie Wolken von Ort zu Ort. Zum anderen lauern sie in der Nähe der Kontrollstationen

potenziellen Kunden auf.

Die meisten Kumosuke haben eine offizielle Lizenz. Aber es gibt unter ihnen auch viele Diebe, Betrüger und Wucherer, weshalb der Berufsstand kein hohes Ansehen genießt





# A

kasaka, Kilometer 300:

Die meisten Annehmlichkeiten bieten die großen Herbergen. Ein Gast (im Bild links) etwa ist auf dem Weg ins Bad. Vermutlich um sich von dem blinden Masseur (vor der Treppe) behandeln zu lassen. Einen Großteil ihrer Beliebtheit verdanken die Raststätten jedoch ihren *meshimori onna*, »Auftischfrauen« – zumeist Mädchen aus den Dörfern, die sich als Kellnerinnen verdingen. Eine von ihnen serviert gerade einem Guest seine Mahlzeit, während dieser sich bei einer Pfeife entspannt. Derweil schminken sich ihre Kolleginnen nebenan, wohl um sich bald anderen Bedürfnissen der Gäste zu widmen: Prostitution ist ein lukratives Geschäft in den Herbergen entlang der Straßen



Otsu, Kilometer 481:  
Vor einem für seine Reiskuchen  
berühmten Teehaus hantiert  
ein Mann mit wassergefüllten  
Bottichen – vermutlich ein  
Fischer auf dem Weg nach Kyoto,  
der dort seinen Fang aus dem  
nahe gelegenen See verkau-

fen will. Knechte mit schwer  
beladenen Ochsenkarren zie-  
hen vorüber. Kommt es an  
den Kontrollstationen zu einem  
Mangel an Arbeitern, Pferden  
oder Lasttieren, sind die um-  
liegenden Dörfer verpflichtet,  
sie dem Shogun kostenlos  
zur Verfügung zu stellen. Die  
Bauern in diesen *sukego*,

»Hilfsdörfern«, sind häufig  
gezwungen, ihre Felder zu ver-  
nachlässigen. Auch als die  
*Sukego* dazu übergehen, Geld  
zu zahlen, anstatt Pferde  
und Arbeiter bereitzustellen,  
bleibt die Belastung groß



Kyoto, Kilometer 493:  
Am Ende der Reise nach Kyoto  
erwartet den Wanderer die  
Kaiserstadt mit ihren Tempeln  
und Pagoden. Eine Gruppe ungewöhnlich gekleideter Gestalten  
betritt die Brücke über den Kamo.  
Ihre höfisch anmutenden

Gewänder wecken Erinnerungen an längst vergangene Zeiten: Denn der Hochadel lebt nach Jahrhunderten Regeln am Hof des Kaisers und verleiht der alten Kapitale eine erhabene Aura. Die Geschicke des Landes werden aber seit mehr als 200 Jahren von einer anderen Stadt aus gelenkt: von Edo, jener Metropole am

anderen Ende der Ostmeerstraße, die ein Wanderer in zwei Wochen erreicht, die Eilläufer-Staffel des Shogun indes in drei Tagen □

Utagawa Hiroshige (1797–1858), Sohn eines bei der Feuerwehr von Edo angestellten Samurai, beginnt als 14-Jähriger seine Ausbildung zum Holzschnittkünstler in der berühmten Utagawa-Schule. Hier erhält er, der eigentlich Ando Tokutaro heißt, seinen Künstlernamen. Wie sein Vorbild Katsushika Hokusai malt Hiroshige vor allem Landschaften. Die „53 Stationen der Tōkaidō“ und die „100 Ansichten berühmter Orte in Edo“ gehören zu den berühmtesten Werken des letzten Großmeisters des japanischen Holzschnitts.



# Der Schock der schwarzen Flotte

Als im Jahr 1853 dunkel geteerte US-Kriegsschiffe in der Bucht von Edo aufkreuzen, um die Öffnung des isolierten Inselreiches zu erzwingen, löst dies eine der größten Umwälzungen in der Geschichte Japans aus: Der regierende Militärherrscher muss die Staatsgeschäfte wieder dem Kaiser übertragen, der alte Kriegeradel wird entmachtet und das Land von Reformpolitikern auf einen beispiellosen Modernisierungskurs getrieben. Doch die Anhänger der traditionellen Ordnung rüsten noch einmal zur Rebellion



**M**ondhell ist die Nacht zum 24. September 1877, ausichtslos die Lage der Rebellen auf dem Hügel. 30 000 Regierungssoldaten umzingeln die Aufständischen, die sich vor den Toren Kagoshimas im Südwesten Japans verschanzt haben und deren Vorräte an Nahrung und Munition fast erschöpft sind. Dennoch ist die Stimmung ausgelassen unter den rund 300 eingeschlossenen Samurai: Die Krieger singen und tanzen, sie trinken Sake und tauschen selbst verfasste Gedichte über die Ehre und den Tod: „Wäre ich ein Tautropfen, so würde ich auf der Spitze eines Blattes Zuflucht suchen. / Aber da ich ein Mensch bin, habe ich keinen Ort auf der ganzen Welt.“

Dann graut der Morgen. Monate volle Kämpfe und Märsche werden bald ein Ende finden. Um kurz vor vier bekommen die Regierungstruppen das Signal zum Angriff. Als seine Samurai-Kämpfer wenige Stunden später nur noch 40 Mann zählen, gibt Saigo Takamori das Zeichen zum Abstieg vom Hügel.

Der Anführer der Samurai ist immer noch eine mächtige Erscheinung: ein hochgewachsener Hüne mit breiten Schultern und einem Nacken wie ein Stier; die Augen unter seinen breiten Brauen gleichen „großen schwarzen Diamanten“, so hat ihn ein britischer Diplomat beschrieben. Saigo Takamori war kaiserlicher Minister und der Befehlshaber ebener jener Regierungsarmee, die nun gegen ihn zu Felde zieht. Doch jetzt lenkt Okubo Toshimichi den Militäraparapparat, ein früherer Jugendfreund und Wegbegleiter, der Saigos Todfeind geworden ist.

Schüsse verletzen die Samurai bei ihrem Abstieg ins Tal. Eine Kugel trifft Saigo in die rechte Hüfte, der Schwertkämpfer muss sich von einem seiner Krieger tragen lassen. Aber es geht nicht mehr weit. Bei einer kurzen Rast wendet sich Saigo zu seinem Träger und sagt: „Mein lieber Shinsuke, ich glaube, diese Stelle ist gut.“ Dann lässt er sich nieder zum *seppuku*, zum rituellen Selbstmord:

Er stößt sich einen Dolch in den Bauch, und Shinsuke trennt ihm mit einem Schwerthieb den Kopf vom Rumpf.



Um 1850 steht Japan unter der Herrschaft des Shogun, der von Edo (dem späteren Tokyo) aus regiert. Der Kaiser lebt dagegen zurückgezogen am Hof in Kyoto, kontrolliert von einer Garnison des Machthabers (im Bild links)

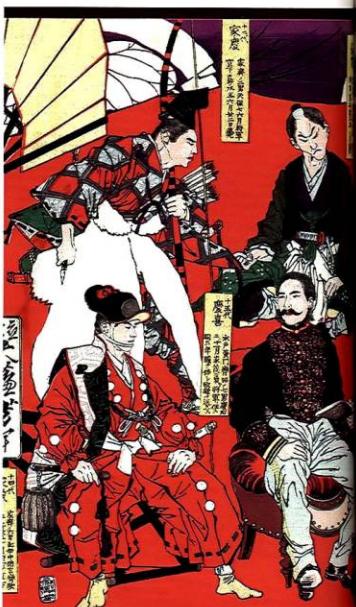
So jedenfalls erzählen es die Schöpfer einer Legende über den letzten Samurai, die das heroische Ende des Volkshelden Saigo schon bald in Gedichten und Liedern, auf Holzdrucken und Teekannen verherrlichen. Die Obduktion der kopflosen Leiche wird später indes ergeben, dass der verwundete Kämpfer wohl gar nicht mehr fähig gewesen war, sich überhaupt hinzuknien.

Noch am Morgen der Niederlage werden die letzten Aufständischen gefangen genommen oder getötet. Die Rebellion der Samurai gegen die Regierung ist endgültig fehlgeschlagen. Und Saigo Takamori hat das ruhmvolle Scheitern gefunden, das er seit langem suchte.

Es war ein ungleicher Kampf von Anfang an, ein Aufstand der Vergangenheit gegen die Gegenwart, der Tradition gegen die Moderne, ein Krieg des alten Japan gegen das neue. Es war die Erhebung einer feudalen Welt gegen einen technokratischen Zentralstaat, eine ohnmächtige Revolte von in alten Bünden verhafteten Kriegern gegen einen von Beamten bestimmten Regierungsapparat.

Mit der Niederwerfung des Samurai-Aufstandes von 1877 schaltet die Regierung in Tokyo die letzten Gegner ihrer Politik der Erneuerung aus. Japans Weg in die Moderne ist nun frei – ein Weg, der noch zwei Jahrzehnte zuvor fast undenkbar gewesen wäre.

**8. JULI 1853.** Vor der großen Bucht von Edo (dem späteren Tokyo) kreuzt ein amerikanisches Geschwader auf: zwei



Schaluppen und zwei dampfbetriebene Fregatten. Am Ufer bricht Panik aus über die bedrohlichen „schwarzen Schiffe“ am Horizont, die von außen dunkel geteert sind. Dampfschiffe haben die Japaner noch nie gesehen. Die Nachricht von ihrer Ankunft trifft die Millionenstadt Edo unvorbereitet. Viele Einwohner fliehen aus Angst vor einer „Invasion der Barbaren“.

Tatsächlich kommen die vier Schiffe unter dem Befehl des amerikanischen Kommodore Matthew Calbraith Perry, um eine Art Ultimatum zu überbringen: Im Auftrag des US-Präsidenten soll Perry Japans Öffnung für den internationalen Handel erzwingen.

Seit 1639 folgt der Inselstaat – zunächst aus Angst vor christlicher Missionierung, auch aus Furcht vor westlicher Fremdherrschaft – einer Politik des „geschlossenen Landes“. Später hat ein Edikt festgelegt, dass fremde Schiffe gewaltsam von den Küsten Japans zu vertreiben sind; nur einigen Chinesen und Niederländern ist es unter strengen Beschränkungen erlaubt, über Nagasaki Handel zu treiben.

Inzwischen drängen praktisch alle seefahrenden Nationen Japan, die selbst gewählte Isolation aufzugeben und seine

Häfen für ausländische Schiffe zu öffnen. Erste Vorstöße der Russen, Briten und Niederländer sind ins Leere gelaufen. 1846 scheiterte auch eine amerikanische Mission mit dem gleichen Ziel.

Kommodore Perry aber gelingt es – nicht zuletzt dank der deutlich sichtbaren Kanonen an Bord seiner Schiffe –, den Beamten in Edo einen Brief des US-Präsidenten an den Kaiser zu übergeben.

Dazu wird eigens ein Holzpavillon am Strand errichtet. 5000 japanische Soldaten nehmen Aufstellung, als Perry mit seiner schwerbewaffneten Eskorte an Land geht. Das in blauen Samt gebundene Pergament enthält auch den Entwurf eines Freundschaftsvertrages. Nach Ablauf eines Jahres, so gibt man Perry zu verstehen, werder eine Antwort erhalten.

Die Ruhe täuscht. Tatsächlich versetzt die Forderung der USA die japanische Führung in heillose Konfusion. Was der Kommodore kaum ahnen kann: Seit Jahrhunderten herrscht nicht der Kaiser, sondern ein Shogun, ein Militärrherrscher, über das Land. Formell ist der Shogun zwar nur ein Bevollmächtigter des Kaisers, de facto aber hat er die Macht eines Diktators. Seit 1603 ist der Titel des Shogun in der Familie Tokugawa erblich;

dieses Geschlecht bestimmt von Edo aus die Geschichte Japans.

Der Kaiser hingegen ist von den Staatsgeschäften ausgeschlossen. Überwacht von Gefolgsmännern des Shogun, lebt er eingeschlossen in seinem Palast im – Luftlinie – rund 350 Kilometer entfernten Kyoto, widmet sich Shinto-Zeremonien, kalligraphischen und poetischen Exerzierungen. Über politische Entscheidungen wird der Tenno wie das Volk erst nachträglich informiert. Die Außenwelt dringt kaum in die abgeschiedene Sphäre des Hofes vor. Umgekehrt wissen die meisten Japaner nicht einmal mehr, dass es überhaupt noch einen Kaiser gibt.

Doch nach dem Besuch der „schwarzen Schiffe“ wird alles anders. Denn Shogun Tokugawa Ieyoshi ist vollkommen ratlos, wie er auf diese Demonstration militärischer Übermacht reagieren soll.

Schließlich konsultiert er die mehr als 250 *daimyo*, die Feudalfürsten des Landes, und fordert seine Beamten auf, „jeglichen Gedanken frei zu äußern“ – allein dies ein unerhörtes, nie da gewesenes Zeichen von Schwäche und Unsicherheit.

Kurz darauf stirbt der Shogun.

Sein kränkelnder Nachfolger überlässt die Regierungsgeschäfte dem Vorsitz-



Die Dynastie der Tokugawa – insgesamt 15 Shogune stellt dieses Herrschergeschlecht über einen Zeitraum von mehr als 250 Jahren – hat Japan von der Außenwelt abgeschlossen (hier eine Darstellung aller Tokugawa-Herrschere; ca. 1875). Doch der fehlende Handel und zunehmende Misswirtschaft stürzen die Feudalgesellschaft in eine Krise. Und der Druck der USA und anderer westlicher Mächte schwächt die Autorität der Shogune endgültig



Shogun Tokugawa Yoshinobu (ganz oben) versucht um 1867 ein letztes Mal, die Macht seiner Familie zu sichern. Aber inzwischen sind Reformkräfte innerhalb Japans stark geworden. Anfang 1868 übernehmen sie die Macht und rufen die Herrschaft Kaiser Mutsuhitos (später »Meiji« genannt; darunter) aus. Er soll ihrer Politik die nötige Legitimation verleihen



den des Ältestenrates. Der unterrichtet gegen alle Gewohnheit den Tenno über den Brief des US-Präsidenten. Kaiser Komei, der noch nie einen Ausländer gesehen hat, lässt angesichts der Bedrohung durch die Barbaren Gebete für den „Frieden“ anordnen; er ist – wie die Mehrheit der lokalen Fürsten – gegen die Öffnung des Landes.

Doch da Japan den USA militärisch nicht gewachsen ist, stimmt der Ältestenrat Verhandlungen mit Perry zu. Und so unterzeichnen Unterhändler am 31. März 1854 einen Freundschaftsvertrag mit Washington: Ein Konsul der USA darf sich in der Stadt Shimoda niederlassen, und zwei Häfen werden für amerikanische Schiffe geöffnet, sodass sie dort Proviant und Kohle laden können.

Bald folgen ähnliche Abkommen mit Großbritannien und Russland. Ein Handelsabkommen lehnen die Japaner indes strikt ab, weil sie „wenig Erfahrung mit dem Außenhandel haben und ihn daher nicht leichtfertig gestatten“ können, wie es in einem Bericht der Verhandlungskommission heißt.

Auch innenpolitisch stehen die Shogune seit langem unter Druck. Inflation und Misswirtschaft haben in den vorangegangenen Jahrzehnten zahlreiche Aufstände provoziert. Es ist wohl nicht zuletzt die anhaltend schlechte wirtschaftliche Lage, die eine wachsende Zahl von japanischen Politikern zu dem Schluss kommen lässt, dass der Warenaustausch mit westlichen Ländern doch von Vorteil sein könnte. Und so verhandelt das *bakufu*, die Regierung des Shogun, schließlich mit den USA über ein Handelsabkommen.

Aber diese Gespräche finden nicht auf gleicher Augenhöhe statt: Der Vertragsentwurf sieht vor, dass Japan vier weitere Häfen für den Handel öffnen muss, den Zoll aber nicht bestimmen darf (weswegen Japan schon bald nach Vertragsabschluss von billigen westlichen Produkten überschwemmt wird). Zudem sollen den Ausländern exterritoriale Rechte eingeräumt werden, damit sie nicht der japanischen Gerichtsbarkeit unterliegen.

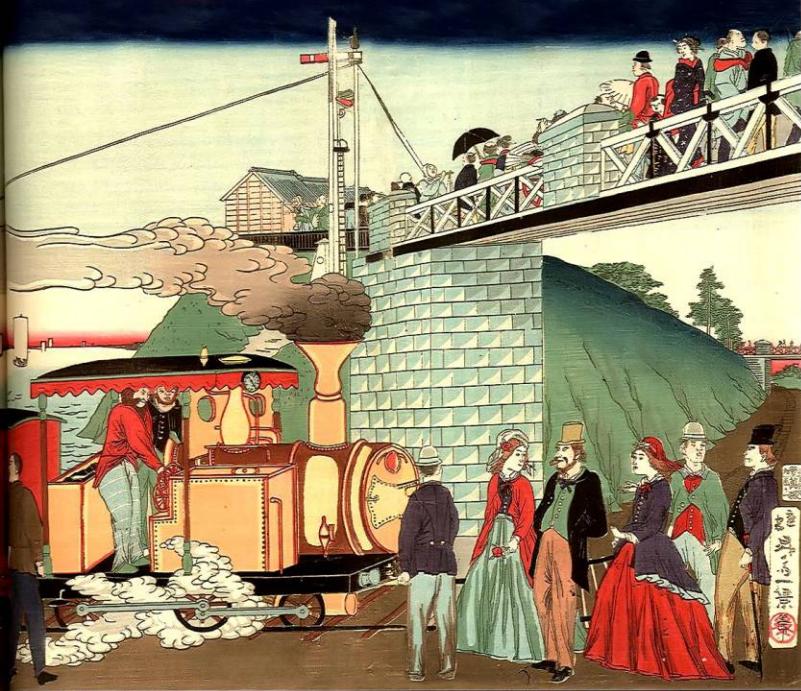
Gegen dieses als Zumutung empfundene Abkommen formiert sich eine pa-



triotische Front, die für die Beibehaltung der Abschließungspolitik kämpft. Die fest gefügten Machtverhältnisse Japans geraten in Bewegung.

Als das Abkommen dennoch unterzeichnet wird und bald darauf ähnlich „ungleiche Verträge“ mit den Niederlanden, Russland, Großbritannien und Preußen geschlossen werden, verliert die Tokugawa-Familie rapide an Autorität. Besonders die Fürsten in den „äußeren“ Provinzen, deren Lehen weit vom Sitz des Shoguns entfernt liegen und daher traditionell nicht direkt dem Einfluss des regierenden Militärrherrschers unterstehen, gewinnen an Selbstbewusstsein.

**DAS ZWEITGRÖSSTE** dieser Lehen ist Satsuma, eine Provinz auf der südlichen Insel Kyushu, etwa 20 Tagesreisen von Edo entfernt. Hier wird Saigo Takamori, der spätere Anführer der Rebellion von 1877, am 23. Januar 1828 geboren. Fast jeder zweite der 600 000 Einwohner Satsumas



Die neue Führung macht unter der Devise *meiji* – »erleuchtete Herrschaft« – die sofortige Modernisierung des Landes zur obersten Aufgabe. Sie schickt Studenten in den Westen und holt ausländische Experten ins Land. Diese konstruieren bald Japans erste Eisenbahnen, Dampfschiffe und Signalanlagen

gehört zur Kriegerkaste der Samurai, auch Saigo.

Er ist ein Raufbold mit der Statur eines Sumo-Ringers; als Jugendlicher unterweist er eine Gruppe von Mitschülern im Kampfsport. Zu ihnen zählt auch der drei Jahre jüngere Okubo Toshimichi, sein späterer Widersacher, ebenfalls Abkömmling einer Samurai-Familie. Dieser liest schon als Knabe viel, beeindruckt durch scharfen Verstand und rhetorisches Talent, was dem impulsiven Saigo imponiert.

Als Okubo 19 Jahre alt ist, wird sein Vater, ein reformorientierter Gardist, verbannt, weil er sich während einer Fehde um die Nachfolge seines Daimyo auf die Seite des zunächst unterlegenen Kandidaten Shimazu Nariakira gestellt hatte.

Nun muss der Junge für die gesamte Familie aufkommen. Die Jahre der Abhängigkeit von Geldverleihern prägen seinen Charakter. Okubo wird ein kühler, misstrauischer, verschlossener Mensch.

Sein Freund Saigo schlägt sich ebenfalls auf die Seite des Reformers Shima-

zu Nariakira, der nach blutigen Kämpfen 1851 doch noch zum Lehnsherrn von Satsuma aufsteigt. Der neue Daimyo hat früh die technologische Überlegenheit des Westens erkannt. Als Perrys „schwarze Schiffe“ 1853 vor Edo auftauchen, zählt er zu denen, die auf Zeit spielen wollen: Japan solle sich das Wissen des Westens zunutzen machen, die eigene Verteidigung stärken – und dann die Feinde wieder vertreiben.

Shimazu fördert Saigo und setzt ihn schon bald für Geheimaufträge in Edo und Kyoto ein. Auch Okubo macht unter dem neuen Daimyo Karriere.

Als der Fürst am 24. August 1858 überraschend stirbt, beschließt Saigo, seinem Herrn in den Tod zu folgen. Er stürzt sich mit einem befreundeten Priester in die Bucht von Kagoshima. Der Freund ertrinkt, Saigo wird rechtzeitig aus dem Wasser gezogen. Es ist ein tiefer Einschnitt in seinem Leben: Von diesem Tag an nistet in ihm ein nagendes Gefühl von Schuld und eine diffuse Sehnsucht nach

dem Tod. „Das Schicksal zerstörte meine Hoffnung und gab mich dem Leben über den Wellen zurück“, klagt er später.

**DIE BEIDEN SAMURAI** Saigo und Okubo sind entschiedene Gegner der Shogun-Dynastie. Sie setzen auf eine Restaurierung des Kaisertums. Die Freunde zählen zu einer Bewegung gebildeter Männer meist aus den von Edo weitgehend unabhängigen Provinzen im Südwesten Japans, die militärisch geschult sind und für die der Kaiser zu einer Integrationsfigur geworden ist. Sie fordern eine Erstärkung des Landes und die Vertreibung der westlichen „Barben“. Schüren eine fremdenfeindliche Stimmung, die immer wieder zu Attentaten auf ausländische Händler und Diplomaten führt – mit verheerenden Auswirkungen.

So ermorden Samurai aus Satsuma im Sommer 1862 einen britischen Kaufmann – woraufhin London Kriegsschiffe schickt, welche die Provinzhauptstadt Kagoshima bombardieren und zur Hälfte

in Schutt und Asche legen. Okubo wird Zeuge, wie die Holzgebäude der Stadt in Flammen aufgehen. Ein Jahr später trifft eine ähnliche Strafaktion das Lehen Chosha an der Südspitze der Insel Honshu.

Daraufhin begreifen auch die schärfsten Gegner der Öffnungspolitik, dass die Europäer den Japanern militärisch weit überlegen sind. Selbst streng Konservative befürworten nun Handelsbeziehungen mit dem Westen; vor allem, um aufzurüsten. Okubo hat bereits Geheimgespräche mit den Briten geführt – die nach der Zusage, die Mörder des Kaufmanns würden bestraft, bereit sind, Waffen an Satsuma zu liefern.

Gemeinsam mit Saigo, inzwischen Kriegsminister von Satsuma, schmiedet Okubo 1866 ein Bündnis mit Choshu. Ihr Ziel: der Sturz des Tokugawa-Shoguns und die Wiedereinsetzung des Kaisers. Innerhalb kurzer Zeit sind die Truppen der beiden „äußeren“ Lehen dank britischer Waffenlieferungen besser gerüstet als die Kämpfer des Shogunats. Es kommt zu einer Strafexpedition der Tokugawa. Als die scheitert, ist die Regierung in Edo am Ende.

Am 9. November 1867 gibt der Shogun die Macht zurück an den Kaiser,

beansprucht aber für sich das neu zu schaffende Amt des Premierministers.

Das ist für die radikalen Gegner der Tokugawa unannehmbar: Sie befreien den Tenno am 3. Januar 1868 mit Streitkräften aus Satsuma, Choshu und anderen Provinzen aus dessen Gefangenschaft in Kyoto. Noch am selben Tag proklamiert der Monarch die Restauration des Kaisertums – sie ist maßgeblich ein Werk der beiden Freunde aus Kagoshima.

Erstmals seit dem Mittelalter ist ein japanischer Kaiser nun wieder der alleinige Herrscher über das Land.

Doch der neue Kaiser Mutsuhito, ein Knabe von erst 16 Jahren (sein Vater Komei ist am 30. Januar 1867 gestorben), ist in keiner Weise auf seine neue Aufgabe vorbereitet. Wie es die Tradition verlangt, hat man ihn im Kaiserpalast von Kyoto in Kalligraphie und Poesie unterrichtet. Die Welt außerhalb der Palastmauern hat er kaum gesehen.

Der Kaiserhof hatte während der Herrschaft der Shogune seine eigene Zeit, fernab der Gegenwart. Auf deren Geheiß durfte der Tenno das mehrere tausend Quadratmeter große Areal um seine Tempel und Wohngebäude mitten im Zentrum Kyotos nicht verlassen.

Das Zeremoniell bestimmte das Leben des Jungen Mutsuhito, begleitete ihn auf dem Weg zum erwachsenen Thronfolger. In einem aufwendigen Ritual wurde beispielsweise jener Tag begangen, an dem der dreieinhalbjährige Prinz erstmals farbige statt ausschließlich weiße Kleidung tragen durfte. Sonst glich ein Tag dem anderen, und nur die ängstlich beobachteten Sonnen- und Mondfinsternisse sorgten für Unruhe unter den abergläubischen Höflingen. Vom Lärm der Stadt, des Landes, der Welt drang nur wenig in den Kaiserpalast, in dem ein Pavillon unter anderem dazu genutzt wurde, dem Geräusch fallenden Schnees zu lauschen.

Als Kaiser Komei starb, durfte Mutsuhito den Sarg seines Vaters nur bis an die Tore des Palastes begleiten. Für ein Jahr wurden sämtliche Feste und das Tragen kostbarer Kleidung untersagt. Zwei Tage nach dem Begräbnis Komeis zog der Kaisersohn in die „Halle der Trauer“ ein und betete dort für die Ruhe des Verstorbenen. Nach zwei Wochen legte der Knabe seine Traueralleine ab, unterzog sich einem Reinigungsritual und kehrte in den Hauptpalast zurück.

Am nächsten Morgen erwiesen die Hofbeamten dem neuen Kaiser ihre Re-

Ab 1871 bereist eine Delegation aus Regierungsmitgliedern für 20 Monate die westliche Welt – ein einzigartiges Fortbildungsprojekt. Um die Richtung der Reformen entbrennen jedoch immer wieder hitzige Debatten im Kabinett (hier eine Sitzung von 1873), etwa über die Außenpolitik oder die Abschaffung von Privilegien der adeligen Samurai. Am Ende behaupten sich die kompromisslosen Modernisierer



verenz. Ein Jahr darauf kam es zum Sturz des Shogunats.

NUN BEGINNT JENE ÄRA, die Mutsuhitos Zeitgenossen *meiji* („erleuchtete Herrschaft“) nennen; der Name geht nach dem Tod Mutsuhitos 1912 auf den Monarchen selbst über. Die „Meiji-Restauration“ wird am 3. Januar 1868 offiziell: Der Tenno rückt an die Spitze des Reiches.

Die Erlasse und Proklamationen, die in Meijis Namen verkündet werden, formulieren jedoch andere: Die Macht im Reich liegt in der Hand des *dajokan* – des „Großen Staatsrates“, der schon von 702 bis etwa 1185 die Politik mitbestimmt hatte. Dieses Gremium wird von Abgesandten aus den vier „äußeren“ Lehen Satsuma, Choshu, Tosa und Hizen dominiert. Diese Männer, und nicht der Jüngling Meiji, lenken die Geschicke Japans – auch Okubo und Saigo zählen dazu.

Aber der Tenno ist es, der dem Umrüst Legitimation verleiht. Und das alt-ehrwürdige Kaisertum ist auch unverzichtbar, um das ganz Neue zu stützen: die Reformpolitik der Meiji-Ära.

Seit Jahrhunderten hat – abgesehen vom Hofstaat in Kyoto, den Shogunen und einigen Daimyo – kein Japaner den

Kaiser mehr zu Gesicht bekommen. Für den 23. März 1868 bittet Meiji nun die Gesandten der ausländischen Vertragspartner zur Audienz in seinen Palast.

Für zwei Uhr nachmittags sind zuerst die Diplomaten Frankreichs und der Niederlande bestellt. Meiji erscheint in einer einfachen Robe und mit dem kaiserlichen Schwert und Juwel: den Insignien seiner Herrschaft. Er nimmt hinter einem Wandschirm Platz, sodass er für die Besucher unsichtbar bleibt.

Der Vize-Außenminister führt den Franzosen in die Nähe des Kaisers. Meiji's Stimme wird vernehmbar, er verleiht der Hoffnung auf „herzliche und dauerhafte“ Beziehungen zwischen den beiden Ländern Ausdruck. Ähnlich Formelhaftes hört der niederländische Gesandte.

Unterdessen hat sich der britische Botschafter Sir Henry Parkes von seinem Quartier im Palastgelände auf den Weg gemacht. Er wird von zahlreichen japanischen und englischen Gardisten eskortiert. Plötzlich stürmen zwei Männer mit Schwertern heran. Neun Briten werden verwundet, dann erst gelingt es einem japanischen Gardisten, einen der beiden Angreifer zu entthaupten und den anderen zu überwältigen. Die beiden Attentäter sind Samurai, welche die Audienz beim Tenno in letzter Minute vereiteln wollten.

Ihr Motiv: Sie befürchteten, die Fremden könnten das Antlitz des Tenno se-

hen – eine unverzeihliche Entweihung der kaiserlichen Majestät. Nach diesem Geständnis wird der überlebende Angreifer geköpft, sein Haupt drei Tage lang zur Schau gestellt. Und wenig später darf Sir Henry Parkes, der bei dem Überfall unverletzt geblieben ist, zusammen mit seinem Dolmetscher den Kaiser als erster Europäer tatsächlich mit eigenen Augen sehen. Die Audienz ist eine symbolische Geste für die Annäherung Meijis an den Westen.

Der Monarch thront auf einem hohen Stuhl in der Mitte des Empfangssaals. Über ihm wölbt sich ein Baldachin von weißer Seide, gestützt durch vier schwarz lackierte Säulen. Hinter ihm knien demutsvoll zwei Prinzen. Als die britischen Diplomaten den Raum betreten, erhebt sich Meiji und erwidert ihre Verbeugung.

Der groß gewachsene Kaiser ist in ein weißes Oberkleid gehüllt und trägt eine weite, wattierte Hose aus purpurfarbener Seide. Die Haare über seinem weiß geschminkten Gesicht sind zu einer Art Federbusch aufgesteift. Die abrasierten Augenbrauen sind etwas erhöht nachgezogen, die Wangen mit Rouge gefärbt, die Lippen rot und gold bemalt, die Zähne geschwärzt – eine „Travestie der Natur“, wie der britische Dolmetscher später in seinen Aufzeichnungen notiert.

Der Tenno ist höchst unsicher und verlegen, erst vergisst er den Anfang seiner



Der Konflikt zweier alter Weggefährten bestimmt bald die politische Lage: Der Samurai Saigo Takamori (li.) – anfangs Mitglied des Reformkabinetts – versucht, die traditionelle japanische Lebensweise zu bewahren. Ihm ist der radikale Modernisierungskurs zuwider, den der Minister Okubo Toshimichi (re.) verfolgt





kurzen Rede, dann erhebt er seine Stimme kaum über ein leises Flüstern. Mit düren Worten verleiht er der Hoffnung auf dauerhaft gute Beziehungen zum Ausland Ausdruck und bedauert den „unseligen Vorfall“ wenige Tage zuvor.

Der japanische Kaiser ist aus seiner Unsichtbarkeit hervorgetreten.

Kurz darauf schwört der Herrscher vor Hunderten von Hofadeligen und Feudalfürsten einen Eid auf eine Grundsatz-Charta. So sollen künftig „Kenntnisse“ in „allen Teilen der Welt gesammelt werden“ – die Öffnungspolitik des Kaisers ist nun offizielles Programm.

**ES IST OKUBO TOSHIMICHI**, der Meiji drängt, nicht mehr vom abgelegenen Pa-

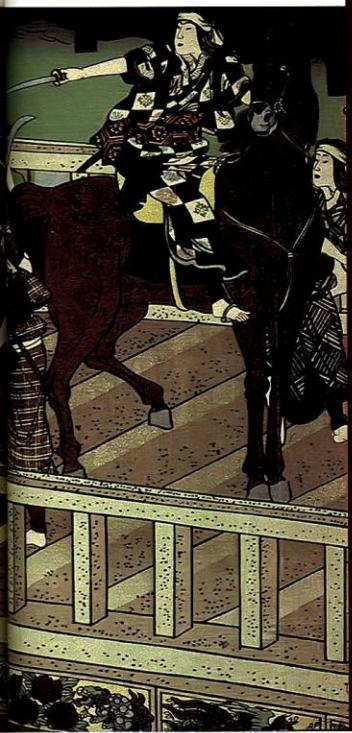
last in Kyoto, sondern von der Millionenmetropole Edo aus zu regieren. Zehn Monate nach Beginn der Meiji-Restauration bricht der Kaiser mit einem Tross von 3300 Mann in einer Tragesänfte zu seinem ersten Besuch in Tokyo auf – im September 1868 ist Edo auf diesen neuen Namen getauft worden, der „östliche Hauptstadt“ bedeutet.

Die Reise wird zu einer Prozession: Beim Auszug aus Kyoto applaudieren die Untertanen und verbeugen sich ehrerbietig vor ihrem Kaiser. An sämtlichen Shinto-Schreinen entlang der Strecke werden Opfergaben dargebracht, um die Götter günstig zu stimmen. Und Meiji, der Knabe von 16 Jahren, lernt sein Land kennen. Lässt den Tross eigens stoppen,

um Bauern bei der Reisernte zuzusehen. Wirft zum ersten Mal einen Blick auf den als Göttersitz verehrten Berg Fuji. Gibt daraufhin jedem Mitglied seiner Entourage den Auftrag, ein Gedicht auf den Berg zu verfassen.

Als der Tross nach drei Wochen Tokyo erreicht, drängen sich Zehntausende auf den Straßen. Viele werden von Tränen übermannt, weil sie den Tenno leibhaftig sehen dürfen.

Im November 1869 verlegt der Kaiser seine Residenz nach Tokyo. Meiji bezieht die alte Burg des Shogun und nimmt fortan an den Sitzungen des obersten Regierungsgremiums teil. Nun trägt er eine Uniform nach westlichem Zuschnitt, mit goldenen Schnüren und Epauletten.



Längst ist der Kaiser auch verheiratet, schläft aber mit zahlreichen Frauen des Hofstaats, denn die Zeugung eines männlichen Nachkommens ist für ihn vaterländische Pflicht. Insgesamt wird Meiji Vater von 15 Kindern sein.

Auf den Kabinettsitzungen schweigt der Tenno gewöhnlich und folgt fast immer dem Rat seiner Minister; bis heute ist unklar, ob er jemals eine wichtige politische Entscheidung selbst beeinflusst oder die ihm genehmen Entwicklungen einfach nur zugelassen hat.

Der starke Mann im Kabinett ist Okubo, er wird zum Architekten des neuen Japan. Zu seinen wichtigsten Zielen gehört es, die alte Feudalgesellschaft in einen modernen Zentralstaat zu verwandeln. Noch im Jahr 1869 übertragen sämtliche Daimyo ihre Lehren in einem formalen Akt wieder auf den Kaiser.

Das alte Vierständesystem, das nach Samurai, Bauern, Handwerkern und Kaufleuten unterschied, wird abgeschafft (der Adelsstand bleibt freilich weiterhin bestehen). Entschlossen treibt die Zentralregierung den Aufbau der Infrastruktur voran. 1869/70 entsteht die erste öffentliche Telegrafenverbindung des Landes, bald fährt die erste Eisenbahn zwischen Tokyo und Yokohama. Zum 1. Januar 1873 wird in Japan der Grego-

rianische Kalender eingeführt. Nicht nur symbolisch beginnt damit eine neue, eine westliche Zeitrechnung.

Die Regierung in Tokyo lässt europäische Bücher übersetzen, holt ausländische Experten ins Land – und begibt sich sogar auf Bildungsurlaub. Angeführt vom Premierminister, reist 1871 fast das gesamte Kabinett für 20 Monate um die Welt: eine Wissensexpedition ohne Beispiel. Zu der Delegation zählen neben vier Ministern rund 50 hohe Regierungsbeamte und ebenso viele Studenten.

Die Teilnehmer sollen das Wirtschafts- und Gesellschaftssystem des Westens studieren; sie bereisen die USA und machen Station in Rom, Wien, Berlin, St. Petersburg, Stockholm, Kopenhagen, Paris und Bern. In Großbritannien werden Werften, Baumwollspinnereien, Eisengießereien und Brauereien besichtigt.

Auch Okubo Toshimichi, nun Finanzminister, lässt sich vom Fortschrittsoptimismus der Epoche anstecken. Er ist begeistert von den Errungenschaften des Westens und entschließt sich, seine Söhne auf ausländische Schulen zu schicken. Außerdem tritt der einstige Samurai längst wie ein Westler auf, trägt einen viktorianischen Backenbart, hat das Haar gescheitelt und kleidet sich besonders elegant. Stets eingehüllt in den Rauch seiner Zigarette, gibt er sich reserviert und formell.

In Deutschland wird die Delegation von Reichskanzler Otto von Bismarck empfangen. Der rät seinen Gästen, ihren Staat auf eigene Stärke zu gründen und nicht auf Bündnisse mit England oder Frankreich. Am Ende der Reise sind die japanischen Politiker zuversichtlich, dass der technologische Vorsprung des Westens – den sie auf wenige Jahrzehnte schätzen – nicht uneinholbar ist.



Vielen geht der Bruch der Erneuerer mit der Vergangenheit zu weit. Eine große Zahl Unzufriedener, vor allem Samurai, sammelt sich zum Aufstand – unter der Führung von Saigo Takamori. Im Frühjahr 1877 ziehen etwa 30 000 Rebellen, darunter auch Frauen (ganz oben), gegen die Regierung. Sie unterliegen schon bald der besser ausgerüsteten Nationalarmee. Unter der japanischen Kriegsflagge müssen sich die letzten Samurai den Soldaten ergeben (darunter). Die Moderne hat endgültig über die Tradition gesiegt

EINER DER MINISTER, die Japan nicht verlassen, ist Saigo Takamori. Er gehört zu einem geschäftsführenden Kabinett, das in Tokyo während der Auslandsreise des Premiers regiert und die strikte Anordnung hat, den politischen Kurs nicht zu ändern. Doch seit längerem schon ent-



Nachdem die inneren Unruhen niedergeschlagen sind, setzen japanische Politiker auf Expansion: 1894/95 besiegt ihre innerhalb weniger Jahre technisch auf den höchsten Standard gebrachte Armee China im Kampf um Korea. Westliche Kriegsbeobachter (im Bild rechts) müssen anerkennen, dass Japan in die Liga der Großmächte aufgestiegen ist



fremdet sich der ehemalige Samurai von seinen reformwilligen Ministerkollegen.

Saigo ist stets Krieger geblieben. Im Grunde verachtet er die betriebsamen Karrieristen in Tokyo. Überhaupt misstraut er dem Leben in der Stadt, dem Lärm der Verkehrsstraßen und vermisst die Stille des Landes. Fühlt sich den einfachen Bauern näher als aufstrebenden Fabrikanten und eifrigen Beamten.

Er trägt auch in Tokyo einfache Landekleid aus bunter Baumwolle. Selbst den Kaiserpalast besucht er in Sandalen oder Holzschuhen – einmal sogar barfuß, woraufhin ihn beunruhigte Wachsoldaten festhalten.

Wie Okubo will er ein starkes Japan, doch die neue Politik der Meiji-Regierung – und damit die seines Freundes – gefällt ihm nicht. Er sieht, wie mit der Zerschlagung des Stände- und Lehenwesens eine ganze Lebenswelt untergeht: seine Welt. Denn er fühlt sich tief verwurzelt im alten Feudalsystem, das sich in seinen Augen noch auf persönliche Loyalitäten stützt und nicht auf administrative Beziehungen. Besonders entwürdigend findet er die Behandlung der Samurai, die bis vor kurzem noch alle öffentlichen Ämter besetzt haben, jetzt aber häufig in bitterer Armut leben.

Dabei ist Saigo kein Illusionist, er weiß sehr gut, dass Japan gar nicht anders kann, als Wissen aus dem Ausland zu importieren, wenn es den Vorsprung des Westens einholen und sich unter den Großmächten behaupten will. Aber der Bruch mit der Vergangenheit ist ihm zu abrupt, der Wandel geht ihm zu schnell. Als die Regierung zu ihrer Weltreise aufbricht, soll er die Delegation mit den Worten verabschiedet haben, ihr Schiff möge im Meer versinken.

Während die Reformer den Globus umrunden, versucht Saigo 1872 eine außenpolitische Krise zu nutzen, um die Schlagkraft der Samurai zu beweisen.

Der Anlass ist wichtig: Das Königreich Korea, das Handelsbeziehungen mit Japan ablehnt, hat der Tokyoter Regierung in einem Dokument die korrekte Anredeform versagt. Saigo wittert eine Gelegenheit zum Kampf – eine Invasion Koreas

wäre eine ideale Bewährungsprobe für die Krieger. Es fehlt nur noch ein überzeugender Grund. Und so bietet er an, als Sondergesandter nach Korea zu reisen. Er ist davon überzeugt, auf dieser Mission getötet zu werden. Dann endlich könnte Japan losschlagen.

Doch die eilig aus dem Ausland zurückgeorderte Regierung lehnt eine Invasion Koreas ab – zumindest zum jetzigen Zeitpunkt. Besonders Okubo hält die innere Erneuerung Japans für vordringlich. Geschickt vereitelt er die vom Kaiser bereits genehmigte Sondermission Saigos.

Das ist der endgültige Bruch zwischen den einstigen Weggefährten.

ZEHN TAGE SPÄTER, am 24. Oktober, legt Saigo seine Ämter nieder und zieht sich nach Kagoshima zurück. Dort führt er das Leben eines Landadeligen; er arbeitet auf den Feldern, wandert, begleitet nur von seinen Hunden, fertigt strohsandalen und schreibt Verse: „Ich habe abgeschüttelt den Staub der Welt / Ich habe Abschied genommen von Rang und Ruhm.“

1874 gründet er in Satsuma mehrere Ausbildungsinstitute für junge Krieger und zieht 30 000 Schüler an, allein in Kagoshima sind es 7000. Die Schulen sind Sammelbecken der Enttäuschten, ein Hort der Restauration in der Restauration. Denn viele Samurai empfinden den Verlust ihrer Privilegien als demütigend. Bereits Anfang 1869 ist es zu kleineren Revolten von Kriegern gekommen, die um ihre Existenz fürchten.

Anstelle der Daimyo bezahlt inzwischen der Staat die traditionellen Stipendien der Samurai, mit denen deren Dienste vergolten werden. Die Unterhaltszahlungen machen anfangs ein Viertel aller Staatsausgaben aus und ziehen dringend benötigtes Kapital von der Modernisierung ab. Daher betreibt die Zentralregierung die Abschaffung der Stipendien. Die Krieger sollen Unternehmer werden oder jenes Land bewirtschaften, das man ihnen eigens zuteilt.

Als 1873 die allgemeine Wehrpflicht eingeführt wird, verlieren die Krieger weiter an Ansehen. Bauern, Kaufleute und Handwerker müssen sich nun zu Sol-



Am 11. Februar 1889 verkündet der Kaiser eine neue Verfassung. Sie ist unter Mithilfe deutscher Juristen entstanden und stark am Vorbild Preußens orientiert. Ein allgemeines Wahlrecht – für Männer – wird es erst 36 Jahre später geben

daten ausbilden lassen – die Samurai sind bedeutungslos geworden. Schließlich werden sie auch noch symbolisch entmantelt: Am 28. März 1876 verbietet ihnen die Zentralregierung, fortan Zöpfe und vor allem Schwertter zu tragen – die sichtbaren Insignien ihrer Sonderstellung.

**IN SAIGOS HEIMAT SATSUMA** ignorieren man die Erlasse und Anordnungen aus Tokyo, dort hat sich längst ein Staat im Staate gebildet. Am 29. Januar 1877 lässt die Regierung überstürzt ein Waffendepot räumen, damit es nicht Saigos Samurai-Schülern in die Hände fällt. Es gibt erste Kämpfe und mehrere Tote.

Okubo, inzwischen Innenminister und Chef des Polizeiapparates, hat auf den einstigen Freund Spitzel angesetzt. Sie werden entlarvt und gestehen angeblich, dass sie Satsumas Volksheld ermorden sollten. Allein diese Nachricht genügt, um Saigos Anhänger zum Aufstand zu mobilisieren. So wird der ehemalige Minister zur Symbolfigur einer Rebellion, die er nicht bewusst angezettelt hat – die ihm aber durchaus willkommen ist.

Am 14. Februar 1877 zieht Saigo an der Spitze von 23 000 Kriegern im Schneegestöber aus Kagoshima los. Unterwegs strömen ihm Tausende Anhänger

zu, am Ende befiehlt er eine Truppe von 30 000 Rebellen, welche die Regierung in Tokyo „zur Rede stellen“ wollen.

Doch die Bewegung hat kein klares Programm, kein Manifest. Es ist ein Zug der Unzufriedenen, der sich da auf den Weg gemacht hat. Sie streiten für alte Privilegien und gegen unliebsame Gesetze. Eigentlich aber ziehen die Samurai in den Krieg, um jahrhundertealte Werte und Traditionen einer feudalen Welt zu verteidigen, die im neuen Japan keinen Platz mehr haben.

Saigos Männer sind keineswegs nur mit Samurai-Schwertern bewaffnet, die Rebellen besitzen auch Gewehre und Karabiner, sogar einige Kanonen und Mörser. Doch sie sind eine zusammen gewürfelte Truppe ohne organisierten Nachschub und ausreichend Geld.

Fünf Tage später ruft Tokyo zum Krieg gegen Saigos Männer auf. Die Armee verfügt über die 14fache Menge an Munition, dazu über Eisenbahntüge, Dampfschiffe, Telegrafenverbindungen und das gesamte Arsenal des modernen Krieges: schwere Geschütze, Land- und Seeminen sowie Sprengsätze, die aus Ballons abgeworfen werden können. Anfangs mobilisiert Okubo 40 000 Soldaten, später sogar 60 000.

Schon die erste Aktion der Rebellen scheitert. Trotz tagelangen Dauerfeuers können sie die strategisch wichtige Festung Kumamoto in Kyushu nicht einnehmen. Als dem dort stationierten 4000 Mann starken Garnisonsheer 10 000 Regierungssoldaten zu Hilfe kommen, werden die Rebellen in verlustreiche Kämpfe verwickelt. Mehrere Monate lang treibt das Heer sie durch die Provinz Satsuma vor sich her. Schließlich flüchtet sich Saigo mit den letzten 300 Männern nach Kagoshima – zum Ausgangspunkt des Marsches.

So kommt es am 24. September 1877 zum letzten Kampf der Samurai.

Saigos Tod sichert dem tragischen Heros ein postumes Weiterleben als mythische Figur. Zu dem sofort einsetzenden Kult zählt auch die Legende, er habe ins Ausland flüchten können und werde eines Tages zur Errettung des Götterlandes wiederkommen.

Mit der Niederlage der Samurai hat Japans Gegenwart endgültig über die Vergangenheit triumphiert, der verzweifelte Wagemut der japanischen Kriegerkaste war der modernen Wehrpflichtigenarmee nicht gewachsen. Okubo hat auf ganzer Linie obsiegt – als Politiker und als Typus.

Auf ihn konzentriert sich nun der Hass jener Samurai, die Saigo rächen und die in ihren Augen korrupte Regierung strafen wollen. Am 14. Mai 1878, knapp acht Monate nach Saigos Tod, bricht Okubo um acht Uhr morgens in seiner Kutsche zum Kaiserpalast auf. Der Innenminister ist in seine Akten vertieft, als plötzlich sechs Männer mit gezückten Schwertern hinter einer Hausecke hervorstürmen. Gewöhnlich ist in seiner Kutsche eine Pistole deponiert, doch an diesem Tag ist die Waffe nach dem Reinigen des Wagens aus Versehen nicht zurückgelegt worden.

Zwei der Angreifer schlagen auf die Beine der Pferde ein, während die anderen einen der beiden Kutscher töten. Die Männer gehen so zielsicher und schnell vor, dass Okubo keine Gelegenheit zur Flucht hat. Als er die Kutsche verlassen will, versetzt ihm einer der Attentäter mit

Jetzt im Handel



# Zeigen Sie Ihren Kindern die Gesichter der Welt.

GEOlino – das Magazin für junge Entdecker. Diesen Monat mit **gähnenden  
Großkatzen**, **blitzschnellen Bobs** und **tollkühnen Tauchgängen** in der Tiefsee.

[www.geolino.de](http://www.geolino.de)

The cover of the GEOlino magazine features a large image of a white submarine at the bottom, with two dolphins swimming around it. Above the submarine, the title 'GEOlino' is written in large, bold, green letters. Below the title, it says 'Das Erlebnisheft'. To the right of the title, there is a small image of a book titled 'MIT BASTEL-BOGEN'. On the left side, there is a small image of a red bob sled. In the center, there is a small image of a person playing a cello. On the right side, there is a small image of a dog barking. At the bottom, the text 'AUSFLUG INS BLAUE' is written in large, bold, white letters, followed by the subtitle 'Die Abenteuer der ersten Meeresforscher'.

GEOlino. Wissen macht Spaß

dem Dolch eine klaffende Wunde ins Gesicht. Dann zerrt er ihn aus der Kutsche und ersticht ihn.

Anschließend stellen sich die Mörder der Polizei. Befragt nach ihren Komplizen, entgegnen sie: „30 Millionen Japaner – bis auf die Beamten in Tokyo.“

Okubo erhält ein Staatsbegräbnis. In ganz Japan werden die Flaggen auf Halbmast gesetzt, Kriegsschiffe schießen Salut. Die sechs Attentäter werden zum Tode verurteilt und hingerichtet.

\*

Japan bleibt bis ins 20. Jahrhundert hinein ein Agrarland, aber Industrialisierung und Modernisierung werden mit erhöhtem Tempo vorangetrieben. Bereits 1877 sind mehr als 4500 Kilometer an Telegrafenleitungen gespannt. Gezielt wird eine Textilindustrie aufgebaut, die Errichtung von Werften ebenso wie die Schwerindustrie vom Staat subventioniert; der Bergbau folgt bald europäischen Standards.

Bereits 1872 hat die Regierung eine 16-monatige Schulpflicht eingeführt. Zehntausende von Grundschulen werden im Land errichtet. Gleichzeitig bildet der Staat Seeleute für eine Handelsmarine aus. Die Armee erhält moderne Gewehre und Artilleriegeschütze. Eine Militärakademie nach westlichem Vorbild wird gegründet und 1883 die Wehrpflicht verlängert. Japan hat jetzt ein stehendes Heer von 73 000 Mann.

Die Euphorie über die Erneuerung ist so groß, dass manche die feudale Vergangenheit ihres Landes am liebsten verleugnen möchten. „Wir haben keine Geschichte, unsere Geschichte beginnt erst jetzt“, entgegnet ein Japaner dem deutschen Arzt Erwin Bälz, der 1876 für die Ausbildung von Medizinern ins Land geholt wird. Zu dieser Zeit arbeiten etwa 600 ausländische Berater in Japan – gegen Ende des Jahrhunderts werden es mehr als 3000 sein. Deutsche helfen bei der Gründung von Universitäten und der Schaffung eines modernen Polizeiapparats, Briten beim Aufbau des Post- und Eisenbahnsystems. Die Marine orientiert sich ebenfalls an dem Vorbild Englands, das japanische Heer an dem Preußens.

Der Wandel wird auch auf den Straßen sichtbar. Immer mehr Japaner kleiden sich nach europäischem Vorbild, tragen westliche Regenschirme und Uhren. In Tokyo wird das im Stil der französischen Renaissance errichtete Rokumeikan-Gebäude eröffnet, ein Treffpunkt für Japans Elite sowie ausländische Diplomaten und Händler. Die Speisekarte ist auf Französisch abgefasst, man trägt Abendkleidung aus London und übt sich im Standardtanz.

Kaiser Meiji wächst mehr und mehr in die Rolle des Monarchen hinein. Er verkörpert die Reformbewegung, sein Bild hängt in jedem Haus. Schulkinder zitieren seine Gedichte. Armee und Flotte unterstehen formell seinem Befehl, der Kaiser wohnt Manövern und den Abschlussfeiern der Offiziersanwärter bei.

Die Japaner importieren nicht nur technisches Wissen aus dem Westen, sondern auch philosophische Ideen – wenngleich Begriffe wie Freiheit anfangs kaum in den asiatischen Kontext übertragbar scheinen. Studenten, die aus dem Ausland zurückkehren, wissen indes sehr genau um die Bedeutung dieser Worte. Bereits um das Jahr 1874 gründet sich in Japan eine Bürgerrechtsbewegung, der Ruf nach einer Volksvertretung wird immer lauter.

Eine Verfassung verspricht der Kaiser für 1890. Der deutsche Staatsrechtler Hermann Rösler ist einer der Autoren des Entwurfs. Aus Sicht des noch immer mächtigen Adels soll das Regelwerk vor allem dazu dienen, republikanische Ideen einzudämmen und die Ausnahmestellung des Kaisers festzuschreiben. Man folgt schließlich in vielerlei der preußischen Vorlage – zugeschnitten auf ein Preußen Ostasiens, das bald ebenso wie das Deutsche Kaiserreich nach seinem Anteil an der Welt greifen wird. Die neue Verfassung wird dem Volk schließlich am 11. Februar 1889 vom Tenno „geschenkt“.

Das Oberhaus, die Adelskammer, existiert da bereits seit fünf Jahren. Auch ist ein Geheimer Staatsrat zur Beratung des Kaisers eingesetzt worden. Die Befugnisse des noch fehlenden Unterhauses, der eigentlichen Volksvertretung, werden durch die neue Verfassung stark einge-

schränkt: Es darf die Maßnahmen der Regierung lediglich „diskutieren“. Im Juli 1890 kommt es zu den ersten Wahlen. Wahlberechtigt sind nur Männer, die jährlich mindestens 15 Yen Steuern zahlen – so wohlhabend ist nur ein Prozent der japanischen Bevölkerung.

Bei aller Modernisierung, bei aller Begeisterung für den Westen soll die japanische Identität bewahrt werden. Deshalb ist die Aufrüstung und Stärkung des Militärs von Beginn an eines der Hauptziele der „Meiji-Restauration“, um nicht unter europäische Fremdherrschaft zu geraten. Und als Japan gerüstet ist, schickt es sich an, Asien zu unterwerfen.

1894 besetzen japanische Truppen die koreanische Halbinsel und besiegen dort den Rivalen China, der ebenfalls nach Vorherrschaft strebt. Korea wird zum Vasallenstaat, Japan verschafft sich als expandierende Militärmacht internationalem Respekt. Nach 1899 gelingt es Tokyo Zug um Zug, die „ungleichen Verträge“ mit dem Westen zu revidieren. Im Russisch-Japanischen Krieg, in dem Japan die Truppen des Zaren aus der Manduschrei vertreibt, besiegt das Inselreich 1905 erstmals eine Großmacht.

Wovon die Reformer 1868 wohl nur zu träumen gewagt haben, ist eingetreten: Innerhalb weniger Jahrzehnte hat sich Japan eine Hauptrolle auf der Bühne der Weltpolitik erarbeitet.

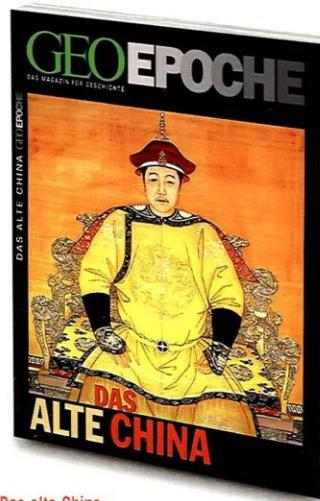
Der Kaiser, der in den 45 Jahren seiner Herrschaft den Aufstieg Japans von einem erstarrten, abgeschotteten Feudalstaat zu einer modernen Imperialmacht miterlebt und wohl auch mitgestaltet hat, stirbt am Morgen des 30. Juli 1912 an Herzversagen.

Der Jüngling Mutsuhito, der einst als unwissender 16-Jähriger die Mauern des Kaiserpalastes in einer Tragseßnf verließ, ist am Ende zur Symbolfigur für eine vom Erfolg verwöhnte Weltmacht geworden: postum zu Meiji-Tenno erhoben, als Gott verehrt, begraben im Süden der alten Kaiserstadt Kyoto. □

Dr. Ralf Berhorst, 38, schreibt regelmäßig für GEOEPOCHE. Einige der in diesem Beitrag geschilderten Ereignisse waren – stark vereinfacht – 2003 das Thema des Hollywoodfilms „Der letzte Samurai“.



**GRATIS  
zur Wahl!**



#### 1. Schultertasche

Praktische Tasche zum Umhängen für viele Gelegenheiten. Mit einem Hauptfach mit Reißverschluss und drei Einstektfächern, auf der Lasche, innen und auf der Taschenrückseite. Maße: 40 x 30 x 11 cm.

#### 2. GEO EPOCHE - »Das alte China«

Erleben Sie die komplexe Geschichte Chinas in all ihren Facetten. Mit opulenten Bildessays und aufwendigen Illustrationen wird »Das alte China« lebendig.

# GEO EPOCHE mit über 13% Ersparnis – und einem Dankeschön Ihrer Wahl!

**GEO EPOCHE** ist das Geschichtsmagazin von GEO. In jedem Heft erfahren Sie mehr über Alltag, Kultur, Gesellschaft und Wissenschaft wichtiger historischer Perioden. Jetzt 4x im Jahr – zum Selbstlesen oder Verschenken.

#### Ihre GEO EPOCHE-Vorteile

- 1 Geschenk Ihrer Wahl!
- Über 13% sparen!
- Lieferung frei Haus!
- Nach 1 Jahr jederzeit kündbar!
- Geld-zurück-Garantie für zu viel bezahlte Hefte!

#### So einfach erreichen Sie uns:

Vorteilscoupon ausfüllen und senden an:  
**GEO EPOCHE, Kunden-Service, 20080 Hamburg**

#### in Deutschland per

Tel.: 01805/861 80 00      12 Cent/Min.  
Fax: 01805/861 80 02      12 Cent/Min.  
E-Mail: GeoEpocho-Service@guj.de

#### in Österreich per

Tel.: 0820/00 10 85  
E-Mail: Geo-Epoche@abo-service.at

#### in der Schweiz per

Tel.: 041/329 22 20  
E-Mail: Geo-Epoche@eserservice.ch

Bitte Bestellnummer aus dem Vorteilscoupon angeben.

**GEO EPOCHE** erscheint im Verlag Gruner+Jahr AG & Co KG, Dr. Gerd Brüne, Am Baumwall 11, 20459 Hamburg, AG Hamburg HRA 102257.

#### GEO EPOCHE-Vorteilscoupon

Ja, ich bestelle **GEO EPOCHE** 4x jährlich zum Preis von zzt. € 6,90 (statt € 8,-) pro Heft (D)/zzt. € 7,60 (statt € 8,80) pro Heft (A)/zzt. Fr. 13,80 (statt Fr. 15,80) pro Heft (CH). Zum Dank für meine Bestellung erhält ich  die Schultertasche oder  **GEO EPOCHE - »Das alte China«** (bitte nur ein Kreuz) nach Zahlungseingang gratis. Die Lieferung aller Hefte erfolgt frei Haus. Ich gehe kein Risiko ein, denn ich kann nach Erhalt der 4. Ausgabe jederzeit kündigen. Das Geld für bezahlte, aber nicht gelieferte Ausgaben erhalte ich zurück. Alle Preise inkl. Zustellung und MwSt.

**Meine Anschrift:** (Bitte auf jeden Fall ausfüllen.)

Name, Vorname

Geburtsdatum

Straße/Nr.

/

PLZ      Wohnort

Telefon-Nr.

@

Bankleitzahl

Kontonummer

E-Mail

Geldinstitut

**Anschrift des Geschenkempfängers:** (Nur ausfüllen, wenn Sie **GEO EPOCHE** verschenken.)

**Widerrufsrecht:** Die Bestellung kann ich innerhalb der folgenden zwei Wochen ohne Begründung beim **GEO EPOCHE** Kunden-Service, 20080 Hamburg, in Textform (z. B. Brief oder E-Mail) oder durch Rücksendung der Zeitschrift widerrufen. Zur Fristwahrung genügt die rechtzeitige Absendung.

Ja, ich bin damit einverstanden, dass Sie mich ggf. per E-Mail oder Telefon über weitere Gruner+Jahr-Angebote informieren.

Datum

Unterschrift

479488

Straße/Nr.

Geburtsdatum

PLZ      Wohnort

Dauer der Geschenklieferung:

unbefristet (mindestens 1 Jahr)  
 1 Jahr (4 Ausgaben) 479489

X

KAPITULATION, 1945

# Der Tenno



Kaiser Hirohito 1928 am Tag seiner Inthronisierung: Er ist das Staatsoberhaupt, tatsächlich aber wird das Land vor allem von der Armeeführung beherrscht

# bricht sein Schweigen



Nicht einmal 100 Jahre nach der Öffnung des lange isolierten Landes und der Modernisierung in der Meiji-Zeit ist Japan Weltmacht geworden – und ein von rassistischen Ideen geprägter Militärstaat. Das Reich des Tenno beherrscht weite Teile Ostasiens. Seine Soldaten bringen millionenfachen Tod. Gegen Ende des Zweiten Weltkriegs jedoch fällt die Gewalt auf Japan zurück. Da erhebt Kaiser Hirohito zum ersten Mal seine Stimme und fordert Frieden. Aber erst nach einem dramatischen Machtkampf im Herrscherpalast unterzeichnen japanische Abgesandte gegenüber alliierten Offizieren die Kapitulation



Japans Armee ist in den 1930er Jahren zum Staat im Staate geworden: einer von keiner zivilen Instanz mehr kontrollierten Macht. 1937 nimmt die militärische Führung einen geringfügigen Konflikt als Vorwand dafür, in China einzufallen. 1939 kontrolliert Japan bereits viele Regionen im Reich der Mitte – alarmierende Zeichen für die andere Großmacht der pazifischen Region, die USA

VON FRANK OTTO

**E**s ist der 15. August 1945, 7.21 Uhr am Morgen, und Radio Tokyo sendet eine Sondermeldung: „Seine Kaiserliche Majestät hat einen Erlass herausgegeben. Um zwölf Uhr mittags wird er übertragen. Wir wollen alle respektvoll der Stimme des Tenno zuhören.“

Zum ersten Mal überhaupt wird sich Kaiser Hirohito, „Kind des Himmels“ und 124. Abkömmling der Sonnengöttin Amaterasu, persönlich an sein Volk wenden. Nur wenige der 72 Millionen Japaner haben je die Stimme des Kaisers gehört, wohl nicht einmal alle Mitglieder der Regierung kennen sie. Selbst in den

Kaiserlichen Konferenzen, in denen über Krieg und Frieden befunden wird, hat er meist geschwiegen; der Präsident des Staatsrates spricht in seinem Namen.

Kurz vor der Übertragung steht Strom auch dort zur Verfügung, wo es normalerweise bei Tag keine Versorgung gibt. Züge halten in den nächstgelegenen Bahnhöfen. In den Schulen und Fabriken ruht jede Tätigkeit. Punkt 12.00 Uhr ermahnt der Ansager das Auditorium, sich wegen der Tragweite der nun folgenden Sendung zu erheben. Die Nationalhymne wird gespielt. Nach einer weiteren Ankündigung er tönt die dünne, hohe Stimme des Kaisers. Millionen Japaner lauschen ihr.

„Meine guten und treuen Landeskinder“, hebt Hirohito an und teilt seinen Untertanen mit, er habe die Regierung angewiesen, eine Deklaration der USA, Großbritanniens, Chinas und der UdSSR

anzunehmen. Nach vier Jahren Krieg habe sich die Situation „nicht unbedingt zu Japans Vorteil entwickelt“.

Darüber hinaus gebrauchte der Feind eine neue, äußerst grausame Bombe. Unter diesen Umständen würde eine Fortsetzung des Kampfes nicht nur die Vernichtung der japanischen Nation bedeuten, sondern die Auslöschung der gesamten menschlichen Zivilisation. Der Gedanke an die Gefallenen und ihre trauernden Familien peinigt sein Herz: Japan stehe eine schwere Zukunft bevor. Doch er habe sich entschlossen, den Weg zum Frieden für die kommenden Generationen zu ebnen und das „Unerträgliche zu ertragen“.

Das alles ist vorsichtig formuliert, noch dazu in einer altertümlichen Hof-



**Der Tenno** gilt den Japanern als Abkömmling der Sonnengöttin Amaterasu. Auch seine nationalistischen Militärs verehren ihn demutsvoll – so Kriegsminister General Tojo Hideki bei einer Parade 1940. Entscheidungen über Kriege fällen die hohen Offiziere ohne den Herrscher, doch Hirohito legitimiert die Beschlüsse nachträglich durch seine Zustimmung

sprache, die mancher nicht gleich versteht. Die meisten Zuhörer haben wohl einen Aufruf zum entschlossenen Widerstand bei einer Invasion erwartet. Und bis zuletzt hat die Propaganda den Menschen eingehämmert, Japan werde den Krieg gewinnen. Doch nun, nach einigen Minuten des Schocks, wird den Zuhörern klar, was Ungeheuerliches der Kaiser verkündet hat: Der Krieg ist verloren. Und die ganze Nation bricht in Tränen aus.

20 Tage hat es gedauert, bis sich die Führung des imperialen Japans durchringen konnte, die Forderung der Alliierten nach bedingungsloser Kapitulation zu akzeptieren. 20 Tage, die Hunderttausende das Leben gekostet haben. Es bedurfte erst des Höllenfeuers der Atombomben von Hiroshima und Nagasaki, ehe Hirohito sein Schweigen brach und gegen den Widerstand der Armeeführung die Kapitulation durchsetzte. Doch bis zuletzt versuchten fanatische Offiziere, die Radioansprache zu hintertreiben und zu putschen – weil sie lieber kämpfend untergehen als sich ergeben wollten.

**DER VERGÖTTLICHTE KAISER**, dessen Stimme sein Volk vor dem Untergang be-

wahren soll, ist für die Mehrzahl der Japaner nur ein schemenhaftes Wesen. Fast nichts wissen sie über ihn, diesen stillen, schüchternen Mann von kindlicher Statur, der im starren Hofzeremoniell gefangen gehalten wird. Privat umgibt er sich am liebsten mit europäischem Kunsthändler, schätzt das Golfspiel und westliche Anzüge – alles Erinnerungen an eine Europareise als Thronfolger, seinem einzigen Ausbruch aus dem strengen Re-

## Der Kaiser lebt in seinem Palast fast wie ein Gefangener

lement des Kaiserhofes. Bei offiziellen Anlässen trägt er meist Uniform, doch der Hobby-Meeresbiologe ähnelt mit seinen dicken Brillengläsern eher einem unbeholfenen Gelehrten als einem Soldaten.

Seit seiner Kindheit steht der 1901 geborene Hirohito unter der Obhut altgedienter Militärs. Die Eltern sieht er von früh an nur selten, den regierenden Großvater, Meiji-Tenno, nur für einige Minuten im Jahr, an seinem Geburtstag; die Stimme des verehrten Herrschers hört sein Enkel vermutlich nie. Das Ausbildungsprogramm für den Thronfolger

ist rigoros: Militärische Übungen sollen den zarten Knaben abhärteln, durch Lektionen über die Shinto-Mythologie und die Historie des Herrscherhauses soll er das Bewusstsein von der Reinheit und Würde des japanischen Kaisertums verinnerlichen. Die Erziehung verläuft in strenger Abgeschiedenheit; nur wenige, sorgfältig ausgewählte adelige Schulkameraden dürfen ihr begleiten.

Isoliert bleibt Hirohito auch auf dem Chrysanthementhron, den er 1926 bestiegt. Laut der Verfassung kommt dem Tenno nahezu unbegrenzte Autorität zu. Als geheiltes Oberhaupt des Reiches ernannt und entlässt er Minister, Zivilbeamte und Offiziere, beruft das Parlament ein und löst es auf, kann Kriege erklären und Frieden schließen. Er ist auch Oberkommandierender der Streitkräfte – so steht es zumindest auf dem Papier.

Tatsächlich aber wird Japan von einer Kamarilla aus Höflingen, Ratgebern und Politikern regiert, darunter vorwiegend ehemalige und aktive hohe Militärs. Sie umringen den Tenno, schirmen ihn in seinem Palast in Tokyo ab, filtern alle Nachrichten über die Außenwelt. De facto hat der Kaiser nicht selber Entschlüsse

Die vom Gefühl der eigenen Überlegenheit getriebenen japanischen Angreifer sind vielerorts gewalttätig bis zum Exzess. So sterben allein in Shanghai, in dessen Ruinen japanische Soldaten im Oktober 1937 eindringen, Tausende Zivilisten. Insgesamt fallen dem japanischen Eroberungswahn in China 20 Millionen Menschen zum Opfer



zu fällen, sondern vorher getroffene Entscheidungen zu legitimieren. Und so billigt Hirohito schweigend, wie es ihm die Tradition gebietet, wenn andere in seinem Namen über das Schicksal Japans befinden.

Der bei weitem stärkste und unberechenbarste Machtfaktor im Land ist die Armee. Ihre Willkür kennt kaum Grenzen, Offiziere scheuen sich nicht einmal davor, nach eigenem Gutdünken Kriege loszubrechen. Etwa 1931, als hohe Militärs einen antijapanischen Anschlag auf eine Eisenbahnlinie in der zu China gehörenden Mandschurie inszenierten, deren Betrieb Tokyo als dem Sieger im Russisch-Japanischen Krieg 1905 zugestanden worden war. Schon lange wollen japanische Nationalisten das Machtvakuum in dem zerrütteten einstigen Kaiserreich ausnutzen und sich diese rohstoffreiche Region im Norden Chinas einverleiben.

Zwar sind die Schäden minimal, doch einige tote Chinesen, von den Verschwörern am Tatort zurückgelassen, bieten den Offizieren ausreichend Begründung dafür, eine Bedrohung für Nordostasien zu konstruieren und den lange gehegten Eroberungsplan umzusetzen. Ohne jede

Weisung aus Tokyo wird die nächstgelegene chinesische Garnison überrannt; binnen weniger Wochen besetzen japanische Truppen große Teile der Mandschurie sowie der Inneren Mongolei.

Eigennächtig handeln zunächst auch Einheiten der kaiserlichen Marine, die im Januar 1932 ein geringfügiges Scharnier mit chinesischen Soldaten als Vorwand für einen massiven Luftangriff auf Shanghai nehmen.

Hirohito, der seine Amtszeit unter den Leitgedanken *showa*, „erleuchteter Friede“, gestellt hat, ehrt die Kriegstreiber sogar – wahrscheinlich verlangen es seine Berater. Einen Kommandeur der Invasionstruppen empfängt der Kaiser in seinem Palast wie einen Helden und erhebt ihn in den Adelsstand. Tausende Offiziere und Zivilbeamte erhalten Orden für ihren verdienstvollen Einsatz.

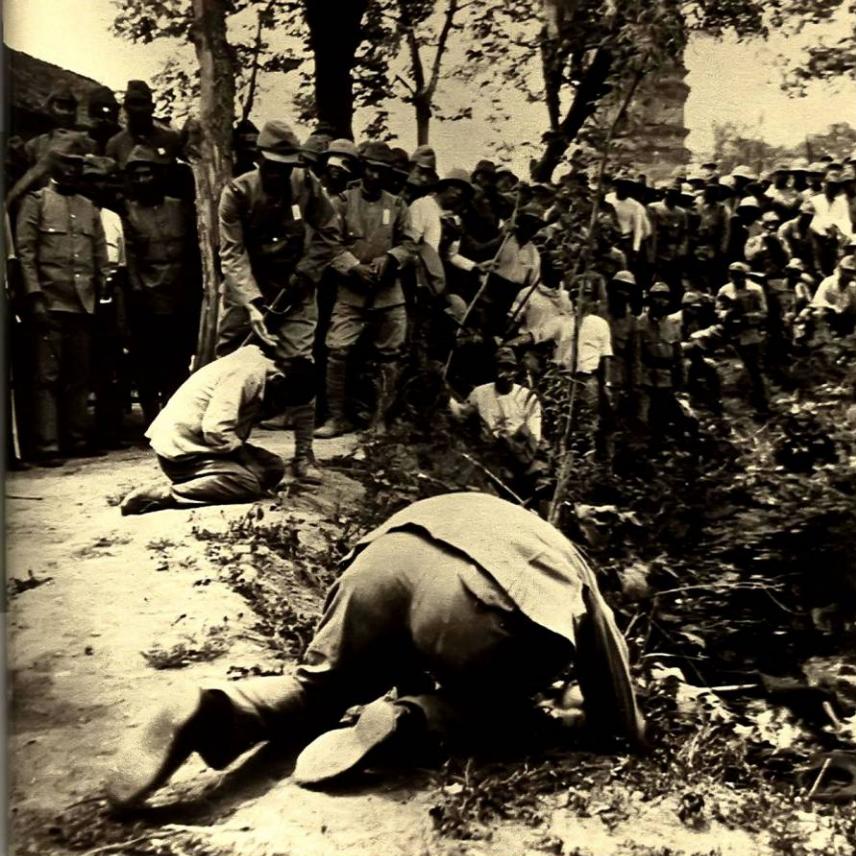
Und geht es einmal nicht nach dem Willen der Militärs, scheuen die sich nicht, selbst Politiker im persönlichen Umfeld des Kaisers zu ermorden. Anfang 1936 planen einige Jungoffiziere, den Tenno von „bösen Beratern“ zu befreien. Am 26. Februar machen sich Mordkommandos auf, um konservative Regierungsmitglieder zu beseitigen. Minister werden im Schlaf überrascht und erschossen. Die Putschisten verfehlten allerdings

den Premier und bringen aus Versehen dessen Schwager um.

Zwar scheitert der Putsch, 17 Anführer werden hingerichtet. Doch die Angst ums eigene Leben schreckt fortan viele Politiker davon ab, sich in die Belange der Armee einzumischen, die längst die Regie im Staat übernommen hat.

Japans Stellung als stärkste Macht Asiens, die es 1905 mit dem Sieg über das Zarenreich errungen hat, festigt sich unter Hirohito immer mehr. Seit Jahrzehnten schon beherrschen die Japaner unter anderem Taiwan, Korea sowie den Süden der Insel Sachalin; nun ist die Mandschurie hinzugekommen. Doch große Teile des Militärs sind mit diesem Kolonialreich nicht zufrieden; sie sehen in Japan immer noch einen „Habennichts“, der als eine Siegermacht des Ersten Weltkriegs von den Alliierten mit den ehemals deutschen Kolonien im Pazifik und der Einflusssphäre in der Mandschurie zu billig abgespeist worden sei.

Im Juli 1937 nimmt Japan einen weiteren geringfügigen Konflikt zwischen japanischen und chinesischen Soldaten zum Vorwand, um den Nachbarn im Westen erneut anzugreifen. Innerhalb wenige



Kriegsgefangene haben keine Gnade zu erwarten. Oft werden sie, wie hier 1937 in China, von ihren Peinigern geköpft. Den Japanern gelten unterlegene Gegner als ehrlose Menschen, auf die keine Rücksicht genommen werden muss

ger Monate erobern die Invasoren große Teile Ostchinas. Am 13. Dezember 1937 fällt die Hauptstadt Nanjing.

90 000 Kriegsgefangene geraten in die Hände der Angreifer und werden vor der Stadt zusammengetrieben. Es kommt zu einem der schlimmsten Massaker des 20. Jahrhunderts. Die Japaner – voller Verachtung für die „ehrlosen“ Verlierer – übergießen ihre Gefangenen mit Benzin und verbrennen sie bei lebendigem Leib, zerfetzen sie mit Maschinengewehrsalven oder schlitzen sie mit dem Bajonet auf. Anschließend posieren die Mörder für Fotos, lachend, mit den abgehackten Köpfen der Getöteten als Trophäen. Und eine japanische Zeitung berichtet über den Wettkampf zweier Leutnants, wem

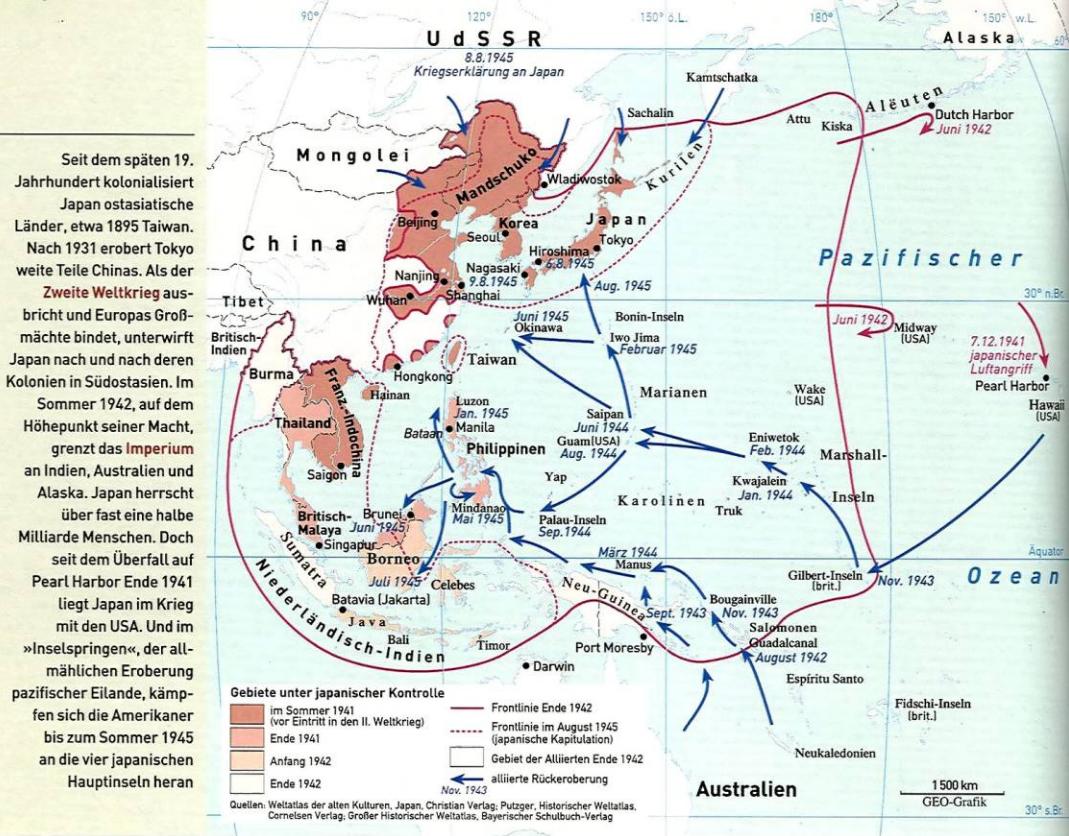
es als Erstem gelang, 100 Gefangene mit dem Schwert niederzustrecken.

Anschließend geht es gegen die Zivilbevölkerung: Sechs Wochen lang morden, plündern, schänden die japanischen Truppen. Vergewaltigen Zehntausende Frauen und ermorden viele von ihnen. Insgesamt fallen in Nanjing wohl an die 200 000 Menschen dem Blutrausch der Japaner zum Opfer; Regierungsstellen in China sprechen bis heute sogar von 300 000 Toten.

Bei ihrem weiteren Vordringen in China setzen japanische Einheiten Giftgas und biologische Kampfstoffe ein. Militärärzte der berüchtigten „Einheit 731“ probieren diese zuvor an chinesischen Gefangenen aus und schrecken auch vor anderen Gräueltaten nicht zurück: Sie amputieren die Gliedmaßen gesunder Gefangener, um zu prüfen, wie

groß der Blutverlust ist, entnehmen ihnen innere Organe oder testen, wie lange ein Mensch extreme Kälte ertragen kann. 3000 Chinesen verlieren bei diesen „Experimenten“ ihr Leben.

Trotz des skrupellosen Einsatzes aller Mittel kommt der japanische Vormarsch 1940 zum Stillstand. Nun drängt insbesondere die Marineführung auf eine Ausweitung des Konflikts nach Südostasien. Dort bieten sich nach der Niederlage der Kolonialmächte Frankreich und Holland im Krieg mit Nazi-Deutschland leicht zu erreichende Ziele. Im September 1940 besetzen japanische Truppen den Norden Indochinas (des heutigen Vietnam), zehn Monate später auch den Süden dieser französischen Kolonie. Als Reaktion ver-



Seit dem späten 19. Jahrhundert kolonialisiert Japan ostasiatische Länder, etwa 1895 Taiwan. Nach 1931 erobert Tokyo weite Teile Chinas. Als der Zweite Weltkrieg ausbricht und Europas Großmächte bindet, unterwirft Japan nach und nach deren Kolonien in Südostasien. Im Sommer 1942, auf dem Höhepunkt seiner Macht, grenzt das Imperium an Indien, Australien und Alaska. Japan herrscht über fast eine halbe Milliarde Menschen. Doch seit dem Überfall auf Pearl Harbor Ende 1941 liegt Japan im Krieg mit den USA. Und im »Inselspringen«, der allmählichen Eroberung pazifischer Eilande, kämpfen sich die Amerikaner bis zum Sommer 1945 an die vier japanischen Hauptinseln heran

hängen die USA ein Ölembargo gegen den mittlerweile mit Deutschland verbündeten Aggressor. Japans Versorgung mit Treibstoff ist damit abgeschnitten, die Fortführung des Krieges infrage gestellt. Die Reserven reichen bestenfalls für einige Monate.

Für Tokyo gibt es nur zwei Auswege: die amerikanische Forderung nach Rückzug aus Indochina zu akzeptieren – oder aber den japanischen Eroberungsfeldzug auf das ölfreiche Niederländisch-Indien (das heutige Indonesien) auszudehnen und den dann unvermeidlichen Kampf mit den USA zu wagen.

Der Tenno ist tief besorgt, glaubt nicht, dass Japan einen solchen Krieg gewinnen könne. Doch er schweigt in der Kaiserlichen Konferenz vom 1. Dezember 1941,

in welcher der endgültige Beschluss zum Krieg gegen die USA getroffen wird.

Am 7. Dezember 1941 attackieren japanische Maschinen auf Hawaii den US-Kriegshafen Pearl Harbor. Die amerikanische Pazifikflotte wird fast vollständig ausgeschaltet – mit Ausnahme der Flugzeugträger, die nicht im Hafen liegen. Zeitgleich beginnt der Angriff auf Britisch-Malaya und die von den USA kontrollierten Philippinen. Hongkong, Manila, Singapur und Batavia, das heutige Jakarta, fallen. Mit der Besetzung Burmas und dem Vorrücken bis an die Grenze Indiens erreicht Japan im Mai 1942 den Zenit seiner Macht: Es beherrscht weite Teile Ostasiens, gebietet über 450 Millionen Menschen und gewaltige Rohstoffvorkommen, vor allem Öl, Kautschuk, Reis, Erze und das Grundnahrungsmittel Reis.

Die Kriegsgefangenen erwarten Sklavenarbeit unter schonungslosen Bedin-

gungen, brutale Misshandlung und häufig der Tod. In Bataan auf den Philippinen strecken 78 000 philippinische und US-Soldaten im April 1942 die Waffen. Weil für ihren Transport nicht genügend Lastwagen bereitstehen, treibt man sie zu Fuß auf den Weg in ein etwa 100 Kilometer entferntes Lager.

Für Tausende wird es ein Marsch in den Tod: Die Gefangenen bekommen tagelang weder Wasser noch Nahrung, sie werden geschlagen und sind ohne Schutz der brütenden Hitze ausgesetzt. Wer zurückbleibt, wird getötet.

Gnaide haben die Besiegten nicht zu erwarten: Die Soldaten der kaiserlichen Armee wähnen sich auf einer heiligen Mission, die der „japanischen Rasse“ die Herrschaft über Asien bringen soll.



Je näher die Amerikaner heranrücken, desto verbissen er wehren sich die Japaner. Für die Insel Okinawa mobilisieren die USA am 1. April 1945 180 000 Soldaten. In die drei Monate andauernden Kämpfe geraten oft Zivilisten, die sich mit Tüchern vor giftigem Brandqualm schützen. Nach dem US-Sieg bereiten sich beide Seiten auf die Schlacht um die Hauptinseln Japans vor

Doch dann holen die Vereinigten Staaten zum Gegenschlag aus. Bereits im Juni 1942 erringen sie vor dem Midway-Atoll den Sieg in einer gigantischen See-Luft-Schlacht. Die kaiserliche Flotte verliert vier von insgesamt sechs großen Flugzeugträgern und die Mehrzahl der Fliegerbesatzungen.

Auch im Landkrieg bahnt sich mit der Landung einer amerikanischen Marineinfanteriedivision auf den Salomonen im Sommer 1942 die Wende an. Sechs Monate dauern die erbitterten Gefechte um die Tropeninsel Guadalcanal, bis die verbliebenen japanischen Soldaten evakuiert werden müssen. Die kaiserliche Armee ist auf dem Rückzug; langsam kriecht der Krieg an Japan heran.

Ab Juni 1944 nehmen amerikanische B-29-Langstreckenbomber den japanischen Archipel im Visier. Die meisten Wohnhäuser sind aus Holz gebaut, die Städte eng und dicht besiedelt. Das macht sie zum perfekten Ziel für Brandbomben. Kaum eine Großstadt bleibt verschont. Im März 1945 entfachen 334 B-29-Bomber in Tokyo einen Flammensturm, der annähernd 100 000 Menschen tötet und 23 000 Häuser vernichtet; die

Hitze bringt Glas zum Schmelzen und lässt das Wasser in den Kanälen kochen.

Je näher der Krieg Japan kommt, desto erbitterter kämpft die kaiserliche Armee. Jeder Meter Boden wird verteidigt, ohne Rücksicht auf fremdes und eigenes Leben. Am 1. April 1945 landen die Amerikaner auf Okinawa, etwa 500 Kilometer vor Kyushu, der südlichen Hauptinsel Japans, gelegen. Die Schlacht dort wird zur blutigsten des gesamten Pazifik-Krieges.

Die amerikanische Invasionsarmee zählt 180 000 Mann. Vier Divisionen bil-

## Schon 1944 gibt ein Vertrauter Hirohitos den Kampf verloren

den allein die erste Landungswelle, unterstützt vom ununterbrochenen Feuer der Schiffsgeschütze. Die Japaner ziehen sich ins Hinterland zurück, wollen dort einen Zermürbungskrieg führen. Zu diesem Zweck ist Okinawa seit Jahren zur Festung mit einem labyrinthischen Tunnelsystem ausgebaut worden.

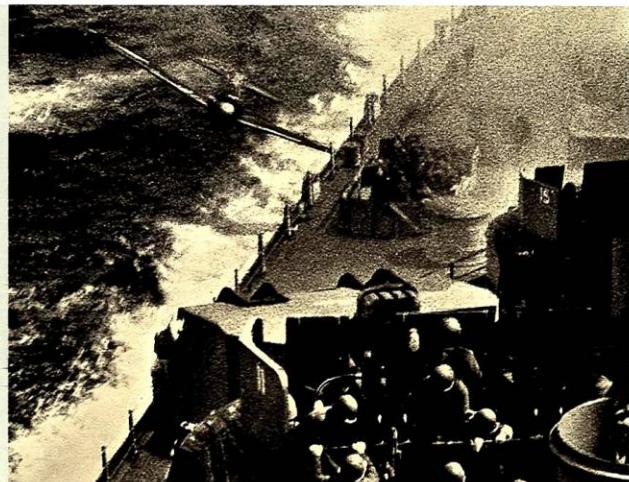
Angesichts des überlegenen Gegners verfallen die Japaner einem bizarren Todeskult: Eher wollen sie sterben, als auf-

zugeben. Eine Untersuchung der Gefallenen wird zeigen, dass viele eine Handgranate an ihrem Unterleib explodieren ließen. Aus der Luft greifen Kamikaze-Flieger den Feind an – und Bomber, unter deren Tragflächen mit Soldaten bemannete Selbstmord-Raketen hängen. 38 000 Amerikaner werden verwundet, 12 000 getötet; mehr als 100 000 japanische Soldaten bleiben auf dem Schlachtfeld, noch größer ist die Zahl der zivilen Opfer.

Durch ihren Sieg hat die US-Armee nun eine Basis direkt vor dem japanischen Kernegebiet erobert. Das „Götterland“ hat keine wirkungsvolle Flotte mehr und keine Luftwaffe. Der Krieg ist endgültig verloren. Doch eine starke Fraktion in Armee und Regierung will von Kapitulation nach wie vor nichts wissen, hofft vielmehr, durch eine entscheidende Schlacht auf Heimatboden den USA so große Verluste zufügen zu können, dass Washington Tokyo einen ehrenvollen Frieden anbieten muss.

ZU DEN WENIGEN, welche die Aussichtslosigkeit eines weiteren Kampfes einsehen, gehört Kido Koichi. Der 55-jährige Adelige aus ruhmreicher Familie klei-

Selbstmörderisch stürzen sich japanische Piloten in sprengstoffgefüllten Flugzeugen auf US-Schiffe: Ihre Spezialeinheiten werden Kamikaze genannt – nach jenen von den Göttern gesandten Winden, die im 13. Jahrhundert zwei mongolische Invasionsschiffe zerstörten. Die Verzweiflungstaten sind militärisch sinnlos, zeigen aber den fanatischen Siegeswillen vieler Japaner



det am Hof das hoch angesehene, aber mit wenig Machtbefugnissen ausgestattete Amt des Lordseigelbewahrers, der staatlichen Urkunden mit den offiziellen Stempeln versieht. Doch seine wirkliche Position ist ungleich einflussreicher: Als engster Vertrauter Hirohitos berät er diesen in allen politischen Angelegenheiten. Er ist Auge und Ohr für den abgeschirmten Tenno. Und niemand erhält ohne Kidos Erlaubnis eine Audienz beim Kaiser.

Schon seit 1944 knüpft Kido ein Netz von Befürwortern eines raschen Friedensschlusses, in aller Heimlichkeit, denn solcher „Defätmus“ ist gefährlich – die Geheimpolizei lässt manche wegen kleinerer Vergehen im Gefängnis verschwinden. Aber erst angesichts der bedrohlich näher rückenden Front im Frühjahr 1945 findet er in Außenminister Togo Shigenori einen hochrangigen Verbündeten.

Wie Kido ist auch Togo alles andere als ein Pazifist. Was beide die Notwendigkeit des Friedensschlusses erkennen lässt, ist kühle Berechnung: Tokio kann den Krieg nicht mehr gewinnen.

Mit viel Geduld überzeugt der Lordseigelbewahrer Kido seinen kaiserlichen Herrn von diesem Gedanken.

Am 26. Juli 1945 scheint sich für die Friedenspartei eine Gelegenheit zu eröffnen. Die in Potsdam zusammengekommenen Führer der Alliierten fordern Japan auf, unverzüglich die Waffen niederzulegen. Nur eine bedingungslose Kapitulation könnte die sofortige und vollständige Zerstörung Japans verhindern. Togo will die Potsdamer Proklamation akzeptieren, kann sich aber weder im Kabinett noch im Obersten Kriegsrat durchsetzen. Man werde die Vorschläge der Proklamation „ignorieren“, lautet schließlich die amtliche Sprachregelung.

## Noch nie in der Geschichte Japans hat ein Tenno kapituliert

Washington fasst das als Zurückweisung auf. Die amerikanische Antwort kommt am 6. August.

Um acht Uhr morgens entdeckt das japanische Radar amerikanische B-29-Bomber über Hiroshima. Um 8.15 Uhr und 17 Sekunden öffnet sich der Bombenschacht eines Fliegers. Man kann vom Boden einige kleinere Fallschirme ausmachen – bevor ein greller Lichtblitz die Beobachter erblinden lässt. Mit der

Gewalt von 12,5 Kilotonnen TNT vernichtet die Atombombe „Little Boy“ binnen Sekunden die bisher weitgehend unversehrte Stadt; Hitze, Druckwelle und Strahlung töten mehr als 8000 Menschen sofort und wahrscheinlich noch einmal so viele in den folgenden Jahren (siehe GEOEPOCHE „Kriegsende 1945“).

Die Atombombe hat auch sämtliche Kommunikationskanäle abgeschnitten; die Nachricht von der Katastrophe Hiroshimas erreicht erst im Laufe des Nachmittags Tokyo. Was geschehen ist, weiß zunächst niemand. Erst am nächsten Morgen empfangen japanische Radios eine Rede des amerikanischen Präsidenten. Der spricht von einer Waffe, die ihre Kraft aus der gleichen Quelle bezieht wie die Sonne. Und verbindet das mit der Drohung: Wenn die japanische Führung nicht augenblicklich kapituliere, solle sie „einen Regen des Verderbens aus der Luft erwarten, wie er noch nie auf dieser Erde gesehen wurde“.

Am Nachmittag des 7. August kommt das Kabinett zusammen. Außenminister Togo drängt seine Kollegen, das Angebot der Alliierten endlich anzunehmen und

bedingungslos zu kapitulieren. General Anami Korechika, der Kriegsminister, weist Togo zurück. Solange niemand wisstet, dass tatsächlich eine Atom bombe über Hiroshima abgeworfen worden ist, dürfe man nicht kopflos handeln. Dem stimmt das Kabinett zu. Japans Führer entscheiden sich: Sie unternehmen nichts.

Vergleichbar versucht Togo den Obersten Kriegsrat am 8. August einzuberufen. In diesem Rat versammeln sich die „Großen Sechs“ des Kaiserreichs: der Premier und die Minister für Äußeres, Krieg und Marine sowie die Stabschefs des Heeres und der Flotte. Theoretisch ist der Kriegsrat nur ein Konsultationsgremium; praktisch aber entscheidet er über Japans Schicksal. Doch erst am Morgen des 9. August kommen die Großen Sechs zusammen; die Stabschefs hatten die Einladung am Vortag aufgrund von „dringenden Geschäften“ verschoben.

Die Situation hat sich unterdessen zugespielt. Seit wenigen Stunden greifen Panzer der UdSSR die japanischen Truppen in der Mandschurei an. Der sowjetische Diktator Josef Stalin will zu den Siegern gehören, wenn die Kriegsbeute verteilt wird. Mit dieser Nachricht eröffnet Premier Suzuki Kantaro, ein hochbetagter Admiral, um 10.30 Uhr die Ratssitzung. Aber ein Diener unterbricht ihn, reicht eine Meldung herein. Suzuki liest sie laut vor: „Heute morgen wurde Nagasaki von einem heftigen Angriff der gleichen Art wie in Hiroshima getroffen. Der Schaden ist immens.“

Außenminister Togo ergreift das Wort: Es gebe keine Hoffnung mehr auf Sieg, die Regierung müsse sofort um Frieden nachsuchen. Nur die Herrschaft des Kaisers dürfe nicht angetastet werden. Suzuki stimmt dem zu.

Kriegsminister Anami hält dagegen. Drei zusätzliche Bedingungen seien zu formulieren: Die Streitkräfte müssten sich selber entwaffen sowie mögliche Kriegsverbrecher aus den eigenen Reihen richten dürfen; ferner sei die Besetzung Japans durch fremde Truppen zu verhindern. Die beiden Stabschefs stimmen Anami zu.

General Umezu Yoshijiro, der Vertreter des Heeres, hält eine Kapitulation sogar für unmöglich; japanische Soldaten würden dieses Wort nicht kennen: „Wenn sie ihre Waffen verlieren, kämpfen sie mit ihren Füßen. Wenn sie nicht mit den Füßen kämpfen können, beißen sie; und wenn sie das nicht mehr können, schneiden sie sich die Zunge ab und töten sich selbst.“

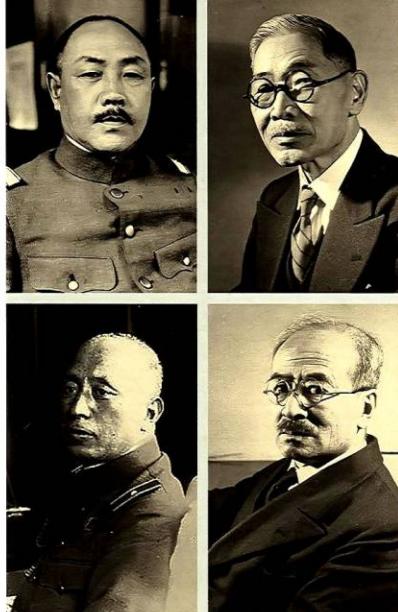
Der Premierminister wird zunehmend nervös. Nach zweieinhalb Stunden hitziger Diskussion fährt er die Militärs an: Sie wollten jede Art von Friedensverhandlungen hintertrieben. Ohne Ergebnis beendet er die Sitzung. Das Kabinett soll entscheiden.

Auch in der größeren Runde kommt es zu keiner Einigung. Stunde um Stunde verstreicht, ohne dass Anami von seinen drei Bedingungen abweichen würde. Japan sei noch nicht am Ende; es müsse sich vorbereiten für die entscheidende Schlacht auf Heimaterde. Um 22 Uhr geht das Kabinett ergebnislos auseinander.

Nun, so beschließt der Premier Suzuki, sei die Zeit für einen Plan gekommen, den er schon vor Wochen mit Kido Koichi erörtert hat: Der Tenno müsse noch in dieser Nacht auf einer Kaiserlichen Konferenz – dem formal höchsten Entscheidungsgremium – den Militärs ins Gesicht sagen, dass er den Krieg beendet sehen wolle. Höchst unwahrscheinlich, dass sie den Wunsch ihres Oberbefehlshabers ignorieren würden. Vorherzusehen ist das Resultat freilich nicht: Noch nie in Japans Geschichte ist dergleichen geschehen.

**DER 9. AUGUST** ist ein schwüler Tag gewesen. Und auch spät in der Nacht lässt die Wärme noch schwer auf Tokyo. Brandgeruch liegt über der verwüsteten Stadt. Im beschädigten Kaiserpalast hat der Tenno seine Residenz in die Bibliothek verlegt und sucht bei Luftangriffen Schutz im Bunker darunter.

Kurz vor Mitternacht treffen die Spitzen des Reiches zu der eiligst anberaumten Kaiserlichen Konferenz im Bunker des Herrschers ein. Es geht eine schmale Treppe hinunter, dann durch die stählerne Eingangstür bis zum Konferenzraum, wo sich die elf Männer an zwei langen, gegenüberstehenden Tischen niederlassen. Fliegerangriffe muss man hier nicht



Zwei Dutzend Minister und Offiziere führen Japan durch den Zweiten Weltkrieg. Ultronalistisch sind alle, doch bewahren manche sich den Sinn für die Realität. Die **Militärs**, etwa Kriegsminister **Anami Korechika** (oben links) und **General Umezu Yoshijiro** (unten links), wollen selbst noch im Sommer 1945 bis zum letzten Mann kämpfen, anstatt aufzugeben. Manche **Politiker** plädieren hingegen für Frieden, etwa Außenminister **Togo Shigenori** (oben rechts) und **Lordsiegelbewahrer Kido Koichi** (unten rechts). Sie drängen den Kaiser, die Niederlage zu akzeptieren

fürchten: Eine zum Teil sechs Meter dicke Betondecke und 13 Meter Erde darüber halten jede Bombe ab. Im rechten Winkel zu den langen Tafeln steht ein kürzerer Tisch, bedeckt mit golddurchwirktem Brokat, dazu ein einfacher Lehnsstuhl aus Holz. Dahinter verbirgt ein goldener Wandschirm eine zweite Tür.

Um 23.55 Uhr tritt Hirohito hinter dem Wandschirm hervor, begleitet von einem Adjutanten. Der Tenno ist noch



Am 6. August 1945 zerstört eine Atombombe **Hiroshima** und stürzt Japans Führung in Konfusion, denn zunächst weiß in Tokyo niemand, was genau geschehen ist. Selbst als drei Tage darauf Nagasaki das gleiche Schicksal trifft, akzeptiert nur die Hälfte des Kriegsrates die Niederlage. Doch dann äußert der Tenno gegenüber dessen Mitgliedern zum ersten Mal seine eigene Meinung – für den Frieden

schmäler geworden; Furchen durchziehen sein Gesicht. Tief verneigen sich die Versammelten, stets bemüht, jeden Blickkontakt mit dem göttlichen Herrscher zu vermeiden. Suzuki wendet sich an Hirohito, erklärt die Lage: Außenminister Togo beabsichtige, die alliierten Bedingungen zu akzeptieren, unter dem einzigen Vorbehalt, dass der Status des Kaisers gewahrt bleibe. Kriegsminister Anami dagegen wolle dem drei weitere Bedingungen hinzufügen.

Anschließend erläutert Togo seine Gründe, dann folgt ihm Anami. Weitere Anwesende sprechen, tauschen die längst

bekannten Argumente aus. Da ergreift der Premier noch einmal das Wort: Ein Entschluss sei wiederum nicht in Sicht. „Wir können es uns aber nicht leisten, auch nur eine Minute zu verschwenden. Folglich, obwohl es unerhört und erschreckend ist, schlage ich vor, um kaiserliche Anleitung zu ersuchen.“

Das ist noch nie da gewesen: Stets hatte der Premierminister dem Kaiser einstimmige Entschlüsse präsentiert, die der nur noch zu sanktionieren hatte. Anami ist empört, doch Suzuki lässt sich nicht unterbrechen: „Der Wunsch Eurer Majestät soll die Angelegenheit entscheiden.“

Hirohito hat wie immer still zugehört. Jetzt aber bricht er sein Schweigen: „Ich stimme dem Außenminister zu.“ Lang-

sam, mit vielen Pausen, erklärt er: „Ich bin zu dem Schluss gekommen, dass die Fortführung des Krieges nur die Verwüstung der Heimat, noch mehr Blutvergießen und Gräuel bringen muss. Ich kann nicht ertragen, dass mein unschuldiges Volk weiter leiden soll.“

30 Minuten spricht der Kaiser, es ist die längste Rede seines Lebens. Alle spüren die Tragweite des soeben Gehörten: Die Männer weinen. Auch Hirohitos Gesicht ist tränennass, als er den Raum verlässt. Noch in der gleichen Nacht bestätigt das Kabinett die „geheiligte Entscheidung“ des göttlichen Herrschers.



Am 2. September 1945 unterzeichnen Tokios Vertreter auf dem US-Schlachtschiff »Missouri« die Kapitulation. Zwei Wochen zuvor hat es im kaiserlichen Palast noch einen Putschversuch fanatischer Militärs gegen die nun friedensbereite Führung gegeben – dann aber verkündete der Kaiser persönlich in einer Radioansprache das Ende des Krieges. Erst diese Rede brach, nach einem halben Jahrhundert militärischer Expansion, endgültig den Kriegswillen Japans

Nicht alle jedoch sind bereit, diese Entscheidung zu respektieren.

KRIEGSMINISTER ANAMI KORECHIKA ist der wohl mächtigste Mann in Japan. Der geübte Fechter und Bogenschütze verkörpert den *bushido*, die Lebensweise des Samurai. Mehr Soldat als Politiker, genießt der 58-Jährige in der Armee höchstes Ansehen; sein Wort gilt den Offizieren und Mannschaften als Gesetz. Doch was er seinen Stabsoffizieren am Morgen des 10. August mitteilt, wollen sie nicht glauben: Erwähnt der Kriegsminister tatsächlich die Kapitulation?

Kühl antwortet Anami: „Wenn jemand hier unzufrieden ist und daran denkt, gegen die Entscheidung Seiner Majestät vorzugehen, dann kann er das nur über meine Leiche!“

In kleinerer Runde hingegen klingen seine Worte anders: Verräter, die das Land betrügen wollten und geheimen Kontakt zum Feind hielten, hätten das Militär in eine Falle gelockt. Einige unter den jüngeren, glühend nationalistischen Offizieren nehmen ihn beim Wort – und planen den Putsch. Sie beabsichtigen, alle gemäßigten Minister auszuschalten

und den Kaiser zu zwingen, den Krieg weiterzuführen. Die Putschisten glauben Anami auf ihrer Seite.

Unterdessen hat die Tokyoter Regierung das Kapitulationsangebot abgesenkt – an der militärischen Zensur vorbei auf einer geheimen Frequenz, aus Furcht vor der Armee. Deren Führung interpretiert die kaiserliche Entscheidung nämlich auf ganz eigene Weise: „Wir haben nur eine Wahl“, heißt es in einer offiziellen Verlautbarung am 10. August. „Wir müssen kämpfen, bis wir den heiligen Krieg um die Bewahrung unserer Staats-

ministers nicht. Damit aber haben die Kriegstreiber unter den Militärs einen Grund, die „geheiligte Entscheidung“ Hirohitos infrage zu stellen.

Vize-Admiral Onishi Takajiro, der Schöpfer der Kamikaze-Einheiten, will 20 Millionen Japaner bei Selbstmordeinsätzen opfern, jeden vierten Einwohner; das müsse den Sieg bringen. Auch Anami drängt nun wieder auf die Entscheidungsschlacht; die Forderungen der Alliierten anzunehmen bedeute, Japan dem Untergang zu weihen.

Es ist, als habe es die Kaiserliche Konferenz und den Entschluss des Tenno nicht gegeben: Am Morgen des 13. August stimmen erneut drei der Großen Sechs im Obersten Kriegsrat für die Kapitulation, drei dagegen. Und nach langer Sitzung am Abend desselben Tages zeigt sich das Kabinett ebenfalls uneins.

Etwa eine Stunde später empfängt der Kriegsminister eine Delegation der Putschisten. Die Umstürzler erläutern ihren Plan: Anami soll das Kriegsrecht ausrufen und den Kampf als Diktator weiterführen; zudem wolle man den Kaiser unter Hausarrest stellen und von seinen Beratern isolieren.

## In letzter Minute bedrohen Putschisten den Kaiser

form gewonnen haben. Wir müssen weiterkämpfen, wenn wir gezwungen sind, Gras zu fressen, Dreck zu schlucken und auf der bloßen Erde zu schlafen – denn unser Tod bedeutet die Aussicht für unser Land zu überleben.“

Am 12. August trifft die Antwort der Alliierten auf das Kapitulationsersuchen ein. Die von Japan erhoffte Garantie für den Fortbestand des Kaisertums enthält die Note des amerikanischen Außen-

Anamis Einverständnis ist für das Gelingen des Plans unentbehrlich, niemand sonst hat die Autorität, die ganze Armee hinter sich zu vereinen. Anami gibt keine eindeutige Antwort, aber die Putschisten legen sein höfliches Ausweichen als Zustimmung aus. Sie wollen am nächsten Morgen um zehn Uhr losschlagen. Doch es kommt etwas dazwischen.

Denn während die Verschwörer noch an ihren Plänen arbeiten, werfen US-Piloten Flugblätter über Japan ab, auf denen geschrieben steht, dass die japanische Regierung zur Kapitulation bereit sei. Davon weiß aber bislang nur ein kleiner Führungszirkel in Tokyo.

Um sieben Uhr am 14. August bekommt Lordsiegelbewahrer Kido ein Flugblatt in die Hände. Er ist fassungslos, rechnet nun mit einem Militäraufstand. Unverzüglich wendet sich Kido an Hirohito: Nur wenn der Kaiser sofort seine Anordnung wiederhole, die Waffen zu strecken, sei ein Staatsstreich abzuwenden. Der Tenno willigt ein. Es ist jetzt kurz vor neun Uhr; um halb elf soll eine weitere Kaiserliche Konferenz beginnen.

Fast alle einberufenen Minister tragen nur leichte Kleidung; auch an diesem Dienstag drückt die Sommerhitze. Obwohl die Einladung ausdrücklich erwähnt hat, dass auf den am Hof vorgeschrriebenen Cut verzichtet werden dürfe, halten es die meisten für respektlos, dem Kaiser im offenen Hemd entgegenzutreten. Also leihen sich die Zivilisten Krawatten, Jacketts, manche sogar dunkle Hosen von ihren Sekretären, ehe sie sich auf den Weg zum Palast machen.

Wieder ist der Konferenzraum im Bunker unter der Bibliothek der Ort der Zusammenkunft. Diesmal zwängen sich dort 25 Männer hinein, darunter alle 15 Kabinettsminister – und Hirohito, der um 10.55 Uhr hinter dem goldenen Wandbild hervortritt. Der Kaiser wiederholt seinen dringenden Wunsch, den Krieg augenblicklich zu beenden. Und erklärt sich bereit, im Radio zu seinem Volk zu sprechen.

Die Putschisten haben den entscheidenden Zeitpunkt verpasst, um den Kriegsminister für sich zu gewinnen.

Nun, nach der unmissverständlichen Willensäußerung des Tenno, gibt Anami seinen Widerstand auf: Er befiehlt den japanischen Streitkräften, der „geheiligen Entscheidung“ strikt zu gehorchen.

Aber nicht alle Offiziere folgen diesem Befehl. Major Hatanaka Kenji, einer der Putschisten, sieht noch nicht alle Chancen vertan, sollte es gelingen, die Übertragung von Hirohitos Rede zu vereiteln.

**14. AUGUST**, früher Nachmittag: Das Kabinett tritt zusammen, um den Text der Radioansprache auszuarbeiten. Rundfunktechniker werden in das auf dem Palastgelände gelegene Ministerium für die kaiserliche Hofhaltung befohlen, um sich für die Aufzeichnung der Rede bereitzuhalten. Ihre Mission ist streng geheim, sie

## Durch die Niederlage verliert der Tenno seine Göttlichkeit

ahnhen nur, wer in ihr Mikrofon sprechen wird. In der Residenz des Premiers ringen die Minister bis 20.30 Uhr um jedes Wort. Schließlich billigt das Kabinett die endgültige Fassung des kaiserlichen Reksripts, dessen Text Hirohito verlesen und das noch am selben Tag im Gesetzblatt veröffentlicht werden soll. Das geschieht um 23 Uhr, nachdem Kaiser und Minister es besiegelt haben.

Damit ist der Krieg im Pazifik offiziell beendet.

Wenig später verabschiedet sich General Anami von seinen Widersachern Togo und Suzuki. Er bittet sie um Verständnis für seine Haltung, entschuldigt sich für die Schwierigkeiten, die er ihnen bereitet habe. Er hat versagt: Die Armee unter seinem Kommando ist besiegt, mit dem Vorhaben, eine letzte Schlacht auf heimatlichem Boden zu schlagen, konnte er sich nicht durchsetzen.

Nun bleibt ihm nur ein Ausweg: Er fährt nach Hause und bereitet sich auf *seppuku* vor, die rituelle Selbsttötung der Samurai. In den frühen Morgenstunden stößt er sich das Kurzschwert in den Bauch und versucht dann vergieblich, sich die Halsschlagader zu durchtrennen. Erst durch die Unterstützung eines anwe-

senden Offiziers gelingt dem Kriegsmi-nister schließlich der Suizid.

Stunden vorher, um 23.25 Uhr, ist der Kaiser im Hofhaltungsministerium eingetroffen. Er braucht zwei Versuche, dann ist die Aufnahme perfekt. Die Schallplatten werden in Filmdosen verpackt und in den Räumen der Kaiserin in einem Safe eingeschlossen.

Es ist Mitternacht, der 15. August bricht an – der wohl wichtigste Tag in Japans jüngerer Geschichte.

Jetzt schlagen die Putschisten um Major Hatanaka zu. Wer sich ihnen in den Weg stellt, wird umgebracht, so der Befehlshaber der kaiserlichen Wachdivision. In dessen Namen befiehlt Hatanaka den Wacheinheiten, den Palast zu besetzen und sämtliche Kommunikationskanäle zu kapern. Die Mannschaften gehorchen, und die Umstürzer machen sich auf die Suche nach Lordsiegelbewahrer Kido, dem aus ihrer Sicht gefährlichsten Verräter. Außerdem fahnden sie nach den Aufnahmen der Ansprache des Tenno, um sie zu vernichten. Doch sie finden beide nicht: Kido verkriecht sich in einem Luftschutzbunker unter dem Hofhaltungsministerium. Und keiner kommt auf die Idee, die Gemächer der Kaiserin zu durchwühlen.

Um vier Uhr früh fällt die Rebellion in sich zusammen: Denn der Befehlshaber des östlichen Heeresverbandes, zuständig für den Schutz Tokios, lehnt den Putsch ab. Mehr noch, er fährt mit seinen Soldaten zum Palast und klärt dort die Wachtruppen über den gefälschten Befehl ihres toten Kommandanten auf.

Der Aufstand ist gescheitert; sein Anführer Hatanaka tötet sich selbst. Als ein Diener den Kaiser um 6.40 Uhr weckt, nur 20 Minuten vor der üblichen Zeit, um ihn über den Umsturzversuch zu unterrichten, ist die alte Ordnung im Palast längst wieder hergestellt.

Keine Dreiviertelstunde später sendet Radio Tokyo eine Sondermeldung: „Seine Kaiserliche Majestät hat einen Erlass herausgegeben. Um zwölf Uhr mittags wird er übertragen. Wir wollen alle respektvoll der Stimme des Tenno zuhören.“

# Japan

Der andere  
Kulturführer

Am 30. August 1945 landen amerikanische Besatzungstruppen in Japan. Widerstand erwarten sie nicht: die kaiserliche Ansprache hat gewirkt. Drei Tage später unterzeichnen der neue Außenminister Shigemitsu Mamoru und Generalstabschef Umezu an Bord der „USS Missouri“ in der Bucht von Tokyo die Kapitulationsurkunde.

Die Politik der Demokratisierung und Entmilitarisierung der Amerikaner, die bis 1952 im Land bleiben, verläuft weitgehend störungsfrei: Die sechs Millionen Mann starke Armee gibt ihre Waffen ab, die Truppen in Übersee werden in die Heimat verschifft und demobilisiert. 1947 erhält Japan eine parlamentarische Verfassung. Dort heißt es im ersten Artikel: „Der Kaiser soll das Symbol des Staates und der Einheit des Volkes sein. Seine Stellung leitet sich aus dem Willen des Volkes ab“ – und nicht mehr aus seiner göttlichen Herkunft.

Mit Artikel 9 der Verfassung verzichtet Japan für immer auf das Recht, Krieg zu führen: „Land-, See- und Luftstreitkräfte werden nicht unterhalten.“ Doch schon in den 1950er Jahren erlaubt die Amerikaner Japan die Aufstellung von „Selbstverteidigungskräften“, aus denen die heutige japanische Armee entsteht. Nicht einmal die Tokyoter Kriegsverbrecherprozesse ab April 1946 provozieren einen Aufruhr. 28 Politiker und Militärs werden von den Siegermächten angeklagt, 25 verurteilt, davon sieben zum Tode.

Kido Koichi, der Lordsiegelbewahrer, wird zu lebenslanger Haft verurteilt, aber schon 1955 freigelassen; bis zu seinem Tod 1977 lebt er zurückgezogen. Togo Shigenori, der Außenminister, erhält 20 Jahre Gefängnis; er stirbt 1950. Ministerpräsident Suzuki Kantaro dagegen wird von den Alliierten nicht angeklagt; er stirbt 80-jährig 1948.

**ANFÄNGLICHE ÜBERLEGUNGEN** auf Seiten der Sieger, auch Kaiser Hirohito vor Gericht zu stellen, werden bald fallen gelassen: Der amerikanische Oberkommandierende, General Douglas MacArthur, fürchtet den Ausbruch eines Guerillakrieges gegen die Besatzer. Dann aber

müssten eine Million zusätzliche GIs in Japan stationiert werden, um die Ordnung aufrechtzuerhalten.

Ohnehin ist den USA ein stabiles und loyales Japan wichtiger als ein konsequent geführtes Tribunal. Sie wollen den ehemaligen Gegner als Partner gegen ein kommunistisches Asien aufbauen, der Kalte Krieg wirft seinen Schatten voraus.

In Korea stehen sich Ost und West direkt gegenüber. Das Land ist nach dem Abzug der japanischen Truppen zweigeteilt, im Norden besetzt von den Sowjetrussen, im Süden bis zum 38. Breitengrad von den Amerikanern. Die Bemühungen der Vereinigten Staaten um die Demokratisierung Japans gelten größeren Zielen als der Bestrafung von Kriegsverbrechen, die USA brauchen einen Verbündeten in Asien. Auch deshalb entgeht Hirohito der Anklagebank und kann sich in den Nachkriegsjahren ein neues Image als Friedensfürst zulegen.

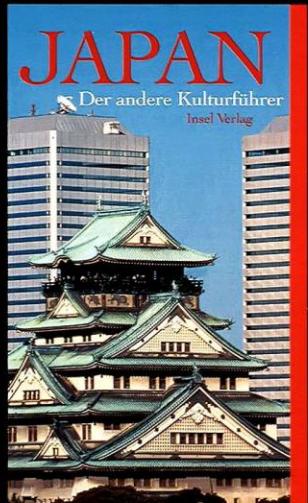
Die Frage nach der tatsächlichen Schuld des Tenno an den japanischen Kriegsverbrechen ist unter Historikern bis heute umstritten: Nur wenige Forscher halten Hirohito nach wie vor für einen machtlosen, aber stets um den Frieden bemühten Monarchen, der im richtigen Moment die Kapitulation durchgesetzt und so das Land der Götter – und seinen Thron – gerettet hat. Doch auch die entgegengesetzte Ansicht, die in ihm den eigentlichen Kriegstreiber sieht, hat nur wenige Anhänger.

Die dritte und größte Gruppe unter den Forschern betont, dass der Tenno über die Handlungen seiner Militärs zu jeder Zeit gut informiert war und sie durch seine Zustimmung stets legitimiert hat; sie weist ihm daher eine persönliche Verantwortung für die Kriegsereignisse und damit auch für die Verbrechen der Militärs zu.

Hirohitos Herrschaft des „erleuchteten Friedens“ dauert noch 44 weitere Jahre. Der Showa-Tenno stirbt 1989, wenige Monate vor seinem 88. Geburtstag.

Kein Kaiser in Japans Geschichte ist jemals so alt geworden. Keiner hat so lange regiert wie er. □

Dr. Frank Otto, 38, ist Privatdozent für Neuere Geschichte an der Universität Hamburg.



Hg. Irmela Hijiya-Kirschnereit. Mit zahlr. farbigen Abbildungen. 334 S. € 15,80 (D)

Fremdsprachige Aufdrucke auf T-Shirts und Einkaufstaschen, Karaoke-Kultur und »Gedichtsteine«, Manga-Magazine, Frauenrevuen oder japanisches Kino und Theater – 12 Kapitel schildern aufs unterhaltsamste kulturelle und gesellschaftliche Eigentümlichkeiten des modernen Japans.

Insel



Das japanische **Kaisertum** ist die älteste be  
vergangenen 60 Jahre haben aus den entrückten  
Befinden die Klatschspalten des Landes ebenso

# Menschwerdung der Himmelschen

von JÖRG-UWE ALBIG

**A**m Tag, an dem Prinzessin Sayako den Palast auf immer verlässt, um den städtischen Angestellten Kuroda Yoshiaki zu heiraten, liegt Herbstlaub auf dem Rasen des Hibuya-Parks. An ihren Fernsehgeräten sehen die Japaner der einzigen Tochter des Tenno dabei zu, wie sie die kaiserliche Würde abstreift wie einen zu warmen Mantel. Sie sehen ihre winkende Hand in der Limousine unter weißgrauem Himmel, ihre Perlenkette und das schlichte, weiße Seidenkleid, ihren ergebenen Eintritt ins Hochzeitszimmer im zweiten Stock des „Imperial Hotel“. Ihre behutsamen Schritte in die flauen Siebziger-Jahre-Moderne aus Messing, pastellfarbenen Teppichböden und dem Herbststern-Strauß im Foyer. Und sie hören immer wieder, auf allen Sendern, den gleichen Kommentar: „Über der Szene liegt eine stille Einsamkeit.“

Endlosschleifen, in Zeitlupe gedehnt, umrankt von Pachelbel-Kanon und Mondscheinsonate: Sayakos weißbeschuhnte Füße beim Aussteigen aus der Limousine; die Verbeugungen bei der Pressekonferenz nach der Zeremonie; die erhobenen Sektkläser zum Bankett. Kein Ringtausch, kein Tortenanschnitt, kein Kuss. Dafür das Staunen der Reporter, ihr Mantra ein englisches Lehnwort: *shimpuru – simple*. So schlicht und so einfach.

Dann wieder Bilder aus der mythischen Zeit, als die Prinzessin noch Prinzessin war: ihr selig-mildes, bebrilltes Lächeln beim Kräutersammeln, beim Knien vor einer Blume, beim Betasten eines Kirschblütenzweigs im Palastgarten. Und wieder – Vergänglichkeit! – das Herbstlaub im Hibuya-Park.

Die rund 6000 Zuschauer am Straßenrand schwenken keine Fähnchen, fallen nicht auf die Knie, spenden nur freundlichen Beifall. „Omedeto gozaimasut!“, rufen sie, „herzlichen Glückwunsch!“ Fotografieren mit Kamera-Handys die Limousinen des Kaiser- und des Kronprinzen-paars. Witzeln mit den Polizisten, die keine Mühe haben, die Begeisterung in geordneten Bahnen zu halten.

Keine Anbetung – nur Sympathie: „Die Prinzessin ist so tierisch“, sagt eine Frau. „Es gefällt mir, dass sie berufstätig ist“, sagt eine andere. „Sie wird eine Brücke sein zwischen der kaiserlichen Familie und dem Volk“, sagt ein Dritter. Doch alle wissen, dass sie schon heute Abend eine von ihnen sein wird: Mitglied der staubsaugenden, Steuer zahlenden, U-Bahn fahrenden, Einkaufswagen schiebenden Klasse. In einer Zwei-Zimmer-Mietwohnung, 50 Quadratmeter, irgendwo in Tokyo.

So zeigen die Bilder des Tages eine Menschwerdung; die Vermischung eines Titanengeschlechts mit den Erdlingen. Einen Abstieg von jenem ungreifbaren Ort „über den Wolken“, wo nach alter Überlieferung Japans Kaiser ihre Wohnung hatten, auf eine fußkalte Erde. Eine umgekehrte Evolution – von der Sonnengöttin, der Urmutter der Kaisersippe, zum *Homo sapiens*.

**IM GRUNDE BEGANN DER WEG NACH UNTEN** am Mittag des 15. August 1945, als des Kaisers Stimme zur Erde fiel. Sie verkündete im Radio die Kapitulation seines Landes nach den Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki. Und es war nur verständlich, dass aufständische Offiziere im Palast nach der Aufnahme fahndeten, um sie noch vor der Sendung vernichten zu können.

Denn die Stimme des Tenno gab nicht nur den Krieg verloren, den die Offiziere bis zum letzten Blutstropfen weiterzuführen gedachten. Sie gab auch das Geheimnis preis, das die Heiligkeit des Thrones garantierte. Sie durchbrach das Schweigen, das über Jahrhunderte die kaiserliche Aura stärker gefestigt hatte, als es ein Befehl je gekonnt hätte.

Die Suche der Offiziere blieb erfolglos. Das japanische Volk hörte zum ersten Mal die Stimme seines erhabenen Herrschers. Es war eine hohe, leicht quäkende Stimme; kein Donner über den Wassern. Der sprichwörtliche „Chrysanthemenvorhang“, der die japanischen Kaiser seit jeher ins mythische Dunkel entrückt hatte, hatte anschließend einen Riss.

stehende Monarchie der Welt, der Tenno der einzige noch lebende Kaiser. Doch die Nachfahren einer mythischen Sonnengöttin allzu menschliche Zeitgenossen gemacht, deren füllt wie die Frage, ob auch eine Frau den Chrysanthementhron besteigen darf



Am Neujahrstag 1946 entsagt Kaiser Hirohito offiziell seiner Göttlichkeit. Er, dessen Stimme die Untertanen bis zur Kapitulation im Sommer 1945 nie zuvor gehört hatten, zeigt sich nun häufiger in der Öffentlichkeit – etwa am Fenster seines Eisenbahnwagens, den das kaiserliche Chrysanthemen-Emblem zierte

Nicht genug damit: Die amerikanischen Sieger zerrten den Kaiser ans Licht. Weil sie ihn als Garanten für Japans Stabilität und gegen die kommunistische Gefahr ansahen, drängten sie ihn, durchs Land zu reisen und seine irdische Gestalt vorzuzeigen wie eine Monstranz. US-Journalisten sahen jetzt einen „müden, armseligen kleinen Mann“ im schlecht geschnittenen, grau gestreiften Anzug, geplagt von einem nervösen Zucken im Gesicht und in der rechten Schulter, mit einem ungehorsamen rechten Bein – und dieser merkwürdigen Stimme, die „immer höher und dünner“ wurde.

Viele Japaner aber fielen auf die Knie, wenn er erschien. Manche weinten vor Glück und riefen „banzai!“, „zehntausend Jahre!“. Andere verloren vorübergehend die Orientierung; die Gesichtsmuskeln spannten sich, die Körper bebten; die Beine zitterten wie unter einem elektrischen Schock. Das Volk drängte sich, das Auto des Herrschers zu berühren, denn an seinen Leib wagte es sich nicht heran.

Der Kaiser, aus solcher Nähe betrachtet, war ein ungewohnter Anblick. In der Zeit der Shogune hatte er Audienzen immer nur hinter einem Vorhang gehalten. Noch zur Mitte des 19. Jahrhunderts wussten nur wenige Japaner, dass es überhaupt einen Kaiser gab. Auch in der Endphase der Meiji-Restauration wurde sein leibhafter Anblick durch das *goshinsei* ersetzt, das sakrosankte Kaiserporträt, das in Behörden und Schulen, verborgen in einer Art Schrein, die Ehrfurcht der Untertanen forderte – der Maler, ein italienischer Angestellter im Münzamt, hatte dafür hinter einer Trennwand arbeiten müssen, um Blickkontakt mit der Majestät zu vermeiden. Und so heilig war das Bildnis, dass zwischen 1896 und 1945 acht Lehrer bei dem Versuch umkamen, es aus Feuersbrünsten in Schulen zu retten.

Nach dem Krieg materialisierte sich der Tenno nach und nach wie eine Schneeflocke im Sinkflug. Von der Nachkriegsverfassung zum „Symbol des Staates und der Einheit des Volkes“ degradiert, stolperete er in die Sichtbarkeit. Hirohito besuchte sein erstes japanisches Kaufhaus, sein erstes Sumo-Turnier und sein erstes Baseballspiel, erschien ab 1948 zweimal im Jahr den Untertanen am Palastfenster, um ihnen Neujahrs- und Geburtstagsgrüße zuzuwinken. Und als zur Jahreswende 1988/89 der 87-jährige Tenno im Sterben lag, der Darm vom Krebs zerstört, schien seine Menschwerdung vollkommen: Über 30 Liter bürgerlicher Blutspenden hatten jeden kaiserlichen Lebenssaft verdrängt.

Sein Sohn Akihito, der nach Ablauf der Trauerperiode 1990 als 125. Tenno seit dem mythischen Ur-Kaiser

Jimmu den Thron bestieg, legte von Anfang an Wert auf ein menschliches Gesicht. Er bereiste alle 47 Präfekturen des Landes, legte in 13 Jahren 120 000 Kilometer zurück, besuchte auch das entfernte, vom Vater nie erreichte Okinawa. Massierte sogar, es war im Jahr 1997, dem Insassen eines Altersheims die Schultern.

Akihito legte die am Hof seit Jahrhunderten gebräuchliche Tabu-Sprache ab, die etwa „Wasser“ mit „kalt“ und „Blut“ mit „Schweiß“ umschrieb, sowie den Brauch, für Ausfahrten der Kaiserlichen alle Ampeln auf grüne Welle zu schalten. Und die traditionellen, 31-silbigen *Waka*-Verse, die zu jedem Neujahrsfest in feierlicher Zeremonie und hohem, psalmodierendem Ton verlesen werden, widmete das Kaiserpaar jetzt bisweilen so profanen Dingen wie Fußball: „Das Tor zu hüten“, dichtete etwa die Kaiserin anlässlich der Weltmeisterschaft 1998, „ist er nun auserkoren/ und nur er allein./ Der Jüngling geht in Stellung, die Augen weit geöffnet.“

Heute dringen zweimal täglich neugierige Massen durch das Kiyomon-Tor in die einstmals verbottene Stadt im Zentrum Tokios. Durchschlägeln als vielhundertköpfiger Lindwurm das Areal, gelenkt von Uniformierten mit Megafonen, zwischen Lotos-Teichen und Wachtürmen hindurch. Winken den Fensterputzern hinter den Panoramatischeinen des Palastes zu, als wollten sie schon einmal für Kaisers Geburtstag üben.

**DOCH NÄHE TÖTET DIE EHRFURCHT.** Zwar wuchs nach dem Thronwechsel innerhalb weniger Jahre die Sympathie des Volkes für den Kaiser beträchtlich: Auf die Frage nach ihrem vorherrschenden Gefühl in Bezug auf den Monarchen nannten nun 47 statt zuvor 22 Prozent der Japaner Zuneigung. Doch gleichzeitig sank der Anteil derer, die vor allem Respekt empfanden, von 27,5 auf 17,5 Prozent. Bei einer Umfrage im Jahr 2003 drückten gar 52 Prozent ihre Sympathie zum Kaiser aus – doch nur noch 15 fühlten überwiegend Respekt. Dafür erklärten 29 Prozent, der Tenno sei ihnen gleichgültig.

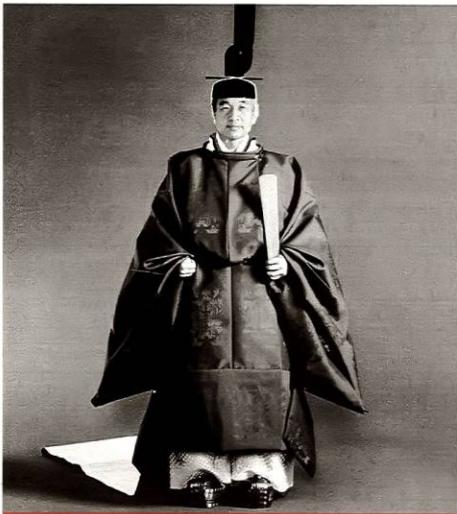
Schon steht auf den Meinungsseiten der Tageszeitung „Asahi Shimbun“ die Monarchie selbst zur Disposition: Experten wie der Verfassungsrechtler Yokota Koichi oder die Historikerin Kano Mikio fragen nach dem Sinn jener rund 200 Millionen Euro, die das Kaiserhaus den Staat jedes Jahr kostet. Oder führen das Gleichheitsgebot der Verfassung gegen die hierarchische Tradition ins Feld.

„Die Gefühle der Ehrfurcht und der Sehnsucht des Volkes nach dem Kaiser und der Kaiserin wachsen stetig“, steht trotzig auf der Tafel am Eingang zum Meiji-Schrein im Yoyogi-Park. Der prachtvolle Bau ist der Seele des Tenno Mutsuhito, dem postum „Meiji“ genannten Urgroßvater des amtierenden Herrschers, und der seiner Gattin Shoken gewidmet, die von 1868 bis 1912 dem Kaisertum

wieder neue Bedeutung und Schubkraft für die Modernisierung Japans verliehen (siehe Seite 122). Ein Spalier aus weißen, gelben, roten und rosaarbenen Chrysanthemen, gestiftet von Züchtern aus dem ganzen Land, flankiert den Weg zum Haupttor des Heiligtums.

Hier, an diesem mächtigen Zypressenholz-Bau mit dem geschwungenen kupfergrünen Dach, hat der Kaiserglaube noch eine Bastion. Sieben Stufen führen zu der Schranke, an der die Gebete verrichtet werden; an ihrem Fuß parkt ein Dutzend Rollstühle. Pilger waschen Hände und Mund am steinernen Reinigungsbecken, werfen Münzen in die Opferkiste, neigen zweimal den Oberkörper, klatschen zweimal in die Hände und verbeugen sich wieder. Ziehen aus Schachteln eines von 30 ausgewählten *Waka*-Gedichten, von denen das Meiji-Kaiserpaar mehr als 130 000 verfasst haben soll und die als Orakelsprüche dienen. Notieren Wünsche auf Holztäfelchen, welche die Priester gegen Zahlung von 500 Yen jeden Morgen den Göttern darbringen. Und von Zeit zu Zeit kommt die kaiserliche Familie zu Besuch.

Auch der regierende Kaiser Akihito hat ja, wie jeder Tenno, bei seiner Thronbesteigung das spirituelle Band zu seinen Vorfahren neu geknüpft. In der Nacht vom 22. zum 23. November 1990 vollzog er – gegen den heftigen Protest



Immer weniger Respekt vermittelt der Tenno den Japanern, so haben Umfragen ergeben – dafür aber mehr Sympathie und Nähe. Trotz allem beruft sich auch Akihito, der Sohn und Nachfolger Hirohitos, auf einen göttlichen Stammbaum

linker Organisationen – das *daijōsai*, jenes geheimnisvolle nächtliche Ritual, bei dem der neue Kaiser den Göttern Sake und Reis aus der Ernte zweier geheiliger Felder darbietet und anschließend verzehrt. Nacheinander betrat er zwei Hütten aus ungeschälten Baumstämmen und rohen Mattenwänden, erleuchtet von Öllampen. Was genau dann dort auf der „göttlichen Couch“ geschah, war so geheim, dass in Fachkreisen immer wieder über sexuelle Untertöne spekuliert wurde.

„Beim Daijōsai geht der Geist eines Kaisers auf seinen Nachfolger über“, sagt Fukutoku Miko, Sprecherin der konservativen „Meiji Jingu Sukeikai“, der Gesellschaft der Meiji-Schrein-Verehrer. „In diesem Sinn könnte man auch den jetzigen Kaiser als göttlich bezeichnen.“

Zwar hat Kaiser Hirohito, postum „Showa“ genannt, am Neujahrstag 1946 den Glauben an seine Göttlichkeit offiziell als „falsche Vorstellung“ bezeichnet. Doch lasse sich aus dieser Erklärung nicht unbedingt schließen, dass der Kaiser tatsächlich nicht göttlich sei. „Er hat gesagt, er sei ein Mensch“, sagt Frau Fukutoku behutsam. „Aber tief im Inneren glauben die Japaner an seine Göttlichkeit.“

Das übersteigerte Bild vom Kaiser als lebendigem Gott geht zum Teil auf das 19. Jahrhundert zurück, als es den Meiji-Reformern zum Kampf gegen die Shogune und zur Legitimation ihrer Macht diente. Die klangvollen Titel wie „offenbarter Gott“ oder „glänzender Gott“, mit denen man seit alter Zeit den Kaiser schmückte, waren bis dahin eher poetischer Zierrat als religiöses Dogma gewesen. Zudem sind die *kami*, die Götter des Shinto-Glaubens, nicht allmächtig wie der christliche, jüdische oder islamische Gott – sie sind vielmehr Geister, die auch Pflanzen, Tieren und Steinen innwohnen können.

Doch auch die Macht der Geister liegt in ihrer Unsichtbarkeit. Und so ist es kein Zufall, dass an dem Tag, an dem Kaiser Hirohito seiner Göttlichkeit abschwore, Japans Zeitungen ihn erstmals als Papi mit Tochter im Garten zeigten. Seither fluten kaiserliche Familienfotos das Land. Und selbst am Yasukuni-Schrein, dem Wallfahrtsort japanischer Konservativer, die dort die Geister auch der verdächtigsten Kriegstoten verehren, streut mittlerweile ein Souvenir-laden kaiserliche Symbole mitten in die profane Welt.

SEIT 50 JAHREN STEHT SUGIURA KATSUYOSHI hier hinter dem Tresen. Als sein Großvater nach dem Krieg dieses Geschäft aufmachte, handelte er nur mit Lampions und Devotionalien für den Yasukuni-Schrein. Jetzt verkauft Sugiura neben Würsten und Bier auch die offiziellen Kaiserfotos und den offiziellen Kalender mit den Bildern der Ersten Familie sowie Pralinen und Bohnenpasten-Kuchen zur Hochzeit von Prinzessin Sayako und Kuroda Yoshiki.

Dazu Gürtelschnallen, Anstecker, sogar tragbare Aschenbecher mit dem Chrysanthemen-Emblem, dem Symbol der Kaiserfamilie.

„Noch vor 15 Jahren wäre ich dafür ins Gefängnis gekommen“, sagt Sugiura. „Jetzt aber spüre ich, dass die kaiserliche Familie mir dankbar ist.“

Stolz steht er da mit seinen Jeans, seinem offenen Hemd, seiner riesigen Gürtelschnalle mit dem Pferdekopf. Es wird die Dankbarkeit der Kaiserfamilie nicht trüben, dass seine besten Kunden die Mafiosi von der Yakuza sind, wie er ohne Schambekannt. Immerhin bietet er nicht, wie

## DIE POLITISCHE MACHTE DES KAISERS IST HEUTE VERSCHWINDEND GERING

in europäischen Monarchien üblich, Tassen oder Krüge mit Herrscherporträts an: „So etwas“, sagt Herr Sugiura, „wäre in Japan unmöglich.“

Denn die brächten das Volk ja in Mundkontakt mit der Majestät. Auch die Intimität, die das Lecken von Briefmarken ausdrückt, darf dem Bild des Tenno nicht zugemutet werden: Als die britische Royal Mail 1999 den Besuch des Kaiserpaars in Großbritannien mit einem Satz von Sondermarken feiern wollte, protestierte der japanische Staat und verlangte, den Verkauf zu stoppen.

Doch da die Bilder der Monarchen nun einmal in der Welt sind, ist es die höchste Sorge des Hofamts – des *kunaicho* –, sie zu beherrschen. Das Amt, gegründet unter Tenno Mommu im Jahr 701, war zur Meiji-Zeit eine der mächtigsten Behörden des Landes. Heute, von 6200 Beamten auf 1080 geschrumpft, kann es keinen Staat mehr lenken, sondern nur noch dessen Ikonographie.

Weil etwa der Künstler Oura Nobuyuki bei einer Ausstellung Fotos des Kaisers Hirohito für „spirituelle Selbstporträts“ benutzt hatte, forderte das *Kunaicho* von den Museumsdirektoren eine Erklärung: Folgsam hängte das Institut die Arbeiten ab, entfernte sie aus seinen Räumen und verbrannte schließlich auch noch die Kataloge. Meist braucht das Amt nicht einmal solch zarten Druck, um die Bilder vom Kaiserhaus zu kontrollieren. Die Folge der US-Zeichentrickserie „Die Simpsons“, in der Vater Homer Simpson den Tenno beim Sumo-Ringen durch die Luft wirbelt, wurde auch ohne amtliches Veto von den japanischen Bildschirmen verbannt.

Hat es die Möglichkeit dazu, greift das Amt auch schon mal zur disziplinarischen Keule. Der vom *Kunaicho* bestellte Fotograf, der das Bild von der Hochzeit des Prinzen Akishino aufnahm, auf dem die Braut dem starren Bräutigam mit behandschuhter Grazie die Frisur richtet, wurde ohne Zaudern entlassen. Das Hofamt verhinderte

die Veröffentlichung; erst ausdauernde Eingaben der Zeitschriftenverleger erwirkten die Zulassung des Fotos: So zierte es etwa das Sonderheft des Frauenmagazins „Josei Jishin“ zur Hochzeit des Kronprinzen im Jahr 1993.

**HERAUSGEGEBEN WURDE DAS HEFT** von Matsuzaki Toshiya, einem lebhaften, kleinen Mann mit rauer Stimme, der viel raucht und Kaffee mit Süßstoff trinkt. Seit rund 50 Jahren sind die Geschicke des Kaiserhauses sein Beruf; ein Dutzend Bücher hat er über die Majestäten verfasst. Und Ende der 1950er Jahre war er mit von der Partie, als sich – eigens zur Hochzeit des jetzigen Kaisers – „Josei Jishin“ gründete, um die neue Gier nach Palast-Klatsch zu befriedigen. Seither druckt das Blatt jede Woche mindestens einen großen Artikel über die Kaiserfamilie, verkauft im Schnitt an die 700 000 Exemplare; bei besonderen Anlässen auch über eine Million.

Die Hochzeit des damaligen Kronprinzen Akihito mit der Bürgerlichen Shoda Michiko, Tochter eines Unternehmers, war 1959 Japans erste Liaison zwischen Himmel und Erde: Bis dahin hatten sich heiratswillige Kaiserliche ausschließlich aus dem alten Adel bedient. Jetzt bejubelten über eine halbe Million Zuschauer die Fahrt eines Erhabenen und einer Niederen im offenen Wagen zum Kronprinzenpalast.

Und zum ersten Mal wurden die lichtscheuen Royals zu Medienstars. 1200 Reporter und Kameramänner mach-

## STUNDENLANG ÜBT DIE PRINZESSIN DIE KORREKTE VERBEUGUNG

ten die Hochzeit zum bis dahin größten Fernsehereignis in Japans Geschichte – in Schwarz-Weiß verfolgt von 15 Millionen Menschen, im Schnitt zehn Stunden und 35 Minuten lang.

Mit dieser Hochzeit begann auch die visuelle Revolution. „Als Kind sagte man mir: Wenn du dem Kaiser zu nahe kommst, verlierst du dein Augenlicht“, sagt Matsuzaki Toshiya. „Inzwischen betrachten die jungen Leute die Kaiserlichen als Fernsehstars.“

Er zeigt Bilder aus „Josei Jishin“: der junge Kronprinz Naruhito in kühner Badehose, dessen Gattin Masako als Modevorbild mit Herstellerangaben, dazu Tipps zum Arrangement von Frisur und Halstuch. „Vor dem jetzigen Kaiser“, beteuert Matsuzaki, „wäre so etwas niemals veröffentlicht worden.“

Doch zugleich werden die Bilder knapp. „Seit etwa zehn Jahren wird es immer schwieriger, über das Kaiserhaus zu berichten“, sagt Matsuzaki im romantikfreien Neonlicht seines Großraumbüros. „Immer mehr Medien

konkurrieren um Bilder. Gleichzeitig werden die Plätze für Fotografen immer geiziger zugeteilt, wird die Zahl der Akkreditierungen immer geringer.“

So baut das Kunaicho Dämme in den Strom der Pixel, der den jahrhundertealten Nimbus des Kaisertums zu verwässern droht. Seine Beamten, meist nur vorübergehend abgestellt aus Finanz-, Außen- oder Innenministerium, agieren mit Delikatesse und Vorsicht, um sich nicht die weitere Karriere in ihren Heimatbehörden zu verbauen.

Als könnte der Informationsfluss den Kaiser entleeren, rationieren sie alle Bilder und Worte, setzen die Majestäten in Szene, um sie dann jäh zu entrücken. „Für einen Moment scheint das Kaiserhaus sehr nah zu sein“, sagt Matsuzaki, „dann wieder ganz weit entfernt.“ Die Kunst sei das *timing*, „das Heben und Senken des Chrysanthemenvorhangs“, hat Usami Takeshi, Hofamtschef unter Kaiser Hirohito, einmal stolz erklärt.

„Der Kaiser sagt, er möchte mit dem Volk gehen“, sagt Matsuzaki Toshiya. „Aber das spiegelt sich nicht in der Art wider, wie er repräsentiert wird.“ Denn zwischen Kaiser und Völk hat das Hofamt seinen Presseclub gesetzt, dessen rund 500 Mitglieder bei seltenen *briefings* mit vorbereiteten Antworten auf Tage zuvor kollektiv eingebrachte Fragen abgespeist werden. Immer in Angst um den Platz an der Quelle, entscheiden sie sich im Zweifelsfall für die Selbstzensur: „Ich schreibe wohl nicht einmal ein Zehtel dessen, was ich sehe und höre“, sagt, im Schutz der Anonymität, der Hofbeobachter einer großen Tageszeitung.

Auch Matsuzaki erinnert sich noch gut an jenes Magazin, das einmal ein Bild des Kaisers Hirohito versehentlich spiegelverkehrt abdruckte und deshalb die gesamte Auflage einstempfen musste – genau wie die Frauenzeitschrift „Josei Seven“, die beim Zeichen für den Titel des Kronprinzen einen winzigen Strich vergessen hatte. Und selbst die ehrwürdige „Asahi Shimbun“ musste eine förmliche Entschuldigung drucken, nachdem ihr beim Namen Ankos, des 20. Tenno, ein Schreibfehler unterlaufen war. Äußerer Zwang ist da unnötig: „Man nennt das Selbstregulierung“, erklärt Herr Matsuzaki.

Matsuzaki Toshiya verlässt sich auf seine Erfahrung. Er müht sich um das Vertrauen von Sicherheitskräften und Angestellten des Hofamts, die Informationen durchsickern lassen könnten, analysiert Gestik und Mimik der Kaiserlichen bei öffentlichen Auftritten, um deren Befindlichkeiten zu erraten: „Ich beobachte sie länger als jeder andere in Japan“, sagt Herr Matsuzaki. „Ich erkenne ihre Stimmung auf Anhieb.“

Wie antike Wahrsager bei der Vogelschau deuten die Hofberichterstatter die Zeichen. Vor der Geburt der Kronprinzen-Tochter Aiko lasen sie aus Unpässlichkeiten, Klei-



Akihitos Frau, Kaiserin Michiko, war 1959 die erste Bürgerliche, die in die Herrscherfamilie einheiratete – ein Zeichen für die Öffnung des Kaisertums. Dem komplizierten Zeremoniell am Hofe muss sich jedoch auch die Tochter eines Unternehmers unterordnen

derweiten und Absatzhöhen der Prinzessin die Nähe der Niederkunft ab. Einen Krankenhausbesuch legten sie als Versuch aus, der Fruchtbarkeit nachzuhelfen – auch wenn es dann doch nur ein Blutspendetermin war.

Eine Auszeit der Kronprinzessin Masako in der Villa ihrer Eltern gab Anlass zu Scheidungsahnungen – zumal ihr Gatte bei seinen Besuchen die meiste Zeit im Hotel übernachtete. Und als die Prinzessin an ihrem 36. Geburtstag auffällig zaghafte am Wein nippte, titelte die liberale „Asahi Shimbun“: „Vorzeichen einer Schwangerschaft“.

Verfrühte Freude: Wenige Wochen später erlitt Masako eine Fehlgeburt.

FORTPFLANZUNG IST IM KAISERHAUS ein Staatsakt – fast der einzige, der den Monarchen noch erlaubt ist. Um ihr die Aufgabe zu erleichtern, war der Prinzessin schon vier Monate vor der Hochzeit ein erfahrener Gynäkologe zugeteilt worden, der ihr „gewisse Kenntnisse der Schwangerschaft“ nahe bringen sollte. Anträge auf Auslandsreisen wurden abgeschlagen, weil, wie ein Beamter des Außenministeriums erläuterte, „das Kronprinzenpaar sich aufs Zeugen des Thronfolgers konzentrieren sollte“.

Wie das Leben an sich, das ja nach Ansicht von Evolutionsbiologen nur da ist, um neues Leben zu produzieren, so findet das Kaiserhaus den höchsten Sinn in seinem eigenen Fortbestand. Doch im 20. Jahrhundert hat nur gut jedes zweite Paar der kaiserlichen Familie Kinder gezeugt, und seit 40 Jahren ist kein Junge mehr gekommen.

Ein Drama: Der Verfassung zum Trotz, welche die Gleichbehandlung der Geschlechter verlangt, hat das Gesetz über den kaiserlichen Haushalt 1947 die Regelung aus dem Jahr 1889 übernommen, die den Thron für männliche Abkömmlinge der männlichen Linie des Kaisergeschlechts reserviert.

Am 10. Juli 2001, nach japanischem Kalender ein Tag des Hundes, der für leichte Geburt steht, legte Prinzessin Masako voller Hoffnung den rituellen *obi* an, eine dreieinhalb Meter lange Seidenschärpe, die werdende Mütter im fünften Schwangerschaftsmonat feierlich umzubinden pflegen.

Doch anstelle eines Thronfolgers wurde am 1. Dezember die kleine Aiko geboren: betretenes Schweigen bei der Verkündung. „Klipp und klar gesagt“, verkündete der Chef des Kunaicho, „möchte ich noch ein Kind vom Kronprinzenpaar.“

Unter dem Gebärdruk fiel Masako in Depressio nen, die das Amt mit „Anpassungsstörungen“ umschrieb. Ihr Mann, der Kronprinz, aber tat einen nie da gewesenen Schritt: Er legte sich mit dem Kunaicho an. Auf einer Pressekonferenz im Togu-Palast verriet er die Gründe für die offenkundige Seelenkrise seiner Gattin. „In den vergangenen zehn Jahren“, sagte der Prinz, „hat sie mit großer Kraft versucht, sich der kaiserlichen Familie anzupassen. In meinen Augen hat sie dies völlig erschöpft.“ Und er fügte hinzu, „dass es Bestrebungen gegeben hat, Masakos Karriere und Persönlichkeit zu negieren“.

So groß war die Sprengkraft des prinzipiellen Ausbruchs, dass sich Naruhitos jüngerer Bruder Akishino zu einem Gegenangriff bemüht fühlte: „Ich war von den Äußerungen meines Bruders nicht wenig überrascht“, sagte er der Presse. Schließlich sei die Aufgabe eines Angehörigen der kaiserlichen Familie keineswegs die Selbstverwirklichung: „Die Dinge, die man machen will, und die offiziellen Pflichten sind verschieden.“

Tatsächlich hat Masako, die Harvard-Absolventin und weltläufige Diplomatin, mit ihrem Jawort nach fünfjährigem Zögern, der Hochzeit im zwölfjährigen Kimono und dem Eintritt in den Palast all das aufgegeben, was die Erdlinge Freiheit nennen. Sie verzichtete auf Privattelefon und eigenes Geld, lernte dafür in 62 Unterrichtsstunden den korrekten höfischen Gang und den perfekten Winkel bei der Verbeugung.

Ihr Leben fand nun seine Grenzen an den Mauern des Kronprinzenpalais im Akasaka-Park: Keine Gesell-

schaften mehr, keine Dinners in teuren Restaurants, keine Yachtturnen oder Skiausflüge. Stattdessen Ritte durch die Anlagen, Spaziergänge mit den Hunden Pipi und Mari sowie astronomische Betrachtungen.

Schon die Kaiser der Tokugawa-Ära haben ja schließlich das *mushi* gelebt, das „Ohne-Ich-Sein“, das die Tradition von jedem kaiserlichen Spross verlangt. Nach 1626 war es dem Tenno nicht mehr erlaubt, den Palast zu verlassen sowie Nichtadelige oder Ausländer zu treffen. Und weil er der Hüter der Reisplanten war, durfte er nicht einmal aus anderen Pflanzen hergestellte Nudeln essen: Als Kaiser Sakuramachi 1747 einmal unbändigen Appetit auf solche Teigwaren verspürte, war der einzige Weg zur Erfüllung seiner Sehnsucht die Abdankung.

Doch ist die Schwäche eines Kaisers nicht seine Stärke? Hat nicht der Verzicht auf die Tat das japanische Kaisertum über die Äonen gerettet? Von den, je nach Zählweise, zehn bis 15 Kaisern, die noch im 20. Jahrhundert auf den Thronen der Welt saßen, ist nur noch Japans Tenno übrig geblieben. „Der Grund für dieses seltsame Überleben ist, dass die japanischen Kaiser, anders als andere Monarchen, Heiligkeit mit Passivität verbunden haben“, vermutet Ben-Ami Shillony, Professor für Ostasiestudien in Jerusalem: „Sie waren zu unterwürfig, um zu regieren, aber zu sakrosankt, um abgesetzt zu werden.“

Gleich nach seiner religiösen Überhöhung im 8. Jahrhundert, als Geschichtswerke wie „Kojiki“ und „Nihon shoki“ den Stammbaum des Kaisers bis zu den Göttern zurückschrieben, verlor er einen Großteil seiner politischen und militärischen Macht. Während die Kaiser Chinas in Prunk und Willkür und riesigen Palästen regierten, dafür aber auch immer ihr Himmelsmandat verlieren konnten, lebte Japans Tenno fortan meistens in Abgeschiedenheit und Ohnmacht, verehrt, doch niemals gefürchtet – australisch genug, um weltliche Macht zu legitimieren, doch zu schwach, um sich Feinde zu machen. Bisweilen hatten die Kaiser nicht einmal genug Geld für die Inthronisierungsseremonie, den alljährlichen Reisdarbereitungsritus oder die Bestattung ihrer Väter und überlebten, indem sie selbst gepinselte Kalligraphien verkauften. Doch immerhin: Sie überlebten.

Heute hat der Tenno nicht einmal den politischen Spielraum der britischen oder skandinavischen Könige oder des deutschen Bundespräsidenten: Er darf nicht wählen – und der Thronfolger darf auf einen Sitz im Oberhaus, wie er dem Prince of Wales zusteht, nicht hoffen. Kabinett und Hofamt redigieren die Reden, die der Kaiser hält, wählen die Orden, die er verleiht, prüfen die Heiratskandidatinnen der Thronfolger.

Sogar das Kondolenzschreiben an die Angehörigen der Opfer des 11. September verbot Japans Exekutive dem Tenno als unzulässige politische Einmischung. Sein Leben

besteht im wesentlichen aus Schreinbesuchen und Zeremonien, aus Kalligraphie und Gedichten, aus Reisanbau und Seidenraupenzucht im Palastgarten. „Doch es gibt etwas im Herzen der Japaner, das im Kaiserhaus widerklängt“, sagt der Hofbeobachter Matsuzaki. „Und deshalb wird es ewig weiterleben.“

Gerade bei der Jugend, glaubt man Irokawa Daikichi, Professor für Neuere Geschichte an der Wirtschafts-Universität Tokyo, wirkt nun wieder der jahrtausendealte Zauber des Chrysanthementhrons. „Junge Menschen, von der Konkurrenzgesellschaft ermüdet“, so Irokawa, beginnen „die Ordnung des Tennosystems als geistige Stütze zu übernehmen.“

Und so sitzen beim Kongress zum Thema Thronfolge in Hörsaal 303 der Kokushikan-Universität zwischen den Herren in den gedeckten Anzügen auch Knaben mit Strubbelhaaren, Jeans und Kapuzenpullis; sanfte junge Männer wie der 21 Jahre alte Politologie-Student Katano Shingo, der den Kaiserlichen einen Großteil seiner Freizeit opfert, Informationen hortet und gegen neue Informatio-



In glanzloser Einfachheit lässt sich die Tenno-Familie 2005 porträtiert – in der Mitte das Kaiserpaar. Eine Behörde kontrolliert, welche Bilder veröffentlicht werden dürfen, um so die herrscherliche Aura zu wahren. Informationen, etwa zur Hochzeit Prinzessin Sayakos (links oben) oder den Schwangerschaften von Kronprinzessin Masako (links unten), fließen bis heute nur spärlich aus dem Palastbezirk in Tokyo

nen tautscht. „Sie sind eben anders als gewöhnliche Leute“, sagt er. „Sie sind heilig. Sie sind das Herz der Japaner.“

Doch das Herz steht vor dem Stillstand: Kein männlicher Thronfolger in Sicht – und die Kronprinzessin ist 42 Jahre alt. Schon machen sich die Japaner mit dem Gedanken an eine Änderung der Throngesetze vertraut (die nicht einmal eine Verfassungsänderung, sondern nur eine einfache Mehrheit im Parlament erfordern würde). Konnten sich noch 1992 nur 33 Prozent der Japaner mit der Vorstellung eines weiblichen Tenno anfreunden, waren es im Dezember 2001, eine Woche nach Aikos Geburt, bereits 86 Prozent.

Im November 2005 rang sich eine Beratungskommission des Premierministers zu der Empfehlung durch, in Zukunft auch Frauen kaiserlichen Geblüts den Zutritt zum Chrysanthementhron zu ermöglichen und jeweils die Erstgeborenen, ob Junge oder Mädchen, zur Thronfolge zu bestimmen.

„Fundamental falsch“, sagten die Traditionalisten. Sie forderten stattdessen, jene 14 Seitenzweige der kaiserlichen Familie, die 1947 ihres Status enthoben wurden, zur Produktion eines männlichen Thronfolgers wieder in ihre Rechte einzusetzen – was den Staat pro Familie rund 370 000 Euro im Jahr kosten würde.

Oder gar die Gebärhilfe durch Konkubinen wieder zuzulassen, die schließlich erst zur Heirat des Showa-Tenno Hirohito abgeschafft worden war: Alle neun Kaiser vor ihm waren durchweg Söhne von Nebenfrauen.

„Ich bin vollkommen dafür“, ließ etwa Prinz Tomohito von Mikasa, ein Cousin des Kaisers, in einem bei Hofe intern publizierten Aufsatz wissen – „auch wenn es ange-sichts des gesellschaftlichen Klimas im In- und Ausland ein bisschen schwierig werden könnte.“

Im März aber soll der Gesetzentwurf zur weiblichen Thronfolge dem Parlament vorgelegt werden. Und man sagt, dass Ministerpräsident Koizumi Junichiro sein Lieblingsprojekt auch dringend bis zum Ende seiner Amtszeit im September 2006 durchsetzen will.

AN JENEM NACHMITTAG in Hörsaal 303 sind all diese Argumente längst nicht mehr neu. Sie sind vom vielen Gebrauch hart und rund geworden wie Bälle. Und wie beim *kemari*, dem uralten höfischen Fußballspiel, scheint es nur darum zu gehen, die Kugel möglichst lange in der Luft zu halten.

„Das Kaisersystem sollte eine lebende Tradition sein“, sagt Professor Tokoro Isao, Sangyo-Universität Kyoto. „Es sollte sich auch verändern dürfen.“

„In der Geschichte sind Frauen immer nur Übergangskaiserinnen gewesen“, sagt Professor Arashi Yoshindo, Kokugakuin-Universität Tokyo.

„Die 14 ehemals kaiserlichen Familien sind jetzt 60 Jahre lang bürgerlich gewesen“, sagt Professor Takanashi Hiroshi, Universität Shizuoka. „Wie sollen sie noch zum Symbol für Japan werden können? Wie wollen sie all die komplizierten Zeremonien lernen, die seit jeher kaiserliche Pflicht sind?“

„Was sind schon 60 Jahre bürgerliches Leben gegen 1500 Jahre adelige Tradition?“, kontert Professor Momochi Akira, Nihon-Universität Tokyo.

Hinter dem Panoramafenster senkt sich die Nacht auf die Dächer von Setagaya, auf die Hochhäuser von Shinjuku. Die Diskussion mit dem Publikum wird eröffnet, und unter Verbeugungen trägt der Pedell das Mikrofon zwischen den Schwenksitzen umher. Die Kombattanten breiten Papierbahnen mit Stammbäumen aus, kritzeln ge-

## EIN WEIBLICHER TENNO WÄRE NUR FÜR WENIGE EINE KATASTROPHE

nealogische Skizzen mit Kreide ins Grün der Wandtafel. Die Gesichter der Gelehrten erhitzten und röten sich.

Drei Stunden dauert die Partie, und beim anschließenden Empfang im eiskalten Konferenzraum, bei Sushi und Bier, Sake aus Pappbechern und förmlichen Komplimenten, ist das Spiel noch immer nicht vorbei. Am ovalen Tisch sitzen die Akteure einander gegenüber, die Gesichter bei jedem Ballkontakt des Gegners erstarrt wie *No-Masken*.

„Die Kommission sagt, sie wolle Geschichte machen“, spottet Professor Momochi. „Ich sage: Wir müssen nicht Geschichte machen, sondern von ihr lernen.“

„Die Geschichte des japanischen Kaisertums beginnt mit der Sonnengöttin Amaterasu“, gibt Professor Tokoro zurück. „Sie gründet auf der Mütterlichkeit der Natur.“

Mütterlichkeit! Waren die Vorläufer der Kaiser nicht möglicherweise weibliche Schamanen? War nicht der erste japanische Monarch, der den Titel Tenno nahm, eine Frau namens Suiko? Im Geschlechter-Kosmos von Yin und Yang hätten die Kaiser immer den weiblichen Pol Yin verkörpert, schreibt der Japanologe Shillony – „schwach, passiv, zart, effeminiert und geheimnisvoll“. Bisweilen nannte das Volk den Kaiser sogar *jibo*, „gnädige Mutter“.

Und plötzlich ist spürbar, wie die Geschichter sich schürzt. Denn sollte der Vorschlag der Kommission umgesetzt werden, könnte eines Tages eine Kaiserin Aiko die weibliche Linie in der Thronfolge eröffnen. Zum ersten Mal könnte dann ein Tenno einen Tenno gebären.

Und dann wäre schließlich das „Kind der Liebe“, wie Aikos Name übersetzt lautet, 2600 Jahre nach dem legendären Ur-Herrscher Jimmu die endgültige, wahre Verkörperung japanischen Kaisertums. □

# JAPAN – VON DEN FRÜHESTEN ANFÄNGEN BIS INS 21. JAHRHUNDERT

TEXT: OLIVER ABERT UND OLAF MISCHER

## vor 30 000 v. Chr.

*Homo sapiens* erreicht das spätere japanische Inselreich (siehe 670 n. Chr.), als dieses während der Eiszeit noch durch Landbrücken mit dem asiatischen Festland verbunden ist. Der Beginn der ständigen Besiedlung Japans und die ethnische Herkunft der heutigen Japaner sind indes unbekannt.

In den folgenden Jahrtausenden gelangen unter anderem aus Sibirien stammende wie über Korea und China kommende Gruppen von Jägern und Sammlern – auch über das Meer – auf den japanischen Archipel. Zu ihnen gehören die Vorfahren der Ainu (eines Volkes, das heute vor allem auf der nördlichen Hauptinsel Hokkaido lebt). Anders als die Mehrheit der Japaner haben sie nicht mongolisch geprägte, sondern europäisch wirkende Augen ohne Lidfalte (siehe nach 700 n. Chr.).

## ab etwa 10 000 v. Chr. – 300 v. Chr.

Die Angehörigen der steinzeitlichen Jomon-Kultur, die wahrscheinlich enge Verwandte der Ainu sind, fertigen mit Kordelstern (jap. *jomon*) verzierte Keramik an. Sie leben als Jäger und Sammler,

zum Teil schon in kleinen Dörfern, auf den vier japanischen Hauptinseln: Hokkaido im Norden, Honshu sowie Shikoku und Kyushu im Süden.

## 660 v. Chr.

Nach der im Jahre 720 n. Chr. fertig gestellten japanischen Reichschronik „Nihon shoki“ bestiegt Jimmu, ein Abkömmling der Sonnen göttin Amaterasu, als erster Kaiser (*tenno*, „Himmlicher Herrscher“) den Thron des Inselreichs. Obwohl es sich dabei um einen Mythos handelt, setzt die offizielle Herrscherzählung mit ihm ein (siehe 592 n. Chr.).

## ca. 300 v. Chr. –

300 n. Chr.:  
Yayoi-Zeit. Neue Siedler erreichen über die koreanische Halbinsel Japan. Sie beherrschen Acker- und Nassfeldbau, Bronze- und Eisenverarbeitung sowie eine neue Art der Keramik (*layoi*), benannt nach

dem ersten archäologischen Fundort in Tokios Vorort Yayoicho).

Im Süden entstehen zahlreiche kleine, von Familienverbänden kontrollierte Herrschaftsgebiete, von denen einige Kontakt mit China haben. Laut einer Chronik erhält etwa ein König Nu aus Wa, wie Japan in den chinesischen Quellen

dieser Zeit heißt, 57 n. Chr. ein Goldsiegel von einem Kaiser der Han-Dynastie. Durch Kriege und Allianzen zwischen den konkurrierenden Großfamilien entsteht bis zum Anfang des 4. Jahrhunderts der erste größere Staatsverband im Zentrum der Hauptinsel Honshu.

An seiner Spitze

steht ein *okimi* („Großer König“), der sich in der Region Yamato (Bucht von Osaka) eine Residenz errichtet (der Hof wird mehrfach verlegt, in der Regel nach dem Tod des Königs; siehe 710–794 n. Chr.).

Die ideale Grundlage dieser Herrschaft

ist eine frühe Form der Shinto-Religion. Im Zentrum dieses Kults steht die Verehrung unzähliger *kami* – etwa Ahnen, Kräfte, die besonderen Plätzen beheimatet, oder Naturgottheiten. Die Könige Yamatos zählen die Sonnengöttin zu ihren Vorfahren.

Neben ihnen verfügen auch einige andere Fürstenfamilien weiterhin über militärische Stärke und großen Landbesitz, vielfach in von Yamato weit entfernten Regionen. Diese „Provinzfürsten“ bilden ein Gegengewicht zur Macht des Hofes.

## ca. 300–710

Yamato-Zeit. Die Könige Yamatos sichern ihr Territorium und weiten

es vor allem nach Süden aus. In der Residenz entsteht bis zum 6. Jahrhundert ein Regierungssystem, in dem Verwandte des Herrschers und Mitglieder anderer Fürstenfamilien als Hofminister und Räte führende Positionen einnehmen. Außenpolitisch steht Yamato in Kontakt mit China und Korea. Von dort bringen Einwanderer Buddhismus, Konfuzianismus und die chinesische Schrift nach Japan, das kein eigenes Schriftsystem entwickelt hat (siehe 710–794 und 804).

Durch den Buddhismus gerät die auf dem Shinto-Kult beruhende Yamato-Herrschaft schließlich ins Wanken. Es kommt zu bewaffneten Fehden zwischen den Anhängern der beiden Religionen, welche die Anhänger Buddhas unter Führung des Adeligen Soga no Umako (gest. 626) – eines mächtig-hungrigen Verwandten des Königs – 587 für sich entscheiden können.

Neuer Herrscher wird Sogas Neffe Suishun. Buddhismus und Shintoismus werden später gleichermaßen vom Kaiserhof unterstützt, sodass sich beide Religionen gegenseitig beeinflussen.

## 592

Soga no Umako lässt König Sushun ermorden, weil der sich Sogas Direktiven nicht fügt. Als Nachfolgerin setzt er seine Nichte Suiko (Regierungszeit 593–628) ein; sie wird später als erstes Oberhaupt des Yamato-Reichs den Titel Tenno führen. Ihr zur Seite

stellt Soga seinen Neffen Prinz (*taishi*) Shotoku (574–621) als Regenten. Mit den „17 Verfügungen“ leitet dieser 604 Reformen ein, welche die Macht der Provinzfürsten brechen und Yamato in einen Zentralstaat nach chinesischem Vorbild verwandeln sollen.

Nach dem Tod des Regenten und der Kaiserin kommt es zu Nachfolgefunden, die erst 645 mit der Inthronisation Kaiser Kotokus und der Entmachtung der Soga beendet werden. Die einflussreichste Familie sind jetzt die Nakatomi, die unter dem Ehrennamen Fujiwara über Jahrhunderte die Geschicke Japans mitbestimmen werden (siehe 858–1087).

## 645

Taika no kaishin („große Reform“). Kerpunkte der nach chinesischem Vorbild vom neuen Tenno Kotoku (645–654) eingeleiteten Taika-Reform zur weiteren Stärkung des Hofes sind die Besteuerung der männlichen Japaner sowie die Entmachtung der Provinzfürsten durch die Enteignung ihrer Ländereien. Weil die meisten ehemaligen Grundbesitzer künftig das Land gegen Entlohnung im kaiserlichen Auftrag verwalten und ihre Privilegien erhalten bleiben, lehnen sich nur wenige der Adeligen gegen die Reform auf.

## 670

Gesandte des Tenno setzen durch, dass die Chinesen ihr Inselreich nicht mehr „Land von Wa“ (*iwa* = Zwergel), sondern „Land der aufgehenden Sonne“

nennen. Die beiden Schriftzeichen, mit denen der neue Name geschrieben wird, lesen die Japaner bis heute *nippon* bzw. *nihon*, die Chinesen *jipen*.

## nach 700

Das kaiserliche Japan verschiebt seine Grenzen nach und nach in nördliche Richtung und dringt auf das Gebiet der Ainu vor, die in den folgenden Jahrhunderten bis Hokkaido zurückgedrängt werden. Dort leben sie als Fischer, Jäger und Sammler. Als die Japaner im 19. Jahrhundert auch diese Insel verstärkt besiedeln, räumen sie das Land und verbieten die Religion sowie die Sprache dieses Volkes. Erst 1997 werden die schätzungsweise 15 000 japanischen Ainu als Minderheit anerkannt.

## 701

Taiho-Kodex. Mit der Verkündung dieses Gesetzeswerks erreichen die Reformationen ihren Höhepunkt. Der an chinesischen Vorbildern orientierte Kodex besteht aus einem Straf- und einem Verwaltungsgesetzbuch. Letzteres vollendet die mit der Taika-Reform begonnene Zentralisierung der Regierungsgewalt.

## 710–794

Nara-Zeit. Mit Heijo (heute Nara) bekommt Japan seine erste dauerhafte Hauptstadt, in der eine stetig wachsende Zahl von Hofadeligen und Beamten die Politik des Staates bestimmt. In dieser Epoche erlebt das Land eine bis dahin nicht gekannte kultu-

relle Blüte: Mit der Anthologie „Manyōshū“ („Zehntausend-Blätter-Sammlung“) wird die japanische Poesie begründet (geschrieben in man-yogana, einer von chinesischen Zeichen abgeleiteten Silbenschrift; siehe 804). Es werden prächtige Tempelanlagen errichtet und verschwenderisch geschnückte Großplastiken aufgestellt.

Gleichzeitig verarmen die einfachen Bauern und Fischer, weil sie den größten Teil der wachsenden Staatsausgaben aufbringen müssen. Die Aristokraten dagegen profitieren von einem 743 erlassenen Gesetz, wonach neu kultiviertes Land in den vererbaren Besitz des Landnehmers übergeht. So entsteht in den folgenden Jahrhunderten eine neue Klasse von Großgrund-

besitzern, die vom Hof weitgehend unabhängig ist und schließlich eigene Milizen aufstellt (siehe 935–940). Am Ende des 12. Jahrhunderts werden diese Landadälien *daimyōshū* („Besitzer von viel Namensland“), kurz *daimyō*, genannt (siehe 1600–1868).

**769**  
Dokyo-Affäre. Längst gehören buddhistische Geistliche zur Führungsschicht bei Hofe, jetzt werden sie zur Gefahr. Durch eine Liaison mit der Kaiserin Koken (764–770) steigt der Priester Dokyo (gest. 772) in hohe Staatsämter auf und greift 769 sogar nach dem Thron. Nur das Einschreiten des Adels



und der Tod der Kaiserin verhindern seine Machtübernahme. Dokyo wird verbannt und stirbt zwei Jahre später im Exil. Um sich dem Einfluss der mächtigen buddhistischen Geistlichen zu entziehen, verlegt Kai-

ser Kammu (781–806) seine Residenz nach Nagaoka. Nara bleibt auch künftig das religiöse Zentrum Japans.

**794–1185**  
Heian-Zeit. Als sich in der Hauptstadt Nagaoka schlechte Omen und Intrigen mehren, verlegt Kaiser Kammu seine Residenz 794 nach Norden, wo sie unter dem Namen Heian (das spätere Kyoto) aufblüht. Dort entsteht um das Jahr 1000 eine

eigenständige japanische Hofkultur mit einem Rangsystem, das bis hin zur erlaubten Zahl der Fächerfalte das Leben des Adels bestimmt (siehe 1010). Dennoch können die großen Adelsfamilien ihren Einfluss auf die Staatsgeschäfte vergrößern – insbesondere die Fujiwara.

Seit dem frühen 8. Jahrhundert sind es vor allem Frauen aus diesem Hause, die mit



**804**  
Der Mönch Kukai (774–835) reist nach China, um dort buddhistische Lehren und Sanskrit zu studieren. Nach seiner Rückkehr zwei Jahre später begründet er die Schule des *Shingon*-Buddhismus („Schule des wahren Wortes“). Zugleich trägt er dazu bei, die noch weitgehend regellose Manyogana-Silbenschrift zu systematisieren. Damit wird er zu einem der Begründer der heutigen japanischen Schrift.

**858–1087**  
Herrschaft der Fujiwara. Großkanzler Fujiwara no Yoshihisa (804–872) erhebt seinen Enkel, den achtjährigen Prinzen Sei (858–876), zum Tento und setzt sich selbst bis zu dessen Großjährigkeit zum Regenten ein. Damit wird dieses Amt erstmals von einem Mann ausgeübt, der kein kaiserlicher Prinz ist. Einige Jahre später regiert sein Verwandter Mototsune (836–891) als erster

Fujiwara für einen volljährigen Tenno. Und Fujiwara no Michinaga (966–1028) hat schließlich mehr als 30 Jahre das Amt des Regenten inne.

Erst Kaiser Shirakawa (1073–1087), dessen Mutter keine Fujiwara ist, gewinnt die Macht mit einem Trick zurück: Er tritt das Amt des Tenno an seinen minderjährigen Sohn ab und geht in ein Kloster, von wo er die Staatsgeschäfte bis kurz vor seinem Tode 1129 als Regent lenkt. Bis in das 13. Jahrhundert wird Japan fast durchgängig von „Klosterkaisern“ regiert.

#### 935–940

Aufstände des Rebellen Taira no Masakado. Schon seit langem ringen in den Provinzen rivalisierende Grundbesitzer und Kriegerherren mit ihren *bushidō* [privaten Armeen aus Banditen oder Bauern] um Land und Macht. Durch die Rebellen des Taira no Masakado (gest. 940) wird sichtbar, dass die Bushidō jetzt auch eine Gefahr für den Hof geworden sind: 939 versucht Taira, gleich acht Provinzen zu erobern, und ruft sich schließlich zum Tenno aus. Doch 940 wird er von den Truppen Heian-treuer Adelsfamilien besiegt (ein stehendes Heer gibt es zu dieser Zeit in Japan nicht). Die loyalen Familien steigern durch ihre Unterstützung ihren Einfluss bei Hof. Aus den Bushidō entwickelt sich allmählich der Kriegerstand der *samurai* („Diener“).

#### 1010

Die Hofdame Murasaki Shikibu verfasst die „Geschichte vom Prinzen Genji“, ein Meisterwerk der japanischen Literatur über die Raffinesse des höfischen Lebens von Heian, über Eitelkeit und Kunstfertigkeit – vor allem über Liebe und Leibesleid. Sie ist nicht die einzige Dichterin dieser Zeit. Auch andere Hofdamen – etwa Sei Shonagon, die Autorin des „Kopfkissenbuches“ – führen die Kunst der Schriftstellerei zu hoher Blüte.

sie stark genug, um geführt von Minamoto no Yoritomo (1147–1199), einem der Söhne Yoshitos – die Taira anzugreifen. Am Ende besiegen sie in der Seeschlacht bei Dannoura im Süden Honshū ihre Rivalen.

#### 1185–1333

Kamakura-Zeit. Minamoto no Yoritomo, 1183 vom Kaiser zum Militärgouverneur aller Provinzen ernannt, setzt im ganzen Land ihm genehme Staatsdiener ein. Außerdem versorgt er einige seiner getreuen Gefolgsleute mit großen,

geworden. Nach Minamoto's Tod fällt das Amt zwar offiziell an seine Nachkommen, die Macht aber liegt bis 1333 in den Händen der Hojo, der Familie seiner Frau (siehe 1333–1568). Ihre Führer regieren das Land gewissermaßen als Schatten-Shogune.

#### 1232

Joei-Kodex. Die erste Gesetzesammlung der Militärregierung regelt das Verhältnis zwischen dem Shogun und seinen Lehnsleuten, legalisiert es und stärkt somit seine Position. Doch nach

#### 1325

Muso Soseki (1275–1351) wird zum Abt des Zen-Klosters Nanzenji in Heian berufen. Muso, der einflussreiche Mönch seiner Zeit, Berater von Kaiser und Shogunen, ist der Gartenkünstler unter den Zen-Priestern, denn „echte Wahrheitssucher lieben die Landschaft“. Zen, das bereits vor mehr als 600 Jahren aus China nach Japan gelangt ist, hat wegen seiner Konzentrationsübungen seit dem 12. Jahrhundert vor allem bei den Kriegern eine große Anhängerschaft.

Muromachi, die Shogunen-Residenz in Heian. Es ist schließlich auch ein Shogun, der das Kaiserhaus 1392 vereint und Heian wieder zur alleinigen Hauptstadt macht.

#### um 1374

Der Mitbegründer des No-Theaters Kanami tritt erstmals vor einem Shogun auf. No ist eine Art Tanztheater. Die Schauspieler, die anfangs auch Autoren sind, führen Dramen auf, die meist zwischen der göttlichen und der menschlichen Welt spielen. In der Edo-Zeit (siehe 1600–1868) ist es ein exklusives Privileg der Samurai, die dann staatlich geförderten No-Vorführungen zu besuchen.

#### 1333–1568

Muromachi-Zeit. Kaiser Go-Daigo (1318–1339) stürzt mithilfe abtrünniger Anhänger der Militärregierung den Shogun sowie den Schatten-Shogun (die Hojo werden ausgelöscht). Daraufhin fordert Ashikaga Takauji, mächtigster unter Go-Daigos Verbündeten, das Amt des Shogun für sich. Als der Kaiser dies ablehnt, lässt sich Ashikaga – gestützt auf seine Truppen – dennoch zum Militärrherrscher ausrufen.

Um seiner Herrschaft auch Legitimität zu verleihen, unterstützt Ashikaga Prinz Toyohito, der ebenfalls Anspruch auf den Kaiserthron hat, macht ihn zum Gegenkaiser und lässt sich seinerseits 1338 von diesem als Shogun bestätigen. Go-Daigo flieht.

Künftig hat das Land zwei Kaiserhöfe: Yoshino (südlich von Nara), Go-Daigos neuem Hof, und Toyohitos Kapitale Heian. Das eigentliche Machtzentrum jedoch wird

#### 1467–1573

Sengoku-jidai („Zeitalter der streitenden Reiche“). Als 1467 ein Streit um die Nachfolge der Militärrherrscher zum offenen Kampf in den Straßen Heians führt, haben die Shogune aus dem Hause Ashikaga die Regierungsgewalt längst Stellvertretern überlassen. Mit dem nun beginnenden Onin-Krieg (1467–1477), in dessen Verlauf große Teile Heians verwüstet werden, bricht ihre Herrschaft vollends zusammen (siehe 1568–1600). Als 1573 der letzte Ashikaga-Shogun vertrieben wird, ist das Land bereits in zahlreiche „streitende Reiche“ zerfallen.

#### um 1542

Portugiesen, die zu diesem Zeitpunkt den Seehandel mit Asien dominieren, landen auf der kleinen Insel Tanegashima südlich von Kyushu. Es sind die

## Im Kaiserreich haben Shogune und Samurai die Macht

#### 1156

Während eines Streits zwischen amtierenden Tenno und Klosterkaiser bekämpfen sich Mitglieder des Herrscherhauses erstmal in der Hauptstadt mit Waffengewalt: Unterstützt von den Bushidō der Provinzfürsten Minamoto no Yoshitomo (1123–1160) und Taira no Kiyomori (1118–1181), besiegt der Tenno seinen Rivalen.

Das Bündnis der Heerführer zerbricht indes bald: 1160 besiegen die Taira die Minamoto. Taira no Kiyomori steigt als erster Angehöriger des Provinzadels am Hof in höchste Ränge auf. Etwa 20 Jahre lang bestimmt er die Politik in Heian.

#### 1180–1185

Gempei-Krieg. Die Minamoto stellen neue Truppen auf. 1180 sind

jedoch in der Regel nicht erblichen Ländereien (Lehen). Er selbst residiert in der Stadt Kamakura (südwestlich des heutigen Tokyo), die zur inoffiziellen Kapitale wird.

#### 1192–1268

Herrschaft der Shogune. Minamoto no Yoritomo wird der Titel *sei-i tai shogun*, („Großer barbareverbreibender General“) verliehen. Damit beginnt die Zeit der Militärrherrscher (*shogun*) und der Militärverwaltung (*Ibakufu*), die anstelle des Kaisers das Land regieren; sie wird fast ohne Unterbrechung bis 1868 fortdauern.

Zur Machtbasis des Shogun werden mehr und mehr die Lehnsleute, aber auch einige Daimyo geraten in seine Abhängigkeit. Der Hof in Heian ist praktisch funktionslos

wie vor gibt es neben den Vasallen des Militärrherrschers noch Großgrundbesitzer, die ihre Ländereien weitgehend unabhängig verwalten (siehe 1615).

#### 1274

Der Mongolenherrscher Kublai Khan (1215–1294) versucht, Japan zu unterwerfen. Doch ein Sturm verteilt die Invasion; 1281 scheitern die Mongolen abermals vor Kyushu durch ein Unwetter. Diese rettenden Naturgewalten nennen die Japaner *kamikaze* – „göttliche Winde“. Obwohl die Mongolen gescheitert sind, führen ihre Angriffe Folgen: Japans Krieger sind über Jahre hinweg in Alarmbereitschaft. Doch werden nur die wenigsten für ihre Dienste entlohnt – dies führt zu einem rapiden Autoritätsverlust der Militärrherrscher.

ersten Europäer, die Japan erreichen. Zwei Jahre darauf beginnen die Portugiesen, mit dem Inselreich Handel zu treiben.

Mit den Portugiesen hält auch das Christentum Einzug in Japan. 1549 beginnen Jesuiten mit der Missionierung. 33 Jahre später gibt es bereits 150.000 Konvertierte und 200 Kirchen.

#### 1568–1600

Azuchi-Momoyama-Zeit. Manche der „streichenden Reiche“ sind während der Bürgerkriege so einflussreich geworden, dass ihre Herrscher nun nach der Macht über ganz Japan greifen. Oda Nobunaga (1534–1582), Fürst von Owari an der Pazifikküste Honshus, gelingt es schließlich, gemeinsam mit seinem General Toyotomi Hideyoshi (1536–1598) Kyoto einzunehmen und den letzten Ashikaga-Shogun zu vertreiben.

Der neue Machthaber bekämpft jeden, der sich ihm bei der Eroberung des Landes in den Weg stellt. So lässt er etwa die buddhistische Gemeinde der *ikkōshū* einkesseln und 20.000 Anhänger dieser Gemeinschaft verbrennen – nur um die Streitmacht der Gemeinde auszuschalten. Benannt ist diese Epoche nach Odas Festung Azuchi und Toyotomis Residenz Momoyama.

#### 1582

Oda Nobunaga stirbt durch Verrat einer seiner Generäle in Heian. Doch ein anderer führt den militärischen Einigungskrieg fort: Toyotomi Hideyoshi.

Auf ihn gehen auch wesentliche Grundlagen für die spätere Verwaltung Japans zurück, etwa die Große Landvermessung von 1582 bis 1588 (siehe 1615). Zur Befriedung

Toyotomi in „Schwertjagden“ die Bauern und siedelt die Samurai in der Nähe der Burgen ihrer Herren an.

Um 1590 ist die militärische Phase der Reichseinigung abgeschlossen. Als Toyotomi stirbt, übernimmt ein fünfköpfiges Gremium – darunter General Tokugawa Ieyasu (1542–1616) – die Regierung für seinen minderjährigen Sohn Hideyori.

#### 1587

Verbot der christlichen Mission. Toyotomi sieht im Christentum eine Gefahr für die Reichseinigung, zumal den portugiesischen Jesuiten nun rivalisierende spanische Franziskaner gefolgt sind. Zehn Jahre später lässt Toyotomi Hideyoshi neun Missionare und 17 konvertierte Japaner zur Warnung kreuzigen. Dennoch wird das Verbot kaum beachtet.

#### 1591

Teemeister Sen no Rikyu (geb. 1522) geht aus nicht geklärtem Anlass rituellen Selbstmord (*seppuku*). Damit verliert Japan die höchste Instanz in Fragen der Teezeremonie und des Geschmacks. Seine vom Zen-Buddhismus beeinflusste Vorliebe für Natürlichkeit, Einfachheit und Reduzierung steht der Prunksucht Toyotomis und anderer Kriegsherrn entgegen, die sich ihre Burgen von Malern in den

schillerndsten Farben dekorieren lassen und sich als Mäzen betätigen. Das von Sen no Rikyu geprägte Ideal der „kunstvollen Armut“ (*wabi*) prägt Japan indes bis heute.

#### 1600–1868

Edo-Zeit. Im Jahr 1600 reißt General Tokugawa Ieyasu die Macht in der Schlacht von Sekigahara an sich. Drei Jahre später ernennt ihn Kaiser Go-Yozei (1586–1611) zum Shogun. Tokugawa ist Regierungssitz wird das Fischeldorf Edo (das spätere Tokyo). Sein Nachfolger leitet eine außen- und wirtschaftspolitische Wende ein: Während Japan anfangs ver sucht, den Handel – etwa mit Korea, Großbritannien, China und den Niederlanden – auszuweiten, beschränkt es ab 1616 den Gütertausch mit Europäern und isoliert sich schließlich fast vollständig (siehe 1635/39–1854). Dennoch erblüht Japans Wirtschaft für viele Jahrzehnte.

In Edo – wo um 1700 schon fast eine Million Menschen leben – und in anderen Städten etabliert sich ein immer zahlreicher werdender, wohlha-

bender Kaufmannsstand (siehe 1697). Mit ihm entsteht eine bürgerliche Kultur, erblühen in den Vergnügungsvierteln

Künste wie das bild- und mythenmächtige *Kabuki*-Theater und das realistische *Bunraku*-Puppenspiel, leisten hochgebildete und musisch begabte Geisha zahlungskräftigen Gästen Gesellschaft, bringen Buchverlage Lyrik und Romane heraus, treffen sich Schöngäste in Lesezirkeln und avanciert der Holzschnitt zum wichtigsten Bildmedium der Zeit (siehe 1760).

In dem von Tokugawa Ieyasu eingeführten konfuzianistischen Ständesystem rangieren Kaufleute an unterster Stelle. Denn sie verteilen nur, was andere erarbeiten.

Über ihnen rangieren die Handwerker, die Bauern und schließlich die Samurai, von denen viele jetzt Verwaltungsfachleute werden (denn die Edo-Zeit ist über weite Strecken eine Epoche des Friedens).

#### 1600

Der englische Seefahrer William Adams (1564–1620) erreicht mit dem niederländi-

schen Handelsschiff „Liefde“ die südliche Hauptinsel Kyushu. Der Besatzung droht die Kreuzigung wegen Piraterie (der portugiesische Jesuit, der als Übersetzer fungiert, denunziert die protestantischen Seeleute), doch erkennt Tokugawa Ieyasu, dass ihm Adams' Kenntnisse von Navigation, Schiffbau und den Zuständen im Westen nützlich sein können. Der Engländer wird zum ersten Ausländer, der in den Rang eines Samurai aufsteigt, und zum Berater Tokugawas. Bis zu dessen Tod im Jahr 1616 steht

Während sich der Adel am Kaiserhof von Heian (später Kyoto) seit dem 10. Jahrhundert den schönen Künsten widmet, entstehen in den Provinzen autonome und miteinander konkurrierende Kriegerverbände. 1185 setzt sich die Samurai-Familie Minamoto endgültig durch, 1192 wird Minamoto no Yoritomo vom Kaiser zum Militärrherrscher (*shogun*) ernannt und richtet die Militärregierung (*bakufu*) von Kamakura ein. In den folgenden rund 700 Jahren bestimmen die Militärrherrscher fast ununterbrochen Japans Politik. Die Kaiser haben kaum mehr als zeremonielle Aufgaben



*anjin sama* („Herr Navigator“) im Dienst des Herrschers.

1614

Beginn der Christenverfolgung. Per Edikt wird der christliche Glaube in Japan verboten. Kirchen werden zerstört, Missionare und hochrangige japanische Konvertiten gefangen genommen oder verbannt. 1623 wird es allen Japanern unter Androhung des Scheiterhaufens untersagt, einem Christen Unterschlupf zu geben.

Die Verfolgung gipfelt 1637/38 im Aufstand von Shimabara, bei dem fast 40 000 Japaner mit christlichen Symbolen gegen hohe Steuern protestieren. Der Aufstand wird niedergeschlagen, die Aufrührer werden massakriert. Für mehr als 200 Jahre bleibt die Ausübung des Christentums untersagt.

ab 1615

Die Regierungsinstitutionen des Tokugawa-Shogunats sind etabliert: Der Tenno wird praktisch zum Gefangenen; er und sein Hofstaat dürfen das Areal seines Palastes in Kyoto nicht verlassen.

Das Land ist neu verteilt und das Lehnensystem zum Teil unter Rückgriff auf Reformen Toyotomi Hideyoshis reorganisiert: Japan ist nun in mehr als 250 Daimyate aufgeteilt, in denen Fürsten für den Shogun die Zivil- und Militärvorwaltung sowie die Gerichtsbarkeit leiten. Unterstützt werden sie dabei durch Samurai.

Wie alle Einwohner der Daimyate sind den Lehnsherren auch die Krieger zur Treue verpflichtet. Die Daimyo schwören ihrerseits dem Shogun den Treueid. Als Unterpfand für ihre Loyalität müssen die Familien der Daimyo in Edo leben, ab 1635 sind sie selbst verpflichtet, die Hälfte des Jahres dort zu residieren.

1635/39–1854

Sakoku („verschlossenes Land“). Seit 1635 darf kein Japaner das Land verlassen, kein in der Fremde lebender zurückkehren. Ab 1639 dürfen sich keine Ausländer mehr in Japan aufhalten, außer einigen Händlern aus den Niederlanden und China, deren Aufenthalt auf bestimmte Handelsniederlassungen beschränkt ist. Die wichtigste ist die künstliche Insel Dejima vor Nagasaki, auf der die Niederländer als einzige Europäer mit Japan Geschäfte tätigen dürfen. Der Grund für die Sakoku: die Furcht, Japan könnte christianisiert und im Anschluss daran von Europäern unterworfen werden. Das Land wird erst mehr als 200 Jahre später wieder geöffnet (siehe 1853).

1689

Der 1644 in Edo als Sohn einer Samurai-Familie geborene Dichter Matsuo Bashō bricht in den Norden Japans auf. In fünf Monaten legt er eine Strecke von 2400 Kilometern zurück. Es ist die letzte von drei großen Reisen, die der Meister des haiku unternimmt, jener

dreizeiligen und 17-silbigen japanischen Gedichtform, die in der Versaufteilung von 5/7/5 Silben auch die tiefsten Empfindungen in einfachen Naturbildern auszudrücken sucht. Er stirbt 1694.

Sein Reisetagebuch „Oku no hosomichi“ – „Auf schmalen Pfaden durch das Hinterland“, das einige seiner schönsten Haiku enthält, erscheint postum.

1697

In Osaka eröffnet die Dojima-Reisbörs. Dort tätige Kaufleute können mit Termingeschäften den Reispreis im ganzen Land beeinflussen. Zudem sind bald zahlreiche Samurai, die ihren Sold traditionell in Reis ausgezahlt bekommen, bei ihnen hoch verschuldet. Auch die Daimyo geraten zunehmend in wirtschaftliche Abhängigkeit von dem verachteten Stand – etwa von Besitzern der immer zahlreicher werdenden Banken: Um diese Zeit liegt das Finanzgeschäft von etwa 40 der rund 250 Daimyo in der Hand von nur einer Familie. Spätestens im 18. Jahrhundert ist auch die Mehrheit der Lehnssherren hoch verschuldet.

Traditionell besteht Japan aus mehr als 60 Provinzen. Interne Streitigkeiten schwächen vorübergehend die Zentralgewalt des Shoguns, 1467 stürzen rivalisierende Lehnsherren das Reich in einen Bürgerkrieg. Zeitweise ist das Land in bis zu 500 Domänen lokaler Kriegsherren zersplittert – bis der Samurai-Familie Tokugawa um 1600 die Einigung gelingt



1701

Die Rache der 47 ronin. Der Zeremonienmeister des Shogun beleidigt in der Burg von Edo den Daimyo von Ako, der daraufhin sein Schwert zieht. Ein schweres Vergehen. Der Daimyo muss noch am gleichen Tag Selbstmord begehen. Seine nun herrenlosen Samurai (Ronin) rächen ihren Patron, indem sie im folgenden Jahr den Zeremonienmeister entthaupten und dessen Kopf auf das Grab ihres Herrn legen.

Die Tat wird als Beispiel für den Geist der Samurai weit über Edo hinaus gerühmt, dennoch ist sie ein Verbrechen. Die Ronin werden wie zuvor ihr

Herr zum Selbstmord verurteilt. Die Geschichte von der Gefolgschaft bis über den Tod hinaus wird trotz staatlicher Zensur zu einem beliebten Topos im Bunraku- und Kabuki-Theater.

1721

Das Tokugawa-Regime gerät unter Druck. Nach Missernten ist es zum ersten Mal nicht fähig, den Sold für die Samurai voll auszubezahlen. Das Shogunat verordnet Sparsamkeit. Ein rascher Auto-rittsverlust ist die Folge. Doch stärker noch als die Krieger leidet die Landbevölkerung, die nach wie vor die erdrückende Steuerlast ertragen muss, unter dem Nahrungsmangel. Als weitere Missernten

folgen, kommt es zu Baueraufständen.

1760

In einem Vorort Edos wird der Holzschnittkünstler Katsushika Hokusai geboren. Bis zu seinem Tod 1849 wird er 30 000 Einzelblätter sowie Illustrationen für etwa 500 Bücher anfertigen, darunter Bilder vom Leben in der „fließenden, vergänglichen Welt“ (*ukiyo-e*), etwa Schauspielerporträts oder Strafenszenen, vor allem aber Landschaftsbilder. Seine Werke prägen ab Mitte des 19. Jahrhunderts Europas Bild von Japan. Seine Kunst der Reduktion auf das Wesentliche inspiriert

# Kunst & Kultur

die europäischen Impressionisten.

## 1792

Der russische Zar versucht, über Hokkaido, die nördlichste der vier japanischen Hauptinseln, Handelsbeziehungen mit dem Inselreich zu eröffnen. Immer häufiger zeigen sich nun ausländische Schiffe in japanischen Gewässern. Das Bakufu aber lehnt jegliches Abkommen ab, lässt die Küstenverteidigung ausbauen und beschließt 1825, dass jedes ausländische Schiff, das sich den Küsten Japans nähert, vernichtet und dessen Besatzung hingerichtet werden soll (siehe 1839–1842).

## 1797

Utagawa Hiroshige wird als Sohn eines Samurai in Edo geboren. Nach einer traditionellen Ausbildung zum Holzschnittkünstler widmet er sich wie sein Vorbild Hokusai der Landschaftsmalerei. 1833/34 erscheint mit den „53 Stationen der Tokaido“ über Szenen an der Landstraße zwischen Edo und Kyoto sein erstes Meisterwerk. Weitere folgen,

schmuggel über seine Grenzen zu unterbinden, greifen die Engländer mit nur 4000 Mann an (Opiumkrieg). Das schließlich unterlegene China muss im Vertrag von Nanjing unter anderem Hongkong abtreten und weitere Häfen für den britischen Handel öffnen – es ist der erste einer Reihe so genannter „ungleicher Verträge“, die westliche Großmächte asiatischen Ländern aufzwingen (siehe 1858).

Japan ist beunruhigt, dass ein so kleines Heer ein so großes Land besiegen kann. 1844 lockt es das Gesetz von 1825, wonach jedes ausländische Schiff, das sich Japans Küste nähert, zerstört werden muss.

## 1844

Der niederländische König fordert das Inselsreich auf, seine Grenzen für westliche Kaufleute zu öffnen, bevor es dazu gezwungen werde.

## 1853

Ankunft der „Schwarzen Schiffe“. Am 2. Juli trifft Commodore Matthew Perry (1794–

Die Furcht vor der militärischen Überlegenheit der Amerikaner veranlasst das Shogunat zur Aufgabe seiner konsequenteren Isolationspolitik: Es unterzeichnet im folgenden Jahr einen Freundschaftsvertrag, der unter anderem die Versorgung amerikanischer Schiffe und Schiffbrüchiger sowie die Einrichtung eines amerikanischen Konsulats auf japanischem Boden regelt; Handelsbeziehungen lehnt Edo indes weiterhin ab (siehe 1858).

## 1854

Die Tokugawa-Regierung bestellt in den Niederlanden Waffen und Kriegsschiffe, richtet eine Militärakademie ein und gründet 1856 ein Übersetzungsbüro für ausländische Bücher.

## 1858

Handelsvertrag zwischen den USA und Japan. Freier Handel in mehreren Häfen, Wohnrecht für Ausländer und Exterritorialität (d. h. sie fallen nicht unter japanisches Recht) werden vereinbart. Es ist wohl auch die anhaltend

Die Öffnung der Häfen schürt die Fremdenangst. Zusammen mit der Ohnmacht der Regierung kulminiert die Entwicklung in der *Sonno-joi*-Bewegung („Ehrt den Kaiser, vertreibt die Barbaren“). Auf der anderen Seite nutzen die dem Shogunat (wie auch westlichen Ausländern) feindlich gesonnenen Daimyōte wie Satsuma auf Kyushu und Chōshū auf Honshū den Kontakt mit dem Westen zur militärischen Rüstung. Als sich beide Daimyōte 1866 gegen die Tokugawa verbünden, sind diese militärisch bereits unterlegen; Strafexpeditionen gegen Chōshū scheitern.

## 1868

Meiji-Restauration. Das alte Shogunat-System hat abgewirtschaftet, und so ersetzen es unzufriedene Samurai und Daimyō durch ein noch älteres: Am 3. Januar 1868 befreien Streitkräfte unter der Führung der Daimyōte von Chōshū und Satsuma den Tenno aus seiner Gefangenenschaft im Palast von Kyoto. Federführend sind dabei unter anderem die beiden Samurai Saigo Takamori (1827–1877) und Okubo Toshimichi (1830–1878; siehe 1877), die Regierungsgewalt wird an den damals 16-jährigen Kaiser Mutsuhito (1867–1912) übergeben, der postum nach der Devise seiner Herrschaft *meiji* („Lerndurchsetzte Herrschaft“) genannt wird.

Der junge Tenno verleiht dem Umsturz wie den folgenden Reformen Legitimation.

## Angst vor christlicher Mission treibt Japan in die Isolation

etwa „100 Ansichten berühmter Orte in Edo“ oder die „69 Stationen an der Kiso-Straße“. Der letzte große Meister des japanischen Holzschnitts stirbt am 12. Oktober 1858 in Edo an der Cholera.

## 1839–1842

Als China versucht, den britischen Opium-

1858) mit vier bewaffneten Schiffen in der Bucht von Edo ein. Im Auftrag des US-Präsidenten drängt er das Kaiserreich zur Eröffnung von Handelsbeziehungen. Die Regierung ist hilflos; erstmals fragt das Bakufu den Kaiser nach dessen Meinung.

schlechte wirtschaftliche Lage, welche Tokyo veranlasst hat, die Abschließungspolitik aufzugeben. Das Abkommen ist das erste in einer Reihe von ungleichen Verträgen, die Japan mit westlichen Staaten eingeholt. Bald folgen weitere mit Großbritannien, Frankreich, Russland und Preußen.

NIPPON HOTEL HAMBURG



## Hamburg

Roland Lorson  
Karlsruher Str. 54  
69126 Heidelberg  
tel. 06 221-33 97 59



[www.Japanische-Wohnkultur.de](http://www.Japanische-Wohnkultur.de)

## Heidelberg

ZEN-THEMATIK  
KERAMIK  
KALLIGRAPHIE  
MALEREI

Galerie für traditionelle Kunst

japan-art.com

Braubachstr. 9 60311 Frankfurt Tel 069 282839

## Frankfurt

1868-1912

Meiji-Zeit. Die Berater um den Kaiser forcieren die Modernisierung Japans nach westlichem Vorbild [siehe 1871]: Eisenbahnstrecken und Telegrafverbindungen werden gebaut, der Monarch gibt dem Land eine neue Verfassung [siehe 1889], in der Hauptstadt regiert bald ein Ministerkabinett, 1872 erhält Japan ein modernes Schulsystem. Und auch die Verwaltung wird reformiert: 1869 müssen die Daimyo ihre Löhne zurückgeben [die ehemaligen Grundherren bekommen jetzt staatliche Zuwendungen], zwei Jahre später wird das Land in Präfekturen unterteilt. Die Samurais werden durch eine Armee aus Wehrpflichtigen ersetzt [siehe 1873].

Doch auf die Phase der Übernahme alles Westlichen folgt bald eine Phase der Rückbesinnung auf die eigene Identität. Zwar sehen auch Traditionalisten den Nutzen der technischen Errungenschaften des Westens, doch die japanischen Werte sind, so glauben viele, allen anderen überlegen [siehe 1877 und 1890].

1871

Iwakura-Mission. Ein Großteil der Regierung geht für etwa anderthalb Jahre ins Ausland, um in den USA und Europa Regierungs- und Bildungssysteme, Industrie und Infrastruktur zu studieren. Gleichzeitig werden ausländische Berater und Lehrer nach Japan geholt. Bis

1876 helfen etwa 600 solcher Experten bei der Modernisierung des Landes: Briten beraten beim Eisenbahn- und Telegrafenbau, Preußen bei der Organisation des Heeres und Amerikaner bei der Modernisierung von Landwirtschaft und Post.

In einem Handelsvertrag mit China wird auch die Gleichberechtigung beider Länder festgeschrieben. Fünf Jahre später schließt Japan einen Kontrakt mit Korea. Doch das Abkommen ähnelt in vielerlei Hinsicht jenen ungleichen Verträgen, die nach 1854 von Amerikanern und Europäern mit Japan geschlossen worden sind, und wird von Korea erst nach einer Macht demonstation der japanischen Flotte unterzeichnet.

1873

Durch die Einführung der Wehrpflicht wird der Unterschied zwischen einfachem Bürger und Samurai aufgehoben. Dienstpflichtig sind alle Männer ab 21. Als es 1876 ehemaligen Samurai endgültig verboten wird, Schwerter zu tragen, fühlen sich viele ihrer

gel und Schwerter gehoben. Dienstpflichtig sind alle Männer ab 21. Als es 1876 ehemaligen Samurai endgültig verboten wird, Schwerter zu tragen, fühlen sich viele ihrer Ehre beraubt. Maßnahmen, die ehemaligen Kriegern bei der

Die „Bewegung für Volksrecht und Freiheit“ fordert die politische Partizipation der einfachen Bevölkerung, der Ruf nach einem Repräsentantenhaus und einer liberalen Verfassung wird laut, und bald entstehen erste Parteien.

Am 1. Januar wird der alte japanische Mondkalender durch den Gregorianischen Kalender abgelöst.

1877

**Satsuma-Aufstand.** In der alten Provinz Satsuma schließen sich von der neuen Regierung enttäuschte Samurai zu einer 30 000 Mann starken Rebellenarmee zusammen; sie streiten gegen den westlichen Einfluss und für ein auf dem überkommenen Ständesystem fußendes Kaiserreich. Ihr Anführer ist der mittlerweile aus der Regierung ausgeschiedene Saigo Takamori. Sein ehemaliger Weggefährte Okubo Toshimichi organisiert die schließlich siegreichen Regierungstruppen.

Nach der Niederlage nimmt sich Saigo Takamori das Leben, Okubo Toshimichi wird im folgenden Jahr von Samurai ermordet.

1884

In Anlehnung an das Vorbild Preußen wird aus Höflingen, ehemaligen Daimyo und hochrangigen Samurai ein neuer Adelsstand geschaffen.

1888

1888  
Einführung des Geheimen Staatsrats, einer Art Ratgeberremium zur Unterstützung des Kaisers.

**1889**  
Meiji-Verfassung: Als göttlicher Monarch steht der Tenno weiterhin an der Spitze des Landes, das nun von einem Ministerpräsidenten und seinem Kabinett regiert wird.

Ein Zweikammerparlament, bestehend aus Oberhaus [Adelskammer] und Unterhaus, in das Abgeordnete gewählt werden, stimmt künftig über Gesetze ab. Doch damit ist Japan noch kein demokratisches Land: Als 1890 die ersten Wahlen stattfanden, sind nur diejenigen männlichen Japaner wahlberechtigt, die jährlich mindestens 15 Yen Steuern zahlen – so wohlbabend ist nur

Mitte des 19. Jahrhunderts gerät das Tokugawa-Shogunat in Bedrängnis - durch den wachsenden Druck der Westmächte, durch wirtschaftliche Probleme im Inneren. Krieger aus den dem Shogunat gegenüber feindlich eingestellten »äußeren« Lehnen wie dem der Familie Shimazu (Satsuma) nutzen die Krise, um 1868 eine Restauration der kaiserlichen Macht herbeizuführen und Japan zu modernisieren. Binnen weniger Jahrzehnte schließt das Land in der „Meiji-Zeit“ zum Westen auf

etwa ein Prozent der Bevölkerung. Ein weiteres Element der Verfassung ist die Unabhängigkeit der Gerichte.

1897

Ein kaiserliches Edikt reformiert das erst 1872 eingeführte, westlich geprägte Erziehungssystem: Shintoistische Staatsphilosophie und konfuzianische Ethik sollen jetzt wieder deutlicher zur Geltung kommen.

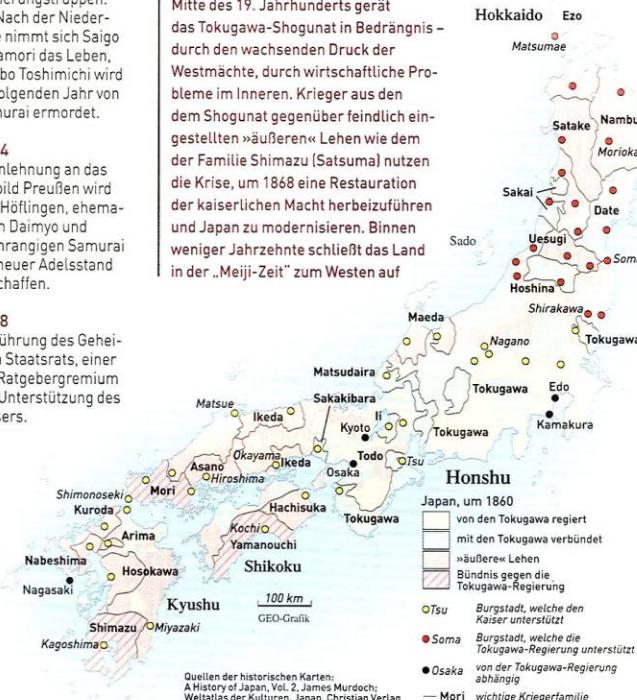
1894/

Erster Chinesisch-Japanischer Krieg. Japan verfolgt immer stärker eine imperialistische Politik. Als Truppen des Tenno die koreanische Halbinsel besetzen.

kommt es zum Krieg mit China, das dort ebenfalls nach Vorrherrschaft strebt. Der Sieg über den Rivalen verschafft Japan internationalen Respekt. 1910 wird Korea von Japan annexiert.

1904/0

17.04.03 Russisch-Japanischer Krieg. Nach der russischen Besetzung der Mandschurei strebt Japan Verhandlungen mit dem Zarenreich über die gegenseitigen Interessen in China und Korea an. Als St. Petersburg ablehnt, eröffnen die Japaner den Krieg mit einem Angriff auf die chinesische Hafenstadt Port Arthur (chinesisch: Lushun) auf der Halbinsel.



# Kunst & Kultur

insel Liaodong). Die Japaner vernichten die Flotte des Zaren und besetzen Liaodong. Damit trägt Japan als erste asiatische Nation der Neuzeit den Sieg über eine europäische Macht davon.

1911

Japan schließt eine Reihe von neuen Handelsverträgen. Alle ungleichen Verträge des 19. Jahrhunderts sind nun beseitigt.

1912

Kaiser Meiji stirbt im Alter von 59 Jahren in Tokyo. Für Japan endet eine Epoche, in der in kürzester Zeit die Wandlung von einem feudalen in einen modernen Staat mit einer aufblühenden Industrie gelungen ist. Ihm folgt sein dritter, 1878 geborener Sohn Yoshihito (1912–1926) unter der Divise *taisho* („große Rechtschaffenheit“) auf den Thron.

1912–1926

Taisho-Zeit. Während Yoshihitos Herrschaft mehrhen sich die Stimmen, welche Demokratie fordern. Auf der anderen Seite suchen Aristokratie, Beamtenschaft, Führer konservativer Parteien, Militärs und Wirtschaftsmagnaten eine Liberalisierung zu verhindern. Diese mächtigen Gruppen bilden freilich keine geschlossene Interessengemeinschaft, sondern ringen um die Macht. Nicht zuletzt 1919 einsetzende Studentenunruhen führen schließlich dazu, dass 1925 das Wahlrecht für alle männlichen Japaner über 25 Jahren eingeführt wird.

Zu dem wohl größten Problem dieser

Zeit wird die Arbeitslosigkeit. Denn einerseits ist die japanische Wirtschaft in hohem Maße auf teure Rohstoffimporte angewiesen, andererseits zeigt sich, dass japanische Produkte vielfach international nicht wettbewerbsfähig sind beziehungsweise durch Protektionismus von einigen Märkten ausgeschlossen werden. Zudem kommt es in den 1920er Jahren zu einem starken Bevölkerungswachstum. Hungerunruhen sind die Folge. Erst in den 1930er Jahren kann Japan die Krise überwinden (siehe 1931).

1914–1918

Erster Weltkrieg. Wenige Tage nach Kriegsbeginn fordert Japan

sich Japan wieder militärisch, nun gegen Russland. Denk Tokyo fürchtet, der revolutionäre Funke könnte auf das eigene Land überspringen. Nach dem Krieg werden Japan die chinesischen Rechte über Qingdao sowie über andere Kolonien im Pazifik übertragen – zum Teil als Treuhandmandat des Völkerbundes, dem Japan 1926 beitritt.

1923

Großes Erdbeben von Tokyo. Am 1. September um 11.58 Uhr erschüttert ein Erdbeben der Stärke 7,9 auf der Richterskala die Kantō-Region. Mehr als die Hälfte aller Häuser in Tokyo wird, größtenteils durch Brände, zerstört. Mehr als

„Seiyukai“ und rechte Gruppierungen verstehen es besser, die Massen für sich zu gewinnen. Sie knüpfen an japanische Traditionen und kulturelle Werte an, an den Staatskult mit dem Kaiser im Mittelpunkt, und fordern, Japan solle Asien vom Einfluss des Westens befreien. So wächst auch der Einfluss des Militärs auf die Politik (siehe 1932). Bald rufen die Westmächte Japan zur Mäßigung, die Beziehungen zu den USA verschlechtern sich. Zollmauern verhindern den Export japanischer Waren auf den amerikanischen Markt.

Japan isoliert sich schließlich wieder, tritt 1933 aus dem Völkerbund aus. Während

## Das moderne Japan siegt über seine feudale Vergangenheit

das Deutsche Reich ultimativ auf, seine „Pachtgebiete“ um das chinesische Qingdao (Tsingtau) Tokyo zu überreignen sowie alle Schiffe aus chinesischen und japanischen Gewässern abzuziehen. Als Deutschland die Frist verstreichen lässt, erklärt Japan Deutschland am 23. August den Krieg. Anfang November kapitulieren die in Qingdao stationierten deutschen Soldaten.

Schon im Oktober haben die Japaner mehrere deutsche Kolonien eingenommen, unter anderem Teile der Marianen und die Marshall-Inseln. In Mikronesien stoßen sie auf keinerlei Widerstand. Erst nach der Oktoberrevolution im Zarenreich engagiert

140 000 Menschen gelten als tot oder vermisst.

1926–1989

Showa-Zeit („erleuchteter Friede“). Kaiser Yoshihitos Sohn Hirohito (geb. 1901), der schon seit 1921 für seinen kranken Vater regiert, wird nach dessen Tod der 124. Tento. Etwa gleichzeitig gründen Arbeiter und Intellektuelle mit der „Rodo nominto“ (Arbeiter- und Bauern-Partei) die erste große Linkspartei Japans. Doch eine echte Massenbewegung wird die Linke nicht: Bei keiner Unterhauswahl erreicht sie mehr als 37 der 466 Parlamentssitze. Die alten konservativen Parteien wie die

des Zweiten Weltkriegs (siehe 1941–1945) schließt Tokyo mit Berlin und Rom einen Dreimächtepakt, in dem sich die Unterzeichner militärischen, politischen und wirtschaftlichen Beistand zusichern.

Japan verspricht sich von diesem Vertrag die Unterstützung seines weiteren Vormachtstrebens in Ostasien. Doch wie seine Partner gehört Tokyo zu den Verlierern des Kriegs. Auf amerikanischen Druck wird das Land demokratisiert (siehe 1945–1951/52); es wird zum wichtigsten pazifischen Bündnispartner der USA (siehe 1950–1953) und steigt zur wirtschaftlichen Weltmacht auf (siehe um 1965 und 1989).

Bonn



XI'AN - KÄSSELICHE MÄCHT IM JENSEITS  
GRABFUNDE UND TEMPELSCHÄZTE AUS CHINAS ALTER HAUPTSTADT

21. APRIL BIS 23. JULI 2006 IN BONN

... KUNST- UND AUSSTELLUNGSHALLE  
DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND

[WWW.BUNDESKUNSTHALLE.DE](http://WWW.BUNDESKUNSTHALLE.DE)

Aikido in Deutschland

合氣道

AIKIDO  
AIKIKAI DEUTSCHLAND  
FACHVERBAND FÜR AIKIDO e.V.

[www.aikikai.de](http://www.aikikai.de)

Bielefeld

Confetti

Der JAPAN-SPEZIALIST

Traditionelle japanische Lebensart  
Japanische Feinkost - Lebensmittel

Schnell + bequem einkaufen im online-shop  
[www.Japan-Kochmesser.de/east](http://www.Japan-Kochmesser.de/east)

In unseren INTENSIV-SEMINAREN erlernen Sie  
alle Arten + Formen der SUSHIZUBEREITUNG  
Grundkurs/Aufbaukurs JAPANISCH KOCHEN  
Theorie + Praxis der JAPAN-KOCHMESSER  
+ SCHLEIFSTEINE

D-33602 Bielefeld - Welle 6 · Fax+Tel. +49/(0)521/64 3 64

## Glossar

### Bakufu

„Zeltregierung“. Militärregierung des Shogun

### Bushido

„Weg des Kriegers“. Verhaltenskodex der Samurai

### Daimyo

„Großer Name“. Provinzfürsten, die zwischen etwa 1600 und 1868 dem Shogun unterstehen

### Geisha

Kultivierte Unterhalterinnen. Bis ins 18. Jahrhundert sind Geisha – „Künstler“ – männlich. Ab etwa 1800 schließt ihre Arbeit zunehmend erotische Dienste ein

### Kami

Göttliche Natur- und Geisteswesen, die im Shinto-Glauben verehrt werden

### Nippon (Nihon)

„Land der aufgehenden Sonne“. Der eigentliche Name Japans

### Samurai

Angehöriger des japanischen Kriegeradels. Samurai stützen seit 1192 die Militärrherrschaft des Shogun. Ab etwa 1600 werden Samurai in Gruppen zusammengefasst, die jeweils einem Daimyo unterstehen. Bis 1868 sind die Samurais der dominierenden Stand Japans

### Seppuku (Harakiri)

Das „Bauchaufschneiden“ ist der rituelle Selbstmord der Samurai

### Shinto

Der „Weg der Götter“ ist die einheimische Naturreligion Japans

### Shogun

Als oberster Samurai und Militärrherrsch der von 1192 bis 1868 (mit Unterbrechungen) der Shogun die reale Macht im Staat – und nicht der Kaiser. Seit etwa 1600 unterstehen ihm die Daimyo als Vasallen

### Tenno

„Himmlicher Herrscher“ ist der Titel des japanischen Kaisers. Als Nachfahre der Sonnen göttin Amaterasu ist er zugleich höchste Autorität des Shinto

### 1931

Ein Gesetz zur Überwachung der Großindustrie ermöglicht es der Regierung, Unternehmensfusionen zu fördern und ruinösen Wettbewerb zu unterbinden. Vor allem mit diesem Gesetz, aber auch mit einer Währungspolitik, die japanische Erzeugnisse auf dem Weltmarkt konkurrenzlos billig macht, überwindet Japan die Wirtschaftskrise der 1920er Jahre: In den folgenden fünf Jahren verdoppelt sich der japanische Warenexport. Zusätzlich wird die Wirtschaft durch ein massives Rüstungsprogramm gestärkt.

Japan marschiert in die Mandschurei ein. Als Vorwand dient ein von japanischen Soldaten verübter, aber den Chinesen angestarter Anschlag. Im Jahr darauf gründet Japan dort den Marionettenstaat Mandschukuo.

### 1932

Staatsstreich. Premierminister Inukai Tsuyoshi wird von einer Gruppe junger Offiziere ermordet. Zwar können die Putschisten kein Militärrégime installieren. Doch übernimmt jetzt ein „Nationales Einheitskabinett“ unter Führung eines Admirals die Macht. Damit geht die Ära der Parteienregierungen zu Ende.

### 1937–1945

Zweiter Chinesisch-Japanischer Krieg. Am 7. Juli kommt es bei der Marco-Polo-Brücke [etwa 15 Kilometer südwestlich von Beijing] zu einem Feuergefecht zwischen

japanischen und chinesischen Streitkräften. Ob dieser Vorfall von Japanern provoziert wurde, ist umstritten. Doch nutzt Tokyo ihn für einen Eroberungsfeldzug; 1938 kontrolliert Japan bereits die großen Städte und Eisenbahnlinien im Osten Chinas.

Danach stagniert der Kampf. In den folgenden Jahren werden die Besatzer zunehmend von chinesischen Guerilleros unter Druck gesetzt. Als Tokyo 1945 kapitulierte, sind 20 Millionen Chinesen dem japanischen Eroberungswahn zum Opfer gefallen.

### 1941–1945

Im Dezember greift Japan ohne Kriegserklärung den amerikanischen Pazifik-Stützpunkt Pearl Harbor an. Die USA verlieren zahlreiche Kriegsschiffe und mehr als 100 Flugzeuge. Rund 2500 Soldaten sterben.

Damit ist Tokyo in den Zweiten Weltkrieg eingetreten. Bis Ende des Jahres besetzen die Japaner Hongkong, die Philippinen und bis Mitte 1942 nahezu ganz Südostasien. Doch dann Wendet sich das Kriegsglück: Bei einem erfolglosen Angriff im Juni 1942 auf die amerikanische Marinestation nahe der pazifischen Midway-Inseln verliert Japan vier seiner insgesamt sechs großen Flugzeugträger. Schon im April war Japan erstmal Ziel amerikanischer Bomben; trotz weiterer schwerer Luftangriffe [allein am 9. März 1945 sterben mehr als 100 000 Einwohner Tokios im Bombenhagel und Feuersturm] und meh-

rerer verlustreicher Schlachten lehnt das Kaiserreich die von den Kriegsgegnern geforderte bedingungslose Kapitulation ab.

Erst nachdem die USA am 6. August eine Atombombe über Hiroshima abgeworfen (80 000 Menschen sterben sofort, in den nächsten Jahren ebenso viele an der Strahlenkrankheit) und am 9. August eine weitere über Nagasaki geziert haben (ca. 70 000 Tote bis Ende 1945), gibt Japan auf; Am 2. September 1945 unterzeichnen Regierungsvertreter die Kapitulationsurkunde.

Der Zweite Weltkrieg ist vorüber.

Insgesamt haben 3,1 Millionen Japaner ihr Leben verloren, darunter 800 000 Zivilisten.

### 1945–1951/52

Besatzungszeit. Japan verliert seinen Kolonialbesitz, darunter

auch das jetzt geteilte Korea (siehe 1950).

Es wird von den USA besetzt, die unter Führung von General Douglas MacArthur die Demokratisierung des Landes einleiten: Am 1. Januar 1946 entsagt Kaiser Hirohito, Spross der Shinto-Sonnen-göttingen Amaterasu, auf Druck der USA seiner Göttlichkeit.

Im folgenden Jahr tritt eine neue, ernst-mals demokratische Verfassung in Kraft. Sie beginnt mit den Worten „Wir, das japanische Volk“. Der Kai-

ser wird zum „Symbol des States“, die Regierung ist jetzt nur dem Volk gegenüber verantwortlich. Und in Artikel 9 wird der Einsatz militärischer Gewalt abgelehnt.

1951 schließt Japan mit den USA und 47 weiteren Nationen Friedensverträge. Sicherheits- und Vertragsabkommen gestatten den USA jedoch weiterhin militärische Präsenz auf dem Archipel – bis heute.

### 1950–1953

Korea-Krieg. Als das mit der Sowjetunion verbündete Nordkorea in das von den USA unterstützte Südkorea eindrang, entsandten die Vereinten Nationen und Washington Truppen nach Asien.

Japan wird [obwohl es keine Offensivstreitkräfte besitzt] zum wichtigsten Verbündeten in der Region. 1953 ziehen sich die

### 1959

Kronprinz Akihito heiratet Shoda Michiko. Es ist die erste Ehe eines Thronfolgers mit einer Bürgerlichen.

Im folgenden Jahr bekommt das Paar sein erstes Kind, den heutigen Thronfolger Naruhito, 1965 wird Prinz Akishino geboren, und 1969 kommt Prinzessin Sayako zur Welt.

### 1964

Kaiser Hirohito eröffnet die Olympischen Sommerspiele in Tokyo. Am Ende steht Japan mit 16-mal Gold auf Rang drei des Medaillenspiegels, hinter den USA und der Sowjetunion, gefolgt vom deutschen Team.

### um 1965

Japan ist zu einer der fünf bedeutendsten Industrienationen geworden. Schon 1950 hat das Land Großbritannien im Schiffbau, 1961 auch in der Stahl-

## Kein Kaiser amtiert so lange wie Hirohito – keiner ist so umstritten

zialbesitz, darunter auch das jetzt geteilte Korea (siehe 1950).

Es wird von den USA besetzt, die unter Führung von General Douglas MacArthur die Demokratisierung des Landes einleiten: Am 1. Januar 1946 entsagt Kaiser Hirohito, Spross der Shinto-Sonnen-göttingen Amaterasu, auf Druck der USA seiner Göttlichkeit.

Im folgenden Jahr tritt eine neue, ernst-mals demokratische Verfassung in Kraft. Sie beginnt mit den Worten „Wir, das japanische Volk“. Der Kai-

communistischen Truppen aus Südkorea zurück.

### 1956

Japan wird Mitglied der Vereinten Nationen. Damit gibt es seine Isolation endgültig auf: Zusammenarbeit mit dem Westen sowie die Freundschaft mit den Nachbarn in Asien werden zu Leitlinien der Politik. Heute engagiert sich Tokyo nicht nur im Rahmen der UN, sondern auch in der Entwicklungshilfe: So hat es etwa die Gründung der „Bank zur Entwicklung Asiens“ maßgeblich gefördert.

erzeugung überflügelt. In der Herstellung von Unterhaltungselektronik wird es kurz darauf nur noch von den USA übertrffen. Bald sind qualifizierte Arbeitskräfte so knapp, dass japanische Unternehmen ihren Mitarbeitern lebenslange Beschäftigung garantieren.

### 1989

Hirohito stirbt im Alter von 87 Jahren. Kein japanischer Kaiser ist jemals so alt geworden, keiner hat so lange amtiert wie er. Mit dem Tod Hirohitos

HERAUSGEBER

Peter-Matthias Gaede

CHEFREDAKTORE

Michael Schaper

GESCHÄFTSFÜHrende REDAKTEURE

Cay Rademacher (Text), Jutta Krüger (Art Direction)

TEXTREDAKTION

Jens-Rainer Dörschel, Anja Herold

BILDREDAKTION

Christian Gundlach; frische Minizitate: Anja Jöckel

ART DIRECTOR

Johannes Dönges; frische Mitarbeit: Tatjana Lorenz

DOKUMENTATION

Olaf Mischler, Andreas Sedlmaier

Freie Mitarbeiter: Michaela Brandt, Dr. Eva Danulat

WISSENSCHAFTLICHE BERATUNG

Oliver Aberle

CHEF-VOM DIENST TECHNIK

Rainer Dörschel

Mitarbeiter dieser Ausgabe

Jörg-Uwe Albig, Dr. Ralf Berhorst,

Nina Dabel, Michaela Eickhoff, Christiane Hofstetter, Iris Hobsch,

Christine Iseki, Feng Maier, PD Dr. Frank Oehme, Silke Piersdorf,

Wolfgang Reiter

KARTOGRAPHIE: Rainer Dörschel

SCHLÜSSEREDAKTION: Dirk Koechl

Assistenz: Hannalore Kochel

HONORARE: Petra Schmidt

REDAKTIONSSAAL: Ursula Arens

BILDAUTOMATION UND -TECHNIK: Bernhard Dinkel

GEO-BILDBARCHIV: Bettina Behrens, Gerd Lüdemann, Peter Müller

REDAKTIONSBÜRO NEW YORK:

Nadia Massi (Leitung), Brigitte Balkir, Wilma Simon, Katherine Ciad (Sekretariat), 375 Lexington Avenue, New York, NY 10017-5514,  
Tel. 001 / 21 31 499-800, Fax 001 / 21 31 499-8105.

E-Mail: geo@geo-ny.com

Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt:  
Michael Schaper

VERLAGLEITUNG: Dr. Gerd Bräse, Ove Sasse

ANZEIGENLEITUNG: Anke Wiegel

VERTRIEBSLEITUNG: Ulrike Klemmer

MARKETINGLEITUNG: Jan-Pieter Stempels

HERSTELLUNG: Peter Grimm

ANZEIGENABTEILUNG: Anzeigenagentur: Uwe Wangermann,

Tel. 040 / 37 03 29, Fax: 040 / 37 03 57 73

Anzeigenproduktion: Marco Schütze,

Tel. 040 / 37 03 23 27, Fax: 040 / 37 03 56 04

E gilt die GEO Sonderhefte-Anzeigenpreisliste Nr. 2/2006

HEFTPREIS: 8,00 Euro; ISSN-Nr.: 3-578-18000-8 • © 2006 Gruner + Jahr,

Hamburg, Bankvertrieb: Deutsche Bank AG Hamburg,

Konto 032200, BLZ 200 700 000

ISSN-Nr.: 1861-6097

DRUCK: Prinovis Itzehoe GmbH & Co KG

Printed in Germany



## GEO-LESERSERVICE

### FRAGEN AN DIE REDAKTION

Telefon: 040 / 37 03 29 73, Telefax: 040 / 37 03 56 48

E-Mail: briefe@geo.de

### ABONNEMENT- UND EINZELHEFTBESTELLUNG

#### ABONNEMENT DEUTSCHLAND

Jahres-Abonnement: 27,40 €

Bestellungen:

Grunder + Jahr AG & Co KG

GEO-Kundenservice

20080 Hamburg

Telefon: 01805 / 861 80 01\*

(12 Cent./Min.)

24-St.-Online-Kundenservice: www.MeinAbo.de/service

24-St.-Online-Kundenservice: www.MeinAbo.de/service

#### ABONNEMENT ÖSTERREICH

GEO-Abonnementservice

Postfach 5, A-6960 Wolfurt

Telefon: 08200 / 10 85

Fax: 08200 / 10 85 10

E-Mail: geo@abo-service.at

#### ABONNEMENT SCHWEIZ

GEO-Leserservice

Postfach, CH-6002 Luzern

Telefon: 041 / 229 22 80, Telefax: 041 / 229 22 04

E-Mail: geo@leserservice.ch

#### ABONNEMENT ÜBRIGES AUSLAND

GEO-Kundenservice, Postfach, CH-6002 Luzern;

Telefon: 041 / 229 22 80, Telefax: 041 / 229 22 04

E-Mail: geo@leserservice.ch

#### BESTELLEDRESSE FÜR GEBÜCHER, GEO-KALENDER, SCHÜBER ETC.

#### DEUTSCHLAND

GEO-Vertrieb-Service

Werner-Haas-Straße 5

7417 Neckarsulm

Telefon: 01805 / 04 20 00

(12 Cent./Min.)

Telefax: 01805 / 08 20 00

(12 Cent./Min.)

E-Mail: service@guj.com

SCHWEIZ

GEO-Vertrieb-Service 50/001

Postfach 1002

CH-1240 Genf 42

ÖSTERREICH

GEO-Vertrieb-Service 50/001

Postfach 5000

A-1150 Wien

#### BESTELLUNGEN PER TELEFON UND FAX FÜR ALLE LÄNDER

Telefon: 0049-1805 / 06 20 00, Telefax: 0049-1805 / 08 20 00

E-Mail: service@guj.com

# DIE FRANZÖSISCHE REVOLUTION



Zuletzt erschienene Ausgaben:



Die folgenden Ausgaben:

- Preußen (30. August 2006)
- Das Zeitalter der Entdecker (29. November 2006)
- Kaiser, Ritter, Hanse – Deutschland im Mittelalter (21. Februar 2007)



Als Pariser Bürger 1789 die Bastille stürmen (gr. Bild), erkämpfen sie die Macht. Noch aber will niemand die Monarchie zerstören. Dreieinhalb Jahre später jedoch, nach Kriegen und Verschwörungen, wird König Ludwig XVI. aufs Schafott geführt (u.). Fanatische Revolutionäre wie Maximilien Robespierre (l.) schicken schließlich Tausende auf die Guillotine. Und so gebiert diese Revolution das Versprechen der Freiheit – und die Angst vor dem Terror



## WEITERE THEMEN

**DAS ATTENTAT VON VERSAILLES:** Ein Mordanschlag auf den König erschüttert das Ancien Régime schon Jahre vor der Revolution – und ist ein Menetekel für das, was kommen wird.

**DER STURM VOR DEM STURM:** Als im Sommer 1788 der Staatsbankrott droht, bricht eine erste Revolte los. Doch nicht das Volk verweigert dem Monarchen den Gehorsam, sondern der Adel.

**AUFSTAND GEGEN DIE REVOLUTION:** In der Atlantikregion Vendée kämpfen Adlige, Bauern, Geistliche gegen das neue Regime. Die Machthaber schlagen erbarmungslos zurück.

**DER SOMMER DES TERRORS:** 1794 will der Revolutionär Robespierre die Republik mit unerbittlicher Tugend retten. Seine Waffen sind die Angst – und die Guillotine.

**BÄLLE UND VERSCHWÖRUNGEN:** Nach dem Terror feiern sich die Überlebenden Revolutionäre, Paris erstrahlt in alter Glanz und neuen Festen. Derweil jedoch plant der junge General Napoleon Bonaparte einen Putsch.

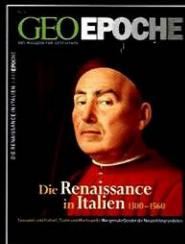
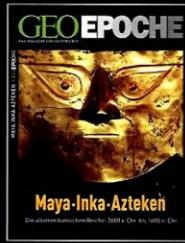
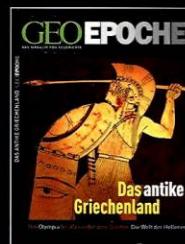
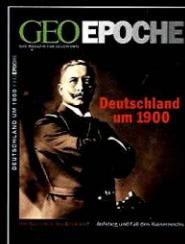
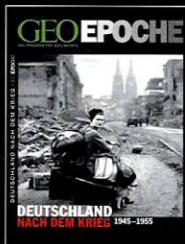
Im Sommer 1789 versammelt sich – noch von niemandem organisiert oder angeführt – eine Menschenmenge im Garten des Palais Royal zu Paris. Dramatische Gerüchte machen die Runde: Der König ziehe Soldaten zusammen und wolle mit Bajonetten und Kanonen das unzufriedene Volk niederzwingen.

Da schwingt sich ein 29-jähriger Anwalt auf, der wegen eines angeborenen Sprachfehlers eigentlich das öffentliche Reden hasst, und fordert die Plünderung der Armeedepots. Bald sind mehr als 30 000 Wehrehe in den Händen der Aufständischen – und am 14. Juli ziehen sie los, die Bastille zu erobern, das düstere, mächtige, scheinbar uneinnahmbar Burggefängnis in der Stadt und das verhasste Symbol der Despotie.

Jener legendäre Tag markiert nicht den Anfang, wohl aber einen Höhepunkt der wahrscheinlich folgenreichsten politischen und sozialen Umwälzung der Neuzeit: der Französischen Revolution.

Die neue Ausgabe von GEOEPOCHE zeichnet minutös die Ursachen und den Verlauf dieses Dramas nach. Eines Umsurzes, dessen Wucht die Akteure auf ungeahnte, oft ungewollte Wege mitreißt – schwankend zwischen Demokratie und Diktatur, Menschenrechten und Angriffskriegen, Freiheit und Terror. „Wir haben in drei Jahren den Raum von drei Jahrhunderten durchquert“, sagt ein Augenzeuge.

Vieles, was in dem Revolutionsjahrzehnt in Frankreich geschaffen worden ist, hat bis heute überdauert. Doch der Preis dafür ist hoch: Zu den Tausenden, die ihr Leben lassen, gehört auch jener Anwalt, ohne dessen Aufruf der Sturm auf die Bastille vielleicht nie stattgefunden hätte und dessen Namen heute kaum noch jemand kennt.



# Geschichte erleben mit GEO EPOCHE.

Jetzt im ausgesuchten Buch- und Zeitschriftenhandel. Falls Sie eines dieser Hefte verpasst haben, bieten sich jetzt folgende Möglichkeiten: Sie können zum Zeitschriftenhändler Ihres Vertrauens gehen und danach fragen. Sie können sich direkt an GEO wenden – Tel. 01805/ 86 18-003\* oder Fax 01805/ 86 18-002\*. Sie können im Internet unter [www.geo-webshop.de](http://www.geo-webshop.de) nachschauen. Oder Sie können sich auf das neue Heft freuen.  
(12 Cent/Min.)

Sehen Sie weitere GEO-Produkte im Internet unter • • • • •

**GEO EPOCHE**

[www.geo-webshop.de](http://www.geo-webshop.de)